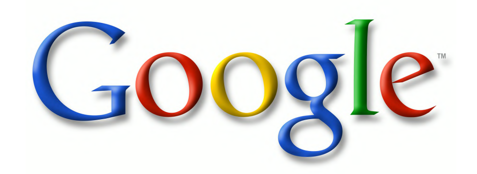
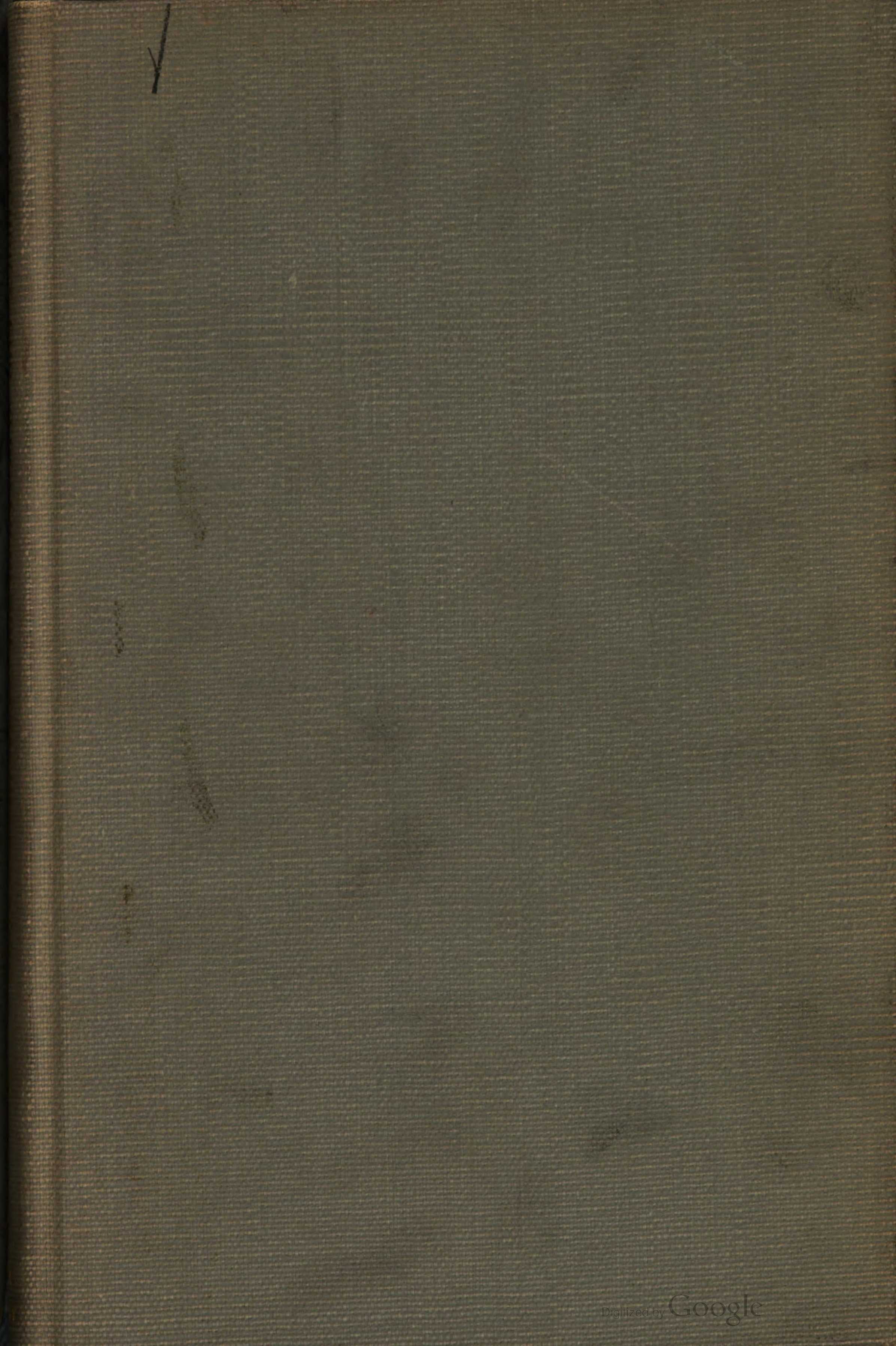

Google





ZEITSCHRIFT FÜR VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG

AUF DEM GEBIETE DER INDOGERMANISCHEN SPRACHEN

BEGRÜNDET VON A. KUHN

NEUE FOLGE / VEREINIGT MIT DEN

BEITRÄGEN ZUR KUNDE DER INDOGERMANISCHEN SPRACHEN

BEGRÜNDET VON A. BEZZENBERGER

HERAUSGEGEBEN VON

ERICH HOFMANN, HANNS OERTEL, FR. MEZGER
FRANZ SPECHT †, PAUL THIEME

69. BAND



AW Main

GÖTTINGEN / VANDENHOECK & RUPRECHT / 1951

Printed in Germany
Gedruckt bei Hubert & Co., Göttingen

Inhalt.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen

BEGRÜNDET VON A. KUHN

NEUE FOLGE / VEREINIGT MIT DEN
Beiträgen zur Kunde
der Indogermanischen Sprachen
BEGRÜNDET VON A. BEZZENBERGER

HERAUSGEGEBEN VON
F. MEZGER, HANNS OERTEL, FRANZ SPECHT
und PAUL THIEME

69. BAND
1./2. HEFT



1 9 4 8

Göttingen / Vandenhoeck et Ruprecht

Inhalt

Beiträge, die vorwiegend die indogermanischen Sprachen Asiens betreffen, werden an Prof. Dr. Paul Thieme, (19) Halle a. S., Martinsberg 8, erbeten; solche aus dem Gebiet der übrigen indogermanischen Sprachen, sowie über indogermanische Altertumskunde an Prof. Dr. Fr. Specht, (22b) Mainz, Am Gautor 5. Beiträge von in Amerika lebenden Mitarbeitern werden am besten an Prof. F. Mezger, Oak Hill Farm, Henderson Road, Bridgeport, Pa., U.S.A., gesandt. Arbeiten über allgemein indogermanische Gegenstände ist jeder der drei Schriftleiter entgegenzunehmen bereit. Die Schriftleitung dieses Heftes besorgte Prof. Specht. — Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, welche ein Herausgeber erbittet.

Mitherausgeber und Verlag der Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung grüßen mit dem ersten Heft, das nun nach längerer Unterbrechung wieder erscheinen kann,

HANNS OERTEL

der in diesen Wochen (20. 4. 1948) seinen 80. Geburtstag feiert,

in herzlicher Anteilnahme und Mitfreude. Wir wissen, daß wir zugleich im Namen einer großen Zahl von Mitforschern handeln, wenn wir die schöne Gelegenheit benützen, dem Jubilar den Dank für das auszusprechen, was er als Mitarbeiter und Herausgeber für unsere Zeitschrift, was er als Forscher für die Wissenschaft von der Sprache geleistet hat.

Zwei Gebiete sind es, auf denen Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, unserer Wissenschaft Wesentliches und Bleibendes geschenkt haben. In Ihren jüngeren Jahren, namentlich zu der Zeit, da Sie als Professor an der Yale University wirkten, war es die allgemeine Sprachtheorie, die im Vordergrund Ihres Interesses stand. In einer Reihe von Arbeiten und in Ihrem schönen Buch 'Lectures on the study of language' (1902) haben Sie zu den Grundfragen, die die neuere Sprachwissenschaft bewegen, das Wort ergriffen. Die Ihnen eigene, seltene Vereinigung festfundierter Kenntnisse auf dem Gebiet der Psychologie, dem der Geschichte der neueren Sprachwissenschaft, und schließlich dem der vergleichenden Grammatik hat Sie in den

Stand gesetzt, die von den Junggrammatikern angestrebte und begonnene Vertiefung der historischen Erklärung durch seelenkundliches Wissen weiterzuführen, und so der Forschung wichtige Fragen zu lösen und neue Anregungen zu geben. Auch heute noch, da manches der damalig dringenden Probleme erledigt oder in den Hintergrund getreten ist, vielleicht auch weil neue Blickpunkte entdeckt sind, neue Anschauungsweisen ihr Recht geltend machen, wird jeder Sprachforscher mit Genuß und zu dauerndem Gewinn Ihre reich unterrichtenden, sauber und gründlich prüfenden, stets von der Oberfläche in die Tiefe dringenden Arbeiten lesen

Daneben haben Sie von jeher als Ihr Spezialgebiet die Geschichte der altindischen Sprache gepflegt. Ihr galt während der letzten Jahrzehnte, vornehmlich Ihrer Münchener Zeit, Ihre ganze Arbeitskraft. Es ist hier in erster Linie die Erforschung der Syntax der ältesten indischen Prosa, der Brahmana-Texte, der Sie sich in Fortsetzung der grundlegenden Arbeiten B. Delbrücks mit nimmer müdem Eifer widmeten. Neben Ihrer 'Syntax of Cases I' (1926) stellen Ihre kleineren Abhandlungen, von denen eine Anzahl auch unsere Zeitschrift schmückt, in ihrer Gesamtheit ein stattliches Werk dar, in welchem eine schwer übersehbare Masse von Einzelerkenntnissen, gewonnen durch sorgfältigste Beobachtung und scharfsinnige Kombination, vereinigt sind — ein Werk, wie es nur der Fleiß und das Können eines Meisters zu schaffen vermag. Wo Delbrück als Pionier die ersten Pfade durch unwegsamen Dschungel geschlagen hat, haben Sie übersichtliches, wohl gepflegtes Gelände angelegt.

Wo Delbrück mit kühnen Strichen eine Gesamtskizze entwarf, haben Sie ein vollendetes Gemälde auszuführen versucht, auf restlose Vollständigkeit der Argumentation bedacht, mit strenger Interpretation auch die sprödesten Schwierigkeiten meisternd, blinde Dunkelheiten, die Delbrück als „unsicheres Material“ beiseite lassen mußte, mit makelloser Methode, mit sicherer Kunst durchleuchtend, um oft gerade ihnen dem Interpreten wie dem Syntaktiker gleich wichtige Aufschlüsse abzugewinnen.

Die Ereignisse der jüngst vergangenen Zeit haben auch Ihnen einen großen Teil Ihrer in jahrzehntelangem Fleiß zusammengetragenen Sammlungen zu Grunde gehen lassen. Wir wollen nicht in Bedauern über die damit vernichteten Hoffnungen versinken. Was Sie uns schon geschenkt haben und hoffentlich trotz allem noch weiter schenken werden, ist schön und bedeutend genug, daß wir dessen in reiner Freude gedenken dürfen. Ihre engsten Mitforscher wissen, wie oft sie bei der täglichen Arbeit in Ihrem Werk nach erschöpfender Auskunft suchen können. Die Jüngeren unter uns aber wollen Ihnen versprechen, das kostbare Erbe zu pflegen und in würdiger Weise zu vermehren, im bescheidenen, edlen Dienst an der Erkenntnis, die uns vom Schein (asat) zum Sein (sat), zum ‘satyasya satyam’ führen soll.

Schriftleitung und Verlag der Zeitschrift
für Vergleichende Sprachforschung

Die frühesten sprachlichen Spuren von Germanen.

Die Germanen gehören mit den Slawen und Balten, den Albanern und Tocharern zu den indogermanischen Völkern, die später als die übrigen Verwandten in das Licht der Geschichte getreten sind. Umso wichtiger erscheint für sie die Frage, bis zu welchem Zeitpunkt sich ihr Volkstum zurückverfolgen läßt, wann ihre nationale Geschichte beginnt. — Bis ins vorige Jahrhundert galt der Vorstoß der Cimbern und Teutonen nach Süden als der erste Auftritt der Germanen auf dem Schauplatz der Geschichte und damit das Jahr 113 v. Chr., wo sie den römischen Konsul Cn. Papirius Carbo bei Noreia besiegten, als das früheste Datum ihrer Geschichte.

Ein um mehrere Jahrzehnte früheres Datum ergab sich, als sich gegen Ende des 19. Jahrh. durch Müllenhoff die Ansicht Bahn brach, daß die Bastarner, die bis dahin für einen keltischen Stamm galten, ein germanisches Volk seien. Die Bastarner waren vom nördlichen Vorland der Karpaten Anfang des 2. Jahrh. bis zur Mündung der Donau vorgedrungen, wo ein Teil von ihnen die Donauinsel Peuke bewohnte, danach Peukiner genannt. König Philipp von Makedonien suchte sie 182 v. Chr. zur Auswanderung nach der Nordgrenze seines Reiches zu bewegen, um sie gegen die Dardaner einzusetzen. Ihr germanisches Volkstum bezeugt Tacitus Germ. 46 mit den Worten: *sermone, cultu, sede ac domiciliis ut Germani agunt,* wozu er die einschränkende Bemerkung hinzufügt, daß sie durch Mischehen in ihrem „Habitus" etwas zu Sarmaten verunstaltet würden[1]). Ad. Bauer, Sitzgsber. Wien. Ak. 185 (1918) 2. Abh. bestritt die germanische Abkunft der Bastarner, doch widerlegte R. Much, Germanist. Forsch. 10ff. seine Bedenken, und der damit erwiesene Zeitpunkt — Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. — für das erste geschichtliche Auftreten eines germanischen Stammes ist heute wohl allgemein anerkannt.

Much hat in derselben Abhandlung der Germ. Forsch., einer Festschrift des Wiener Germanistenvereines (1925), S. 24ff. in einem II. Abschnitt, „Die Gaesaten" für den „Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte" ein neues Frühdatum aus den Nach-

[1]) *Connubiis mixtis nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur.*

richten über die Gaesati zu gewinnen gesucht. Er setzte die Gaesaten, die mit dem keltischen *gaesum* bewaffneten Söldner der Gallier in ihren Kriegen gegen die Römer, mit den Germanen gleich, die nach den Triumphalakten zum Jahre 532 vom Consul M. Claudius Marcellus 222 v. Chr. bei Clastidium besiegt wurden, sowie auch mit den *gentes semigermanae*, die nach Livius XXI 38 zur Zeit von Hannibals Alpenübergang 218 v. Chr. am Mons Poeninus saßen. Er kam so zu der Meinung, daß die Gaesaten vorwiegend oder ausschließlich germanische Söldner der Gallier waren. Damit waren Spuren der Germanen bis zum Jahre 222 v. Chr. zurückverfolgt — was umso weniger befremden kann, als, wie Much im Anfang seiner Untersuchung betont, Pytheas von Massalia schon in der 2. Hälfte des 4. Jahrh. von seiner Entdeckungsreise nach dem Norden die erste Kunde von germanischen Völkerschaften wie den Teutonen gebracht hatte.

Muchs Ausführungen blieben nicht unwidersprochen: F. Stähelin bekämpfte in seinem Buch „Die Schweiz in vorröm. Zeit“ (1927) den Wert des Zeugnisses der Triumphalakten, die Ansicht von der germanischen Herkunft der Gaesaten und überhaupt die Theorie von „Alpengermanen“. Much antwortete darauf in dem Aufsatz „Die Gaesaten“ ZfdA. LXIX (1932) 17ff. und wendete sich darin zugleich scharf gegen den Angriff von Jacobsohn in derselben Zeitschrift LXVI (1929). Nach Muchs Tode unterzog Rich. Heuberger „Die Gaesaten“ Klio XXXI (1938) 60ff. dessen Ansichten von neuem einer negativen Kritik, und auch F. Miltner, Klio XXXVI (1943) 102 lehnte die „unseligen Alpengermanen“ ab. Auch Th. Steche strich sie in seiner „Deutschen Stammeskunde“ von 1942, aber mit einer sehr unglücklichen Begründung, die es für möglich hält, daß sowohl die Triumphalakten wie auch Livius von einer Dichterstelle, die nicht einmal den Namen Germanen nennt, beeinflußt waren, nämlich den Versen des Propertius 5,10,39:

Claudius a Rheno traiectos arcuit hostes
Belgica cum vasti parma relata ducis
Virdomari. genus hic Brenno iactabat ab ipso,
nobilis erectis fundere gaesa rotis.

Dagegen hält S. Gutenbrunner, Germanische Frühzeit in den Berichten der Antike (Halle 1939) S. 43ff., 82ff., die Ansichten von Much aufrecht und vertritt sie mit besonnenem Urteil.

Wie so oft in historischen Streitfragen ist es die Lückenhaftigkeit der Überlieferung, die die Hauptschuld an Meinungsverschiedenheiten trägt. Es fehlen uns die ältesten römischen

Historiker, die Annalisten, Catos Origines und damit die zeitgenössischen Nachrichten über die Ereignisse des 2. vorchristlichen Jahrh. Wir wissen nicht, was den Ausführungen von Livius XXI 38 zugrunde liegt, wo er in seiner Schilderung von Hannibals Alpenübergang 218 v. Chr. die gewöhnliche Annahme bestreitet, daß Hannibal die Alpen auf dem Paß über den Mons Poeninus (heute Großer S. Bernhard) überschritten habe, der von den Poenern den Namen erhalten hätte, *„nec veri simile est ea tum ad Galliam patuisse itinera; utique quae ad Poeninum ferunt, obsaepta gentibus semigermanis“*. Hier werden also als Bewohner der Poeninischen Alpen „halbgermanische Stämme“ bezeichnet, und im nächsten Satz die Seduner und Veragrer genannt, die aus Caesar und Strabo als gallische Bewohner der Vallis Poenina, des heutigen Wallis, bekannt sind. Sie wären demnach im 3. Jahrh. v. Chr. halbgallisch, halbgermanisch gewesen, zu Caesars Zeit aber das germanische Element schon im keltischen aufgegangen.

Die Meinung, daß der Name der Germanen den Römern zur Zeit des Sieges des Marcellus bei Clastidium nicht bekannt gewesen sein könne, gründet sich hauptsächlich auf den bekannten Satz bei Tacitus Germ. 2 *Germaniae vocabulum recens et nuper additum.* Die Schulübersetzung von *nuper* „neulich, kürzlich“ ist hier unangebracht, sondern man muß an Ciceros[1]) Erläuterung *nuper, id est paucis ante saeclis* denken und „in neuerer Zeit“ übersetzen, worunter bei uns ja der ganze Zeitraum vom Mittelalter bis heute, d. h. fast 4½ Jahrhunderte verstanden werden. Wieviel *saecula* der Ausdruck *nuper* im Höchstfalle deckte, können wir nicht entscheiden, und die Bemerkung von Tacitus ist daher für Zeitfragen wenig brauchbar. Für ihn lag der Grund zur Betonung der Jugend des Namens *Germania* darin, was die Fassung *recens et nuper additum* andeutet, nämlich daß er wußte, daß der Name eines einzelnen germanischen Stammes, der den Rhein überschritten hatte, auf das Gesamtvolk, dem dieser Stamm entsprossen war, übertragen und so der Name *Germania* für das Gebiet dieser Nation erst geschaffen wurde. Ein Volksname, der auf diese erkennbare Art entstanden ist, kann nicht als uralt gelten, nicht für so alt wie andere Völkernamen, die *vera et antiqua nomina*, deren Ursprung sich bis in das Dunkel der Vorzeit verliert.

Bei dieser ganzen Sachlage ist es nicht geraten, eine sichere

[1]) Cic. De nat. deorum III 126 quae nuper, id est, paucis ante saeclis reperta sunt (von Medikamenten).

Entscheidung fällen zu wollen. Much will ZfdA. LXIX 17ff. die Schwierigkeiten durch die Annahme beseitigen, daß die Römer den Gesamtnamen *Germani* durch oberitalische Gallier erfahren haben, die ihn vor den Römern besessen hätten. Gutenbrunner, Germ. Frühzeit 85f. 97 ist der Ansicht, daß die Römer anfänglich *Germani* für einen gallischen Stammesnamen hielten und noch nicht wußten, daß es sich hier um zwei wesentlich verschiedene Völker handelt. Er stützt sich dafür auf Orosius, der in seinem Auszug aus Livius die *Cimbros et Teutonas et Tigurinos et Ambronas* als *Gallorum Germanorum gentes* bezeichnet, d. h. „als Gallier und zwar aus der Abteilung der Germanen". Dann könnte auch in den Triumphalfasten zu 222 v. Chr. „*de Galleis Insubribus et Germ[an](eis)*" übersetzt werden: „über Gallier, (nämlich) Insubrer und Germanen". Jedoch fordert dann Livius' Äußerung über *gentibus semigermanis* noch eine Erklärung. Seine Ausführungen machen den Eindruck, als ob er, der Pataviner, von den Alpenvölkern mehr wußte als die meisten Römer. Für Hannibal, sagt er, ging der nächste Weg durch das Gebiet der Tauriner, die er an anderer Stelle (XXI 38, 5) als *semigallos* bezeichnet (zur andern Hälfte waren sie Ligurer); er erkannte also schon die Völkermischung der Alpenstämme und fährt fort: „*eo magis miror ambigi, quanam Alpes transierit, et vulgo credere Poenino*". Der Paß über den Poeninus war aber durch halbgermanische Stämme versperrt! Das setzt voraus nicht nur, daß die Germanen kein gallischer Stamm waren, sondern auch daß sie schon damals als den Galliern an Kampfkraft weit überlegen galten. Und das zeigte sich ja im Jahre 57 v. Chr., als Caesar seinen Legaten Ser. Galba zu diesen Völkern schickte, um die Pässe durch ihr Gebiet zu sichern (Bell. Gall. III 1ff.): er geriet mit seinen Truppen in solche Gefahr, daß er sie mit knapper Not zu den Allobrogern zurückrettete.

Indessen viel wichtiger als diese nicht besonders belangreiche Streitfrage sind Tatsachen, die auf eine weit ältere Bekanntschaft der Römer zwar nicht mit der ganzen germanischen Nation und ihrer Benennung, wohl aber mit einzelnen germanischen Stämmen hindeuten. Ich wies schon Glotta XXI (1932) 114 auf die Nachricht bei Plutarch Marius 19 hin, wonach sich die Ligurer *κατὰ γένος* Ambronen nannten, eine Tatsache, die in der Schlacht von Aquae Sextiae aufschien, als die auf römischer Seite kämpfenden und zuerst angreifenden Ligurer denselben Schlachtruf *Ἄμβρωνες* ausstießen wie die im Bunde mit den Teutonen fechtenden Am-

bronen. Dieser ambronische Name der Ligurer wird ins Licht gerückt und erfährt eine gewisse Bestätigung durch den neuerdings von Menendez Pidal, Z.rom.Ph. LIX (1939) 197f. erbrachten Nachweis, daß der Name der Ambronen in vielen neueren Ortsnamen aus dem weiteren Umkreis Liguriens wiederkehrt: *Ambruno* (Prov. Bergamo), *Ambruna* (Piemont), *Ambron* (Toscana); *Ambroniacus* 1193 n. Ch., heute *Ambronay* (Ain) im kelto-ligurischen Gebiet, Fluß *L'Ambron* (Haute-Loire), *Lambrole* (Aude), Nebenfluß der Garonne, *Lambronne* 1763 im ibero-ligurischen Teil von Gallien; in Spanien: *Ambrona* (Soria) im kelt-iberischen Raum, *Hambron* (Salamanca), *Ambrona* 747 n. Chr., h. *Ambron* (Coruña)[1]). Von den Ambronen, die bei Aquae Sextiae eine vernichtende Niederlage erlitten, können diese Ortsnamen und die Siedlungen nicht wohl herrühren. Sie müssen also auf die Ambronen zurückgehen, die die Oberschicht der Ligurer bildeten. Ein Teil dieser Ambronen scheint sich über das südliche Gallien bis nach Spanien hin zerstreut zu haben. Eine merkwürdige Angabe hat Sueton Caes. 9: vor der Catilinarischen Verschwörung von 64 v. Chr. vereinbarte der Statthalter von Hispania Citerior, Cn. Papirius Piso mit Caesar, der damals in Rom weilte, eine Erhebung und strebte mit ihm eine Verbindung an *per Ambranos et Transpadanos*. *Ambranos* ist entweder aus *Ambronas* entstellt[2]) oder hat dasselbe germ. *a* für *ŏ* wie *Teutanes*, dabei die Endung von *Teutoni*. Aber

[1]) R. Menendez Pidal stellt neuerdings in dem Aufsatz „Ligures o Ambroilirios en Portugal", Revista da Faculdade de Letras (Lisboa) X (1943), 2. serie, der mir durch die Güte des Verfassers zuging, die Spuren von Ligurern oder Ambronen in Portugal zusammen, so Belege für das Suffix *-asco* und damit abgeleitete portugiesische und spanische Ortsnamen, die in Oberitalien wiederkehren, z. B. *Aviascos* im Bezirk von Braga: *Aviasco* in der Lombardei, *Valasco* in Portugal 10. Jahrh., *Vaasco* 13.—15. Jahrh., heute *Vasco*, span. *Velasco* in Oviedo, Soria usw., *Balasc* in Lerida : *Balasque* im baskischen Teil von Frankreich : *Valasco* in Cuneo, *Velasca* in Mailand, *Balasco* im Ticino. Er wiederholt ferner die Zeugnisse für den Namen der Ambronen auf der Pyrenäenhalbinsel, im nördlichen Portugal *Ambroa* und zwei Orte *Ambroes* und weist im Zusammenhang damit auf das massenhafte Vorkommen des Ortsnamens *Lama*, *Lamas* in der nördlichen Hälfte des Landes und von Ableitungen davon wie *Lameira*, *Lamacaes*, *Lamego* in der südlichen Hälfte hin, dem im heutigen Apulien der dort häufige Ortsname *Lama* und das Appellativum *lama* „Sumpf", das nur von den aus messapisch-iapygischen Gebiet stammenden Dichtern Ennius und Horaz gebraucht wird, parallel geht, während dieser Ortsname in Ligurien fehlt. M. P. spricht deshalb von *Ambroilirios*. Indessen spricht dieses Fehlen gegen einen Zusammenhang der Ambronen mit den Trägern des Namens *Lama*.

[2]) Mommsens Annahme, daß es für *Arvernos* verschrieben sei (Röm. Gesch. III 179 A.), ist zu gewaltsam.

um welche Ambronen handelt es sich hier? — Da sie zwischen Hispanien und den Transpadanern die Verbindung bildeten, sind sie doch wohl in Gallien zu denken.

Von den Ligurern, die wir durch ethnologische Gründe für ein nichtindogermanisches Volk mediterraner Rasse zu halten veranlaßt sind, besitzen wir bekanntlich keinen sprachlichen Text, der uns ein einigermaßen sicheres Urteil über ihre sprachlichen Verhältnisse erlaubte. Wir können aber aus den erhaltenen Eigennamen und besonders den Ortsnamen schließen, daß sie bereits in vorrömischer Zeit von einer indogermanischen Schicht überlagert waren, die im zentralen Ligurien schon lange genug ansässig war, um die zahlreichen Ortsnamen schaffen zu können, die uns auf der Sententia Minuciorum von Genua entgegentreten. Daß auch die Ambronen zu dieser Schicht gehörten, folgern wir allein aus ihrem Namen. Es ist aber bisher nicht bemerkt worden, daß noch ein anderer Volksstamm auf ligurischem Boden seinen Namen hinterlassen hat. Die eben genannte Sententia vom Jahre 117 v. Chr. CIL.[2] I 2 Nr. 584 Z. 19f. nennt einen *flovium Veraglascam.* Es ist merkwürdig, daß wir alle, von Müllenhoff angefangen, der DA. III (1887) 117 hier ein ableitendes *g* wie in *Ernaginum* sehen wollte, nicht erkannt haben, daß *Veraglasca* mit Dissimilation von *r—r* zu *r—l* für *Veragrasca* steht und demnach den Veragrischen (Fluß) bedeutet. Der Fluß hatte also seinen Namen von einer Siedlung der Veragrer an seinen Ufern in der Nähe von Genua. Dieselbe Dissimilation, nur in umgekehrter, also regressiver Richtung liegt in der Form *Velacri* vor, wie der Name handschriftlich bei Livius XXI 38 überliefert ist: hier hat schon Much, Germ. Fo. 40 die Dissimilation richtig erkannt.

Die Veragrer gehören mit den Sedunern und Nantuaten zur Bevölkerung der Vallis Poenina, des Wallis. Nach Caesar b. g. III,1 reichte ihr Gebiet von den Allobrogern, dem Lacus Lemannus und der oberen Rhone bis zu den Kämmen der Alpen. Bei Livius a. a. O. erscheinen Seduner und Veragrer als die *gentes semigermanae,* die die Pässe über die Poeninischen Alpen sperren. Nach ihrem Namen, der mit dem gallischen Präfix *ver-* zusammengesetzt ist, sind die Veragrer von Haus aus ein keltischer Volksstamm: er scheint mit einem eingedrungenen germanischen Stamm zu einem keltisch-germanischen Volk verschmolzen zu sein, das Livius als halbgermanisch bezeichnet. Bei Caesar und den Späteren ist von diesem germanischen Element nicht mehr die Rede. Eine Abteilung dieser Veragrer muß in vorgeschichtlicher Zeit aus ihren

alpinen Sitzen nach dem lockenden Süden hinabgestiegen sein und sich am Golf von Genua niedergelassen haben. Außer den von Haus aus germanischen Ambronen haben also auch keltische oder keltisch-germanische Veragrer die Ligurer überschichtet. Diese Vorgänge werfen neues Licht auf die Gleichnamigkeit der Hauptstadt der Ligurer *Genua* mit dem antiken Genf, dessen Name in den Handschriften von Caesar Bell. Gall. III, Symmachus und Anon. Rav. *Genua*, bei Gregor. Tur. *Genuba* lautet. Bonfante, Bull. Soc. Ling. XL (1938) 199 erklärt deshalb *Genua* für die echte Namensform, während Ihm (RE. *Genava*) wegen des in den Inschriften durchgehenden *Genauensis* für die Form *Genava* eintritt; im Mittelalter wird Genf wie Genua gern *Janua* genannt. Anscheinend war *Genava* die ältere, *Genua* die jüngere Form. Einen *fundum Genaviam* nennt die Tabula Veleiae CIL. XI 1147 pag. VI 23. Genava war die östliche Grenzstadt der Allobroger gegen die Helvetier nach Caesar B. G. I 6. Das Gebiet aber der Veragrer und ihrer Genossen, der Nantuaten und Seduner reichte von der allobrogischen Grenze bis zu den Alpenkämmen; den Veragrern mögen sich Genavenser angeschlossen und den Namen ihrer Stadt nach Ligurien mitgenommen haben.

Eine andere Frage ist jedoch, auf welches Volk die sprachliche Indogermanisierung der Ligurer zurückgeht, die wir aus den Eigennamen des ligurischen Gebietes entnehmen. Diese indogermanischen Elemente zeigen keinen germanischen Sprachcharakter, z. B. nicht Spuren der Lautverschiebung. So steht der ligurische Name des Po, *Bodincus*, einem ahd. *Bodungo* gegenüber, das beim Anon. Ravennas IV 36 nach Constantia-Konstanz steht, also am Bodensee gelegen haben mag[1]). Allerdings könnte der Flußname *'Ροδανός*, der außer für die Rhone noch dreimal in Gallien und einmal in Oberitalien, in der Emilia wiederkehrt[2]), aus der von Ptolemäus für Korsika bezeugten Namensform *'Ρότανος* entstanden sein durch Verschiebung der Tenuis zur interdentalen Spirans und das Vernersche Gesetz, da die wahrscheinliche Deutung des Namens als „Läufer, (Wasser)lauf" (zu altir. *rethim* „laufen", *roth* lat. *rota* „Rad") die Ursprünglichkeit des *t* beweist. Aber der Fall ist zu vereinzelt, und germanischer Einfluß aus geographischen Gründen abzulehnen. Viel näher liegt

---

[1]) Schnetz (zuletzt in seiner Ausgabe des Ravennaten Itineraria Romana II [1940] 61) will *Bodumo* für *Bodungo* lesen.

[2]) Vgl. D'Arbois de Jubainville, Prem. habit. de l'Europe II 124 ff.; Gröhler, Ursprung der franz. Ortsnamen I 12 f.



es, das Nebeneinander von *Rhotanos* : *Rhodanos* mit einem andern ligurischen Fall *Tarantasia* : *Darantasia* (Glotta XXX 105. 111) zu vergleichen, der sich daraus erklärt, daß die Tenuis im Lehnwort von dem entlehnenden Volk schwankend wiedergegeben wurde, weil ihre Artikulation zwischen dessen Media und Tenuis lag. Daraus folgt, daß *Rodanos* die ligurische Form des entlehnten kelt. *Rotanos* war.

Daß die Schicht, die die Ligurer indogermanisiert hat, nicht einheitlich war, sondern aus mindestens zwei Elementen bestand, habe ich Gl. XXX 211 auseinandergesetzt; das eine Element scheint dem Venetischen nahe zu stehen, das andere, wie ich schon o. XXXVIII (1905) 117 andeutete, dem Gallischen; doch bestehen auch Abweichungen: so ist in *Porcobera* das anlautende *p*- bewahrt, das im Keltischen (altir. *orc*) geschwunden ist. Da die Veragrer von Haus aus ein keltischer Stamm waren, so sind keltische Elemente im Ligurischen begreiflich. Die Ambronen waren zwar ein germanischer Stamm, allein sie waren von ihrer nördlichen Heimat durch keltisches Gebiet vorgestoßen, haben in Gallien ihren Namen hinterlassen, sind auch vielleicht von dort aus nach Ligurien gelangt und werden daher (z. B. bei Festus, in den Glossae Placidi) als *gens Gallica* bezeichnet. Sie mögen daher durch ihr Wirtsland halb keltisiert gewesen sein.

Zu erwägen ist allenfalls, ob das berühmte, seit Flecchia als Leitform für das Ligurische angesehene Suffix *-asco- -ascā-* auf die Ambronen zurückgeht. Dafür spricht die Tatsache, daß die Verbreitung des Suffixes sich mit der der Ortsnamen *Ambruna*—*Ambron*—*Ambrona* usw. von der Provinz Bergamo über Frankreich bis Spanien ungefähr deckt, soweit das bei den ungleich zahlreicheren Belegen für das Suffix möglich ist[1]). Voraussetzung ist dabei, daß das Suffix indogermanisch ist, was bestritten wurde, aber mit nicht durchschlagenden Gründen, namentlich dem, daß das indogermanische Zugehörigkeitssuffix nur *-isk-*, nicht *-ask-* oder *-usk-* laute. Jedoch das germ.-kelt. Zugehörigkeitssuffix *-isk-* ist nicht gemeinindogermanisch, sondern auf das Germanisch-Keltische beschränkt. Die baltisch-slavische Entsprechung ist der Entlehnung aus dem Germanischen verdächtig. Das griech. *-ισκος -ισκᾱ* (*παιδίσκος παιδίσκη*) ist nur substantivisch und hat deminutive Bedeutung, während als adjektivisches Zugehörigkeitssuffix *-ικό-* (*Ἀττικός, Μεγαρικός*) dient. Anderseits ist *-ask-* noch in

[1]) Eine Karte der Verbreitung der Suffixe *asco, esco, isco, osco, usco* gibt Bertholet Rev. Arch. VI. Sér. 2. tom. (Juli-Dez. 1933) S. 276.



einer idg. Sprache, der armenischen, vertreten als *-aç-* in Ethnika wie *At'enaçi* „Athener“, wenn auch unabhängig vom Germ.-Keltischen dort entstanden. Dazu kommt, daß das germ.-kelt. *-isko-* nicht sehr altertümlich ist. Es ist auf der einen Seite nicht von dem Suffix *-sko-*, auf der andern nicht von dem gleichbedeutenden *-iko-* zu trennen. Von den Bildungen mit *-sko-* kommen hier nur die in Betracht, die durch Antritt des Suffixes *-ko-* an *s*-Stämme entstanden sind: *Osci* aus **Opsko-*, vgl. *obsce* Fest. neben *'Οπικοί* (*Ops-* zu *opus*?), *Volsci* neben *'Ολσοί*, u. *tursko-* lat. *Tuscus* neben *Τυρσ-ᾱνοί*, *Etrus-ci*, griech. *Πελασγοί* aus **Πελαγσ-κοί* zu *πέλαγος*. Dieses *sko*-Suffix war unbequem nach konsonantischen Stämmen, weil dabei Konsonantenhäufungen und -ausfälle entstanden. Daher wurde es mit dem gleichbedeutenden Suffix *-iko-* gekreuzt oder kontaminiert zu *-isko-*. Das ligurische *asco*-Suffix dürfte nun durch Kontamination mit dem vorzüglich keltischen Ortsnamensuffix *-āko-*[1] (*Lauriacum*, Landgüternamen wie *Avitacum*) entstanden sein, das außer im Baltisch-Slavischen nur im Keltischen lebendig ist. Vom morphologischen Standpunkt aus könnte also dem Ausgang *-asca* keltischer Ursprung zugeschrieben werden[2]: nur der erwähnte geographische Gesichtspunkt läßt an halbkeltische Ambronen als Urheber der Bildung denken. Die Basis für diese Annahme ist freilich klein, wenn auch der oben angeführte Ortsname *Ambroniacus*, heute *Ambronay* aus **Ambronacus* Verbindung der Endung *-āco-* mit dem Namen der Ambronen zeigt. Vgl. noch *pontem Genavacum* Holder I 27.

Wie ich schon Gl. XXI (1932) 114f. ausführte, kann es kein Zufall sein, daß Pisa, die Stadt, deren Gebiet sich an das von den Ambronen überschichtete Ligurien anschloß, nach einer Nachricht in Catos Origines bei Servius zu Aeneis X 179 *Alpheae ab origine Pisae, urbs Etrusca solo* vor den Etruskern von Teutonen bewohnt war. Plinius III 5, 50 nennt sie *Teutanes*, was H. Jordan Catonis ... quae extant S. 11 mit Recht bei Cato selbst einsetzt: in *Teutanes* liegt kurzes germ. *a* aus *ŏ* (*Τεύτονες*) vor.

Der Servius-Kommentar bringt noch eine zweite Nachricht über Pisa: „alii incolas eius oppidi Teutas fuisse et ipsum oppidum Teutam nominatum“. Diese zunächst auffallenden Angaben

[1]) Zahlreiche Belege bei Holder, Altcelt. Spor. I 22ff.

[2]) Aus *Veraglasca* darf man kaum schließen, daß weil hier *-asca* an den Namen der Veragrer angetreten ist, diese Endung auf die Veragrer zurückgehe. Denn sie ist zu häufig und auch an lateinische Namen angefügt, um einen solchen Schluß zu erlauben.

stimmen schlagend zu dem Namen, den die Teutonen in ihrer Heimat im nördlichen Jütland führen. Die Landschaft heißt heute *Thy* mit der Hauptstadt *Thisted* und der Insel *Thyholm* altdän. *Thiuth*, aisl. *þióð* aus germ. **þeuðō* aus **teutā*, der heutige Bezirk *Thythesysæl*, d. i. Teutenbezirk(?) entsprechend dem ebenfalls nordjütischen *Himbersysæl* d. i. Kimbernbezirk. Der Name von Pisa *Teuta* deckt sich also mit dem der germanischen Urheimat der Teutonen. Daß er in einem Appellativum für „Volk" oder „Gemeinde" besteht, ist allerdings merkwürdig. Zu vergleichen ist vielleicht die Beschränkung des verwandten litauischen Wortes *tauta*[1]) auf Deutschland (Kurschat, Lit. Wb.) als Land *καθ' ἐξοχήν*. Appellativische Ortsnamen sind heute in Deutschland nicht selten, z. B. *Berg, Wald, Au,* alle mehrfach vertreten, ferner *See* (am Mondsee), *Fels* (Wagram), *Stein, Haus* (im Ennstal), *Straß* (oft in Österreich), *Bruck*. Much, Festschr. für Hirt II 502 vergleicht schwed. *Kind* = aisl. *kind* „Geschlecht" neben *Banke-, Hanekind*. Schwerer zu erklären ist der Volksname *Teutae*. Zu vergleichen sind die germanischen männlichen Personennamen, die in lateinischer Wiedergabe auf *-a* ausgehen. Dem Sing. *Teuta* steht am nächsten das männliche Cognomen *Teuda,* das sich auf drei Inschriften aus dem venetischen und dalmatischen Raum findet: 1) *L. Val....* *L. f. Teuda* (Brixia) CIL. III 4481; 2) *Q. Veionius Teuda* (Patavium) V 3068; 3) *Licinius Teuda* CIL. III 14326 (Privilica bei Bihac). Im Unterschied von *Teuta* zeigt dieser Name in dem *-d-* die Spuren der germanischen Lautverschiebung und des Vernerschen Gesetzes. In dieser Beziehung sind die Namenformen noch nicht gewürdigt worden. Schulze, Lat. EN. 44[6] verzeichnete sie in seinem Illyr. Kapitel, und Krahe führte sie danach unter seinen Altill. PN. 113f. an. Schönfeldt, Altgerm. PN. scheint zu schwanken und schreibt Holder die Meinung zu, die Namen seien keltisch; aber Holder setzt ein Fragezeichen vor *Teuda*.

Zur richtigen Beurteilung der Fälle müssen auch die Ableitungen berücksichtigt werden: ein Gen. *Teudí* aus Bardolino am Comer See CIL. V 3995 und aus Zenano im antiken Trumplia, h. Val Trompia V 4925. *Teudicus* Cividate (Camunni): L. Teudicio L. f. Frontoni, gebildet wie illyr. *Pladicius* neben *Pladia*. Latinisiert zu *Tudicius* CIL. V 2515 aus Ateste. Darum dürfen wir *Tudania* auf **Teudania* zurückführen und *Tudan-* dem keltisierten *Teuton-* gleichsetzen; der Gentilname ist in der Inschrift *Vendo Tudania Pladomeni* aus Reditae in Dalmatien (im Cosm. Rav. 5, 14 Rider)

[1]) Vgl. Devoto, *Tauta*, Studi Baltici III (1933) 76.

CIL. III 2797 in illyrische Namen eingebettet. *Tudani(a) Maxima* aus Riditae ebd. Suppl. 9678. Daß *Teuda* germanischen Ursprungs ist, folgt aus der Schreibung *Theuda*, die sich allerdings nicht in demselben venetisch-dalmatischen Raum wie *Teuda* findet: CIL. III 14378 (Alexandria)[1]; X 5004 (Venafrum, Campania); 8058, 48 (Instr. domest.). Hier ist auch das anlautende germ. *þ* durch *Th*- bezeichnet, und in *Theuda* + *Tudan*- liegt also die vollständig germanische Form des uns bisher nur in der keltisierten Form *Teuton*- bekannten Namens vor. Schönfeldt a. a. O. 227 bemerkte zu einer Form *Teodo* (CIL. IX 6090, 7)[2], sie könnte Koseform von Namen wie *Theude-ricus* sein. Diese Annahme scheitert aber für *Teuda* daran, daß *Teuda* und die davon abgeleiteten Namen auf Venetien und Dalmatien entfallen, Gebiete, in denen Komposita mit *Theude*- und überhaupt germanische Personennamen gleichzeitig mit den *Teuda*-Fällen fehlen. Es bleibt, soviel ich sehe, nichts anderes übrig, als *Teuda* auf die *Teutae* von Pisa zurückzuführen, die vom Servius-Kommentar zur Aeneis bezeugt werden, und anzunehmen, daß ein Teil dieser Teutonen durch die einwandernden Etrusker nach Norden gedrängt und vor ihnen her durch die Poebene bis nach Venetien geschoben wurde, von wo sie sich weiter in die Nachbarländer zerstreuten.

Die grammatische Erklärung des germanischen Stammnamens *Teuta* hat mit zwei Schwierigkeiten zu kämpfen, dem Ausgang -*a*, der in den griech. Namenformen *Βαστάρναι, Χαῖμαι, Χάτται, Σιλίγγαι* und *Ostro-, Visigothae* seine Parallelen hat; vgl. dazu Much, Zs.f.d.A. LXIX 36f. In unserm Falle kommt noch hinzu, daß für *Teuta* ein hohes Alter in Frage kommt, wenn das Ethnikon aus der voretruskischen Zeit von Pisa stammt. Vielleicht ist aber mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es erst bei den Venetern entstanden ist, die männliche Personennamen auf -*a* besaßen, wie Schulze aus *Pladia, Madia, Brisia* u. a. schloß. Dann könnte auch die zweite Schwierigkeit leichter behoben werden, daß der Stadtname *Teuta* zugleich Name der Bevölkerung ist. Ein derartiger auffälliger Vorgang ist begreiflicher, wenn ein Name in eine andere Sprache übernommen wird. Allerdings würde diese Erklärung nicht auf dän. *Thythe*- in *Thythesysæl* passen, falls dies einen Stammnamen *Teuta*- enthielte. Hier kann an die Kürzung in Ortsnamen wie *Rixdorf* aus *Richardsdorf*, *Kjøbenhavn*,

---

[1]) Bilinguis mit *Theuda*, *Θευδα*.

[2]) Auf einer silbernen Spange aus Aeclanum (Apulien) CIL. IX 6090, 7 steht *Teoda Biva* (oder *biva*?).

älter *Kaupmannahöfn* gedacht werden; s. meinen Beitrag zur Festschr. f. Jagić 553ff. Glotta XXXI. Das legt weiter die Frage nahe, ob nicht auch *Teutae* die Kurzform von *Teutanes* ist wie der illyr. Frauenname *Teuta* Kürzung von *Teutana*, *Κύννα* von *Κυννάνη*, worüber Krahe Glotta XVII 93f.

Aus lat. *Teutoni* bei Caesar, Cicero u. a., Sg. *Teutonus* bei Lucanus VI 259, kann man schließen, daß im Germanischen neben dem Stamm auf *-an-* ein erweiterter Stamm auf *-ana-* (aus *-ono-*) wie in got. *þiudans* „König" aus **þiudana-z* (zu *þiuda* wie *dominus* zu *domus*) bestand. Indessen zeigen die Doppelformen *Santones Σάντονες* : *Santoni, Turones* : *Turoni, Caletes* : *Caleti,* daß das Lateinische selbst *Teutoni* geschaffen haben kann, obwohl *Macedones, Paeones, Paphlagones,* auch *Semnones, Saxones* usw. nicht solche Nebenform erhalten haben.

Ich zog schon Gl. XXI 115f. aus den für Norditalien vorgeschichtlichen benachbarten Ambronen und Teutonen den Schluß, daß die Vorfahren dieser Stämme schon in vorrömischer Zeit in Oberitalien eingewandert waren, die Ambronen die ligurische Küste, die Teutonen das Gebiet von Pisa eingenommen hatten, und während jene mit den Ligurern verschmolzen, die Teutonen von den Etruskern verdrängt wurden oder in ihnen aufgingen. Dann waren also diese Ambronen und Teutonen frühe Vorläufer jener anderen, die um 113 v. Chr. sich anschickten wiederum in Italien einzufallen. Der Terminus ante quem für die erste Einwanderung ist durch das Vordringen der Etrusker nach Pisa gegeben. Die Zeit, in die dieser Vorgang fällt, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit bestimmen. L. Banti faßt das chronologische Ergebnis ihrer Untersuchung St. Etr. V 183 wie folgt, zusammen: „Più difficile è datare questa espansione etrusca oltre l'Arno. Le tombe di Bientina la provano per il V secolo, ma, forse, è possibile risalire più in su, fin nel VI sec. a Chr.; forse, coincide con la conquista della Padana, o le è di poco posteriore."

Eine neue Zeitbestimmung ergibt sich aus dem Beitrag von E. Sittig zur Festschr. f. B. Nogara (1937) S. 467ff. Er entdeckte unter dem Fuß einer rotfigurigen Schale, die Zahn und Watzinger in den Anfang des 4. Jahrh., etwa 380 v. Chr., setzen, die eingeritzte Inschrift *irela(s) sim* „ich gehöre dem Irela" und stellt den Namen zu germ. *Irila*[1]). Die Schale wurde in Saticula in

[1]) Die von Vetter Glotta XXIX 225 in Erwägung gezogene Möglichkeit, daß *irela* Nom. und Bezeichnung eines Gefäßes sei, scheitert daran, daß eine derartige Fassung einer Vaseninschrift („ich bin eine Irela") ohne Parallele ist, abgesehen davon, daß ein solcher Gefäßname nicht belegt ist.

Campanien gefunden. Sittig weist darauf hin, daß in der Nähe die Stadt Abella lag, die Vergil. Aen. VII 740 als apfelreich preist und deren Einwohner nach ihm die Wurfkeule, cateia, nach teutonischer Art zu wirbeln (torquere) gewohnt sind:

et quos maliferae despectant moenia Abellae
Teutonico ritu soliti torquere cateias

Es ist immer ein Problem geblieben, wie *Abella*, das den Apfel im Namen zu tragen scheint, zu diesem seinem nordindogermanischen Namen gekommen ist. Der letzte Lösungsversuch[1]), wonach der Name oskisch wäre und das Oskische das Wort für Apfel mit dem Keltischen (altir. *aball* „Apfelbaum", *uball* „Apfel"), Germanischen (ndd. *appel*, ahd. *apful*) und Lituslavischen (lit. *óbuolas*, apr. *woble*, sl. *jablъko*) im Gegensatz zum Lateinischen gemein hatte, muß zurücktreten hinter der Aufklärung, die sich jetzt ergibt: Abella war anscheinend eine Siedlung von Teutonen. Die Wurfkeule, der Bumerang, war eine alteuropäische Waffe, wie L. Franz („Alteurop. Wurfhölzer", Festschr. f. W. Schmidt, 1928, S. 800ff.) gezeigt hat. Gerade der älteste Fund solcher Wurfkeulen ist in der Heimat der Teutonen, bei Aarhus im nördlichen Jütland im Brabrandsee gemacht worden: er stammt aus mesolithischer Zeit, aus einer zwischen Maglemose und Kjökkenmöddinger liegenden Kulturstufe. Auch in andern dänischen Fundorten sowie in spätneolithischer Pfahlbaukultur sind hölzerne Bumerangs gehoben worden[2]). Noch im 4. nachchristlichen Jahrh. verwandten die Goten Wurfkeulen in der Schlacht, wie Franz a. a. O. 804 aus Ammianus Marcellinus XXXI 7 belegt. Nach Isidor Orig. XVIII 7 nennen Hispaner und Gallier die Bumerangs teutonos. Die cateia war ein solches gebogenes Wurfholz; Aelfric im 11. Jahrh. setzt sie mit der *teutona* gleich. Man hat das Wort aus dem Keltischen (*cath* „Kampf" oder *caithiu* „werfe") erklären wollen, W. Kaspers, o. LXVII (1942) 218f. stellt *cateia* zu dem deutschen Namenwort *Kat-* „Winkel, Krümmung", das er in verschiedenen Ortsnamen wie *Katwik, Katthagen*, ZONF. XIII 213ff. festzustellen suchte. Indessen läßt sich von *Kat-* in geographischen Namen nicht sicher auf eine Gegenstandsbezeichnung wie Wurfkeule schließen.

Eine Bestätigung des germanischen Ursprungs von Abella liegt darin, daß in der oskischen Sprache des Cippus Abellanus

[1]) S. Walde-Hofmann, Lat. etym. Wb. unter *Abella*.

[2]) Nach Franz a. a. O. scheinen Bumerangs aus Renntiergeweih schon im Magdalénien, also im Jungpaläolithikum vorzukommen.



ein Wort *sverrunei* als Bezeichnung eines Wortführers oder dergl. gebraucht wird[1]), die bisher als verwandt mit ahd. asächs. angls. *sverian*, got. *swaran* „schwören", aisl. *svara* „antworten, bürgen", *andsvar* „gerichtliche Entscheidung" angesehen wurde (Walde, Lat. etym. Wb. unter *sermo*), aber vielmehr aus der germanischen Sprache der Gründer Abellas entlehnt und mit oskischem Suffix abgeleitet sein dürfte.

Man kann sich nach dem dargelegten Sachverhalt kaum der Folgerung ganz entziehen, daß die von den Etruskern überschichteten oder verdrängten Teutonen von Pisa eine Kolonie nach Campanien entsendet hatten, auf die die Gründung von Abella zurückgeht. Eine lautliche Schwierigkeit bildet noch das *-b-* von *Abella,* für das man bei germanischem Ursprung des Namens *p* erwartet. Wir stehen hier wieder vor der Frage, ob der Name aus der Zeit vor der germanischen Lautverschiebung, in diesem Falle vor der Verschiebung von *b* zu *p*, stammt oder ob er keltisch ist. Es besteht aber hier noch eine dritte Möglichkeit, daß Lautsubstitution vorliegt wie in lat. *burrus* aus *πυρρός*, *buxus* „Buchsbaum" aus *πύξος*, *Buxentum* = *Πυξοῦς*. — Wenn wir die Siedlung von Teutonen in Campanien nach der Schale von Saticula datieren dürfen, so fiel sie vor 380 v. Chr.[2]).

In eine noch um zwei Jahrhunderte frühere Zeit kommen wir, scheint es, mit einem weiteren Zeugnis, dem sog. Krieger von Capestrano. Es ist wohl das merkwürdigste plastische Denkmal, das uns aus dem italischen Altertum erhalten ist. Dieses 2 m hohe Standbild aus Sandstein, das 1934 in Capestrano südlich von Aufinum in einem Seitental des Aternus-Tales, dem Tal des Tirinus (h. Tritano), im Gebiet der Vestiner gefunden wurde, stellt bekanntlich einen Mann dar, an dessen sonst spärlicher Bekleidung besonders die Kopfbedeckung auffällt, die ein Mittelding zwischen Hut und Helm bildet: sie vereinigt die Riesenkrempe eines Calabresers mit dem gewaltigen Haarbusch eines Helmes. Sein Gesicht ist mit einer Maske bedeckt, der Rumpf mit einer Mitra bekleidet. Mit den Armen preßt er ein Schwert, einen Dolch und ein kleines Beil an die Brust. Die Statue steht

---

[1]) In der Auseinandersetzung zwischen den Städten Abella und Nola wird die Abordnung von Abella von dem *prupukid sverrunei kvaisturei Abellanúí* geführt.

[2]) Sittig a. a. O. 470 möchte die german. Inschrift des Negauer Helmes bis ins 3. oder gar 4. Jh. v. Chr. hinaufrücken. Diese Frühdatierung ist durch P. Reinecke, Germania XXVI (1942) 56 erschüttert.



zwischen zwei bis etwa zur Achsel reichenden schmalen Pfeilern, auf denen je das Relief eines Pilums angebracht ist. A. Boëthius hat, N. Jb. Die Antike 17 (1941) 176ff. die einleuchtende Erklärung dieses Denkmales gegeben: es stellt nicht einen Lebenden vor, sondern einen Toten. Die Maske ist die Totenmaske: Boëthius stützt sich auf die Beschreibung der römischen Leichenparade bei Polybios II 53, wonach, wenn ein hervorragender Mann gestorben ist, sein Leichnam auf einem Wagen aufrecht stehend, selten liegend zu den Rostra aufs Forum gefahren wird, wo dem Toten die Leichenrede gehalten wird. Die Maske legen sie danach an hervorragender Stelle des Hauses nieder und umgeben sie mit einer hölzernen Aedicula. So erklären sich auch die beiden Pfeiler, die der Leiche als notwendige Stütze dienen, weiter auch, daß der Mann die Waffen nicht mit den Fingern seiner Hände umfaßt, sondern sie mit den Handwurzeln an den Körper preßt, während die Hände leer ausgestreckt sind.

Boëthius datiert die Statue auf Grund ihres geometrisch-protoarchaischen Stiles, ihrer kunstgeschichtlichen Verwandtschaft mit dem um 650 v. Chr. entstandenen Apollo von Dreros, der Statuette des Mantiklos-Apollo in Boston und der Novilara-Stele in das Ende des 6. Jahrh. v. Chr. Die schmale Körpermitte, die ausladenden Hüften und Kniee erinnern lebhaft an die Darstellung männlicher Figuren auf den Dipylonvasen. F. Matz, Klio XXXV (1942) 318 stimmt den Ausführungen von Boëthius zu, nur ist er der Meinung, daß die griechische Kunst nicht selbst, sondern die von ihr beeinflußte monumentale etruskische Kunst auf den Künstler der Statue gewirkt habe.

Außer dem männlichen Standbild wurde an derselben Stelle, d. h. in dem Erdboden des Weingartens, noch der Rest einer bedeutend kleineren weiblichen Statue, eine weibliche Büste ohne Kopf gefunden.

Auf dem vom Dargestellten aus rechten Pfeiler ist von unten nach oben eine linksläufige Inschrift angebracht, die zuerst E. Vetter, Glotta XXX 38ff. richtig gelesen hat. Sie gehört bekanntlich zu jener Gruppe von Inschriften, die früher als *sabellisch*, dann als *altsabellisch* bezeichnet wurden und für die Whatmough in den PID. den Namen *Ostitalisch*, G. Herbig (RL. d. Vorgesch. unter Vorsabeller) neben *Vorsabellisch* und *Liburnisch* gemäß ihrem Verbreitungsgebiet *Picenisch* vorschlug, das der von A. v. Blumenthal, IF. XLVII (1929) 48 gewählten Form *Pikenisch* (warum mit *k*?) vorzuziehen ist.

Im Folgenden ist Vetters Facsimile aus Glotta XXX 39 wiedergegeben:

5 10 15 20 25 30 38

makuprėkraśpsútxxinisrakinevéipś . . . . ẹi

Für die Schrift ist bezeichnend das Fehlen der Mediazeichen, die durch die Tenueszeichen ersetzt sind wie im Etruskischen, während andere picenische Inschriften einzelne Mediazeichen aufweisen. Weiter die gestürzte Form des U-Zeichens Λ. Das O-Zeichen fehlt wieder wie im Etruskischen und ist wie im Oskischen durch ein differenziertes U-Zeichen Λ ersetzt. Beim T-Zeichen ist der Querstrich zu einem Punkt zusammengeschrumpft ꜗ, ein picenisches Merkmal. Vom S kommt eine stehende und eine liegende Form vor. Das E hat nur ein Mal die gewöhnliche aufrechte Form, dreimal ist es um 90 Grad gedreht und liegt auf den Querstrichen ℿ. Ein solches E kommt auch auf einer etruskischen Inschrift aus Volaterrae CIE. 76 vor, an der Marmorstatue einer Frau, auf der die Inschrift von der rechten Hand zur Schulter läuft. Auf einer Inschrift von Arretium CIE. 408 ist das E um etwa 80 Grad, auf zwei Ossuarien aus Saena 197 und 249 ist es nur um 45 Grad gedreht. Vetter umschreibt die Inschrift von Capestrano: *makuprėkraśp sút[. .]inis rakinevéip ś[. . .]éi* und übersetzt sie: *Magubregraeque hoc monumentum (sepulcrum?) Raginevique S . . . . i.*

Die Sprache der kurzen Inschrift zeigt mit Ausnahme der Eigennamen picenische Züge. Das enklitische *-p* = lat. *-que* hat Vetter mit der Stelle *ruepi·m⁝p ru⁝rusim⁝p* des Steines von Grecchio PID. 354, 2/3 verglichen. — *Śút* und das folgende verstümmelte . . *inis,* von Vetter mit „hoc monumentum" wiedergegeben, erinnert an den Anfang der Inschrift von Novilara PID. 343 *mimnis erút*; *mimnis* wird durch osk. *memnim* = *memoriam* (v. Planta II Nr. 129) aufgeklärt; *erút* scheint ein Nom. S. ntr. eines Demonstrativpronomens wie umbr. *ere*; Z. 10 derselben Inschrift bietet *śút,* das mit *et* der vorhergehenden Zeile zu *etśút* verbunden zu werden pflegt. *Sút* wird = **sod* für **tod,* ai. *tat* stehen mit derselben Ausdehnung des *s-* von mask. *so* auf die *t*-Formen wie in altlat. *sum sam.* Von dem folgenden Wort sind die ersten Zeichen weggebrochen; die letzten drei *-nis* gleichen denen von *mimnis,* aber davor scheint *i,* nicht *m* zu stehen. Dem Sinn nach erwarten wir

einen Ausdruck für Denkmal, Grabmal[1]). — Der Genitivausgang von *Magubregras* ist regelgemäß; aber der des mask. *Raginevéi* ist schwierig: der venetische auf *-ei* von konsonantischen Stämmen oder der lateinische von Nom. auf *-ēius* kommt nicht in Betracht. Wie ich schon Gl. XXX 185 bemerkte, erinnert der Ausgang des Namens an die venetische Grabschrift PID. Nr. 147 *eχo reitevioi*; es wäre also ein Nom. *Raginevios* zu erschließen. Da die picenische Inschrift von Bellante PID. 352 die Form *alies* für *Allius* wie im Marrucinischen (*Alies* v. Planta 275 bis) und *Tetis* wohl = *Tettius* bietet, so dürfte das *é* von *-éi* mit dem Wandel von *-io-* zu *-ie-* zusammenhängen. Das folgende bis auf das erste und letzte Zeichen zerstörte Wort endet auf *-ẹ́i*, ist also vermutlich Apposition zu *Raginevéi*. Das erste Zeichen kann auch als ein auf den Rücken gelegtes ʍ = *m* aufgefaßt werden, wie das ähnliche *ś*-Zeichen (Zade) von *Makuprekraś* ebenfalls auf dem Rücken liegt. Dann läßt sich das zerstörte Wort leicht zu *m[arún]éi* ergänzen, venetischer Genitiv eines konsonantischen Stammes *marún-*, und dann wäre der Tote der *Maro*, d. h. der Amtmann oder Bürgermeister des Ortes gewesen.

Daß es sich hier um ein Ehepaar handelt und die weibliche Büste, die in der Nähe der männlichen Statue aufgefunden wurde, den Rest des Standbildes der Frau darstellt, hat Vetter ausgesprochen. Der Text der Grabschrift „Von Magúbregra (ist) dies das Denkmal und von Raginevios .....“ und der ganze Sachverhalt läßt aber noch eine Reihe von Fragen offen. 1. Sind zufällig beide Ehegatten gleichzeitig gestorben? etwa durch einen gemeinsamen Unfall, eine Epidemie, im Krieg? — 2. Warum wird in der Grabschrift die Frau zuerst genannt und der Name des Mannes hinten angeflickt? — 3. Warum ist der Mann nicht als

[1]) Anmerkungsweise ein Beitrag zur Ergänzung der Lücke: der kleine Rest des letzten Zeichens in der Lücke vor *inis* ein kurzer schräger Strich, der aber auf der Anderson-Photographie, die mir E. Vetter zur Verfügung stellte, etwas stärker geneigt ist als im Faksimile, paßt am besten auf **M** = *m*. Das sich so ergebende *m]inis* könnte entweder eine Nebenform des picenischen *mimnis*, wahrscheinlich „Denkmal“ von unredupliziertem *men-* „gedenken“ zu lat. *memini* gr. *μιμνησκω* sein — oder ein von derselben Wurzel stammendes german. **miniz* aus idg. *menis*, gebildet wie got. *muns* aus idg. **menis*, nur von der Vollstufe *men-*, die im Germanischen vor *i* der folgenden Silbe zu *min-* werden mußte. — Der erste Buchstabe in der Lücke sieht wie ein ⱻ = *p* aus, wonach noch Raum für ein weiteres Zeichen oder für einen Punkt ist. Man kann also z. B. *-pe* vermuten als enklitische Partikel, die an geschlechtige Pronomina angehängt wurde: lat. *quippe* aus **quid-pe*, lit. *taĩ-p* „so“, hier an das *so-to*-Pronomen angeschlossen, so daß ein *sút-pe* denkbar ist, und die Lücke *sút-p[e m]inis* zu ergänzen wäre.

Lebender, sondern als Toter in der Paradeausstattung einer Leiche dargestellt? — 4. Warum ist die Grabschrift, obwohl sie mit dem Namen der Frau beginnt, an der Statue des Mannes angebracht? — Um mit der letzten Frage zu beginnen, hatte diese Anbringung wohl nur den äußerlichen Grund, daß die Pfeiler der männlichen Statue bequemen Platz für die Inschrift boten, die nach alter Sitte am Kunstwerk selbst, nicht am Sockel stehen sollte. Die Lösung der Hauptfragen ergibt sich wohl durch folgende Annahme: die beiden Ehegatten sind nicht gleichzeitig gestorben, sondern die Frau einige, vielleicht geraume Zeit nach dem Mann. Als der Frau, etwa von ihren Kindern, ihrem Sohn, ein Denkmal errichtet wurde, beschloß man nachträglich auch ihrem Manne, dem ein solches aus unbekannten Gründen unmittelbar nach seinem Tode nicht gewidmet worden war, ein Standbild zu errichten. Da er aber schon längst tot war, seine Gesichtszüge dem Künstler nicht bekannt waren (wenn das in damaliger Zeit eine Rolle spielte), so wurde er als Toter in der Stellung und Ausstattung, in der er bei Leichenparaden zu sehen war, dargestellt.

Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns der Frage zu, die uns hier hauptsächlich angeht, der der Personennamen. Den Namen der Frau *Magubregra* erklärte ich schon Gl. XXX 186 u. 246 aus germ.kelt. *magu-*, got. *magus* „Knabe, Knecht“ und ags. *brego* „Herrscher, Fürst“, dazu aisl. *bragr* „bester, vornehmster“: **Magubrego* entspricht genau dem gallischen PN. *Magurix* „Knappenherr“; verwandter Art sind die boischen Fürstennamen *Gesatorix, Fariarix* „Fergenherr“ (Paulsen, Münzprägungen der Boier [1938] 89). Von **Magubrego* ist ein Fem. *Magubregra* gebildet, für das es außer etwa *γλυκύς*: Frauenname *Γλυκέρα* keine genaue Parallele gibt. Freilich bildet gerade das Angelsächsische, dem *brego* entstammt, Feminina auf *-estre*[1]) wie *bœcestre* „Bäckerin“, *hleápestre* „Tänzerin“; älteste Form *-istrae* nach Kluge, Nom. Stammbildung S. 24. Auch das Mittelniederländische kennt diese Bildung: *dienster* „Dienerin“. Aber da sich die Übereinstimmung auf das *-r-* beschränkt, ist sie ohne Belang. Eher darf man allenfalls daran erinnern, daß im Altindischen zu Mask. auf *-van-* Feminina auf *-varī* gebildet werden: m. *yajvan-* : *yajvarī*[2]).

[1]) Vetter, Etr. Wortdeut. 14 nimmt im Etruskischen Fem. auf *-stre* an: *śpureśtre* „Städterin“, *sacniśtre* „Priesterin“, *Lustre* zu *Lusa* — ein zufälliges Zusammentreffen.

[2]) Die Möglichkeit, daß in *-bregra* das zweite *r* auf versehentlicher Wiederholung des ersten beruhe (Gl. XXX 186[1]), hat das Mißliche, daß auch ein Fem. auf *-a* zu einem mask. *u*-Stamm (*brego*) ohne Parallele ist.

Daß auch der Name des Mannes *Raginevios* eines der häufigsten germanischen Namenwörter, *ragin-*, got. *ragin* enthält und dieses sich auch auf einem raetischen Täfelchen aus Magrè in *Raginua* (geschrieben *Rakinua* PID. 233) findet, ist eine Bestätigung für die Deutung des weiblichen Namens aus dem Germanischen. Der zweite Teil *-evio-* ist schwerlich ein zweites Nomen, etwa got. *aiws* „Zeit, Ewigkeit", ags. *ǣw*, das in dem Namen des Westgotenkönigs *Evaricus* und ahd. *Ēwirāt* gesucht wird (Schönfeld, Wb. altgerm. PN.), sondern wie in venet. *Reitevioi* suffixal. Leider wissen wir nicht, ob und welcher lautliche Unterschied durch die verschiedene Stellung des E-Zeichens ausgedrückt wird: das erste *e* von *Rakinevéi* ist mit 𐌄, das zweite und das *e* von *Makuprékraṣ* mit ПI bezeichnet. Möglicherweise bestand kein lautlicher Unterschied wie auch bei den beiden Formen des S-Zeichens, der normalen stehenden und der liegenden. *Raginua* zeigt die in oberitalischen, auch venetischen Eigennamen häufige Endung *-ua: Abua, Scenua, Ἀμμόα,* mit *-io-* abgeleitet dalmat. *Tattuia* (Krahe, PN. 111). Falls *Raginua* auf **Ragineva, Tattuia* auf **Tattevia* zurückging, was sich freilich nicht beweisen läßt, so gehörte *Raginevios* zu *Raginua.*

Soviel ich sehen kann, lassen sich die Personennamen von Capestrano nur aus dem Germanischen erklären. Es kommt also darauf an, ob die Archäologen das Standbild mit Recht in das Ende des 6. Jahrh. v. Chr. setzen: dann ist damit das Vorhandensein von Germanen in Picenum für diese auffallend frühe Zeit bezeugt. Es läßt sich noch einiges andere, wenn auch nicht entscheidende, für das Germanentum des Kriegers anführen. Seine seltsame einzigartige Kopfbedeckung, die sonst nirgends vorkommende Verbindung eines Helmes mit einer breiten Hutkrempe, läßt sich daraus verstehen, daß der Germane nicht die heiße Sonne des Südens vertrug: der Helmhut diente ihm zu demselben Zweck wie den heutigen Nordländern der Tropenhelm[1]). Ferner preßt der Mann außer Schwert und Dolch noch ein kleines einschneidiges Beil an die Brust, dessen Bestimmung unklar ist. Sein schmaler zierlicher Stiel ist etwa so lang wie der Unterarm des Mannes. Z. Zmigryder-Konopka, Le guerrier de Capestrano (Hermaion ed. Ganszyniec, Lemberg 1938, S. 21) sieht im Anschluß an die ab-

[1]) Als merkwürdiger Fall von „Duplizität" sei erwähnt, daß der britische General Montgomery sich im zweiten Weltkrieg vor der ihm ungewohnten afrikanischen Sonne anfangs durch einen australischen sogenannten Goldgräberhut, einen großen Schlapphut, schützte.

wegigen Ausführungen von V. Basanoff (Rev. Arch. X Juli-Sept. 1937, S. 43ff.) in dem Beil ein Symbol des *imperium militiae*, der Kommandogewalt. Auch die Doppelaxt in der Hand des Feluske auf der Grabstele von Vetulonia hält er nicht für eine Waffe, sondern für das Zeichen der Befehlsgewalt, das wie die Fasces von den Etruskern stamme. In dem Krieger selbst erblickt er auf Grund von Ribezzos Deutung der Inschrift aus dem Etruskischen, die indessen durch E. Vetters Lesung überholt ist, einen Etrusker. Aber der mit Visierhelm und Schild ausgerüstete Feluske kann nur eine Waffe in der erhobenen Hand halten, und das Beil des Kriegers von Capestrano sieht ganz anders aus wie die Doppelaxt in den etruskischen Fasces der Tomba del littore in Vetulonia. Das Beil ist auch zu klein für eine gewöhnliche Streitaxt oder für ein Zimmermannsbeil. Ist es etwa ein Wurfbeil? — Sie sind freilich keine häufige Waffe in Europa — L. Franz, Europ. Wurfhölzer S. 804 stellt einiges wenige darüber zusammen —, aber am sichersten sind sie für Germanen belegt, die ja auch, wie wir sahen, in Italien die Wurfkeule schwangen. Die *francisca*, ein Wurfbeil mit geschwungener Klinge, über die Sidonius Apollinaris berichtet, war die nationale Waffe der Franken vom 5.—8. Jahrh., verwendet auch von Burgundern und Alemannen [1]). Ähnlicher Art ist der vom Donnergott Thor geschleuderte Hammer Mjǫlnir, der abgeworfen immer in die Hand des Gottes zurückkehrt [2]). Der am unteren Ende nach hinten umbiegende Stiel, der auch durch seine Leichtigkeit dem Wurf Schwung geben konnte, spricht für die Vermutung, die aber doch, wie ich betone, ganz unsicher ist, weil ein Wurfbeil dieses Aussehens sonst nicht bezeugt ist.

Eine weitere Beziehung des Denkmals von Capestrano zum Germanischen kam schon Glotta XXX 186 zur Sprache: die liegende Form des E-Zeichens ᗰ deckt sich mit der Zeichenform, die Hammarström [3]) zur Erklärung der Rune M = *e* erschloß im Zusammenhang mit der Lehre von der Herkunft der Runenschrift aus dem nordetruskischen Alphabet. Es ist gewiß eine bemerkenswerte Tatsache, daß das nur vermutete „nordetruskische" Vorbild

---

[1]) Vgl. Hoops Reallex. u. d. W. mit Abbildung.

[2]) Der Hammerwurf im germanischen Recht, auf den Franz noch hinweist, kann natürlich nur technisch, aber nicht nach seinem Zweck, der kein kriegerischer ist, verglichen werden.

[3]) Om Runeskriftens härkomst (1929), S. 29; vgl. Arntz, Handb. d. Runenkunde (1935) 85f.

einer germanischen Rune durch sein wirkliches Vorkommen in einer von Germanen herrührenden Inschrift in nordetruskischem Alphabet bestätigt wird.

Wir fragen: woher stammen die Germanen von Capestrano, von denen wir vorläufig nur ein Ehepaar kennen, ohne zu wissen, ob sie wenige oder viele Genossen in Picenum hatten? — Wir haben für die Beantwortung dieser Frage nur einen sprachlichen Anhaltspunkt: das Wort *brego* „Herr, Fürst" ist nur aus dem Angelsächsischen bezeugt; aisl. *brage* „bester, vornehmster" weicht im Vokal ab. Die Angeln hatten ihre Heimat auf der kimbrischen Halbinsel, zusammen mit den im nordwestlichen Jütland beheimateten Teutonen, wo nach Much ihr Name im heutigen Angeln zwischen Flensburg und Schleswig haftet, und die Sachsen an der unteren Elbe, in den Ditmarschen. Wie kamen sie aber nach Mittelitalien in das später von dem oskisch-sabellischen Stamm der Vestiner besetzte Gebiet? — Die Inschrift von Capestrano lehrt, daß ihre Urheber die Schrift und Sprache der Picener, wahrscheinlich überhaupt deren Kultur übernommen hatten. Das Dunkel aber, das bisher auf den picenischen Inschriften lastete, ist heute nicht mehr so undurchdringlich wie früher. Nicht nur der indogermanische Charakter ihrer Sprache, sondern auch deren Zugehörigkeit zur „italischen Sprachgruppe" ist immer deutlicher geworden; A. v. Blumenthal, IF. XLVII (1929) 48ff. vertritt mit Recht diesen Standpunkt, wenn auch nicht alle seine Deutungen gelungen sind und er nur einen Teil der picenischen Inschriften behandelt. Die Bewahrung des auslautenden *-m*[1]) stempelt das Picenische zu einer altitalischen Sprache, die Vertretung des labiovelaren q^{u} durch *p* zu einem Verwandten des Oskisch-Umbrischen, das Vorhandensein der Partikel *-p(e)* „und"[2]) nebst zahlreichen lexikalischen und anderen Abweichungen zu einem selbständigen Glied dieser Gruppe, das anscheinend als letztes in die Appenninhalbinsel einrückte. Da noch vieles in diesen Inschriften ungedeutet ist, so ist ein abschließendes Urteil über die drei Gruppen, die nördliche, mittlere und südliche, der picenischen Denkmäler noch nicht möglich. Wir haben auch mit fremden Einschlägen zu rechnen.

Der von C. Pauli, Veneter S. 428f. geäußerte Gedanke, daß die picenische Sprache eine illyrische Grundlage habe, gründete

[1]) Auslautende *-m* kommen massenhaft in den picenischen Inschriften vor, daneben freilich auch *-n* (*isairion*, *isperion*).

[2]) Das Oskische hat *-que* außer in *neip* = lat. *neque* durch *inim* ersetzt, das Umbrische wie das Lateinische durch *et*.



sich auf Plinius III 110, wonach Truentum der letzte Rest ehemaliger liburnischer Besiedlung sei, und auf die Ähnlichkeit des Wortes *meitimúm* der Inschrift von Castignano PID. Nr. 350 mit dem illyrischen Frauennamen Meitime oder Meitima. A. v. Blumenthal, IF. XLVII 53 stellte *meitimúm* zu *mactus*, indem er es auf **mēghitm̥mo-* zurückführte, von einer Wurzel *mēgh-* wie *legitimus* abgeleitet, und deutete es als „rituell zufriedengestellt". Daß diese Deutung nicht überzeugend ist, braucht kaum ausgeführt zu werden. Was der Frauenname dabei bedeuten, ob er nicht zugehören soll, bleibt unklar. Wahrscheinlich ist allerdings, daß *-timo-* das Superlativsuffix ist; da *Meitima* nur aus dem „illyrischen" Raum belegt ist, so darf die Lautgruppe *meit-* mit venet. *reit-* aus *rekt-* > *reht-* verglichen werden. Wenn wir danach *meitimo-* auf **mektimo-* zurückführen und als venetisch ansehen, so liegt es etymologisch nahe, da ein Adjektiv in Frage kommt, an griech. *μέγας*, got. *mikils*, arm. *mec* „groß" zu denken. Dann würde *meitimúm* s. v. a. maximum bedeuten und *Meitima* = Maxima sein. Ein Cognomen *Maxima* ist gerade im venetisch-illyrischen Gebiet nicht selten, z. B. *Plaetoria Maxima* (Alburnus, vicus Pirustarum) CIL. III 1269, *Tudania Maxima* (Riditae, Dalm.) III 9878[1]). Bestätigt muß diese Deutung freilich erst durch die Interpretation der Inschrift von Castignano werden, deren Schluß das Wort *meitimúm* bildet. — Auch der venetische Name *Pupon-* (*puponei* Gen. PID. Nr. 141) kehrt in picenischen Inschriften wieder: *pupunum* in Castignano 350, 3; *pupun* .. in S. Omero 351, 1.

Die Mischung von picenischen und venetischen Elementen zeigt sich, wie ich schon Gl. XXX 199 bemerkte, auch in den sogenannten lepontischen Inschriften. Die berühmte Kreiselvase von Ornavasso bietet trotz ihrer Kürze ein ideales Bild der Vereinigung dreier sprachlicher Elemente, picenischer, venetischer und keltischer. Picenisch sind der Ausgang auf *-m* von *vinom našom* und die Partikel *-pe*, venetisch die Genitivendungen von *Latumarui* und *Sapsutai* und gallisch sind diese Namen. Es

[1]) Der Name *Meitima* ist in Noricum und Pannonia Superior vertreten: 1. Virunum, Mariasaal CIL. III 4857 *Diacoxie* (*Diaconie*?) *Meitime con. karisstme*. — 2. Teeten bei Aquincum CIL. III 3401 *Meitime*. — 3. Vereb, Kom. Stuhlweißenburg 3364 *Meitime Casamonis f.* Er würde also auch für dieses gewöhnlich als „illyrisch" angesehene Gebiet ein venetisches Sprachelement erweisen. Ein zweites stellt die Namenform *.E.n.no* einer boischen oder vorboischen Silbermünze aus Noricum (in Klagenfurt) dar. Paulsen, Münzpr. d. Boier 28. Altheim, Urspr. d. Runen 39. Vermutlich war die dortige Bevölkerung venetisch-illyrisch gemischt.

scheint, daß die Träger der picenischen Sprache auf ihrer Wanderung in den lepontischen Alpen und der Seengruppe einen Rest ihres Volksstammes zurückgelassen haben. Nun weist aber auch die Sprache des Denkmals von Capestrano neben ihrem picenischen Charakter Beziehungen zu Venetien auf: *Raginevei* — *Raginua* in Magrè bei Vicenza und ven. *Reitevioi.* Ferner werden die Uberi, die nach Muchs einleuchtender Deutung (Germ. Forschungen 55) einen germanischen Namen (germ. *ubera-* = avest. *upara-*, gr. ὑπέρᾱ) tragen, von Plinius III 135 als ein Stamm der Lepontier (*Lepontiorum qui Uberi vocantur*) bezeichnet; da sie aber an den Quellen der Rhone saßen (*accolunt .... fontem Rhodani*), so müssen sie von der Vallis Poenina[1]) in die Vallis Lepontina übergegriffen und damit den Weg nach Osten angetreten haben. Für Germanen im lepontischen Raum spricht nach dem Hinweis von Sittig, Festschr. 469f. auch der Name des Eschen-Tales, ital. *Ossola* mit dem Hauptort *Domodossola*, der bei Ptolemaios Ὄσκελλα, beim Cosmogr. Ravennas IV 30 *Oxilla*, v. l. *Ossilia, Ossila* heißt (der daneben den Ort *Lebontia* nennt): ahd. *asc*, aisl. *askr* aus urgerm. **ask-* „Esche"[2]). Allerdings kennen wir nicht das Alter des Namens und wissen nicht, wie lange sich idg. *o* im Germanischen gehalten hatte oder ob der auf dem Übergang von *o* zu *a* befindliche Vokal in Italien teils mit *o*, teils mit *a* (*Teutanes*) wiedergegeben wurde. Es ergibt sich uns einerseits, daß die Vorfahren der picenischen Stammgruppe über Venetien der Adria-Küste entlang nach dem späteren Picenum gelangt sind, und anderseits, daß Germanen der östlichen Vallis Poenina denselben Weg über Venetien genommen haben. Die Spuren picenischer Sprache bei den Lepontiern der Drei-Seen erklären sich möglicher- oder wahrscheinlicherweise daraus, daß eine Abteilung dieser Stämme sich von den in Venetien sitzenden abgezweigt und nach Westen gewandt hat. Denn daß die ganze Völkerschaft so weit westlich über die Val Liventina in die Appenninhalbinsel eingewandert wäre, ist geographisch viel weniger wahrscheinlich. Die Zeit dieser Vorgänge und ihr zeitliches Verhältnis zu einander läßt sich nicht genauer bestimmen.

Teutonen und Ambronen, die sich so frühzeitig auf italischem Boden zusammengefunden haben, dann sich um 113 v. Chr. von

[1]) Die richtige Schreibung des Namens ist bekanntlich *Pennina*, aber die an den Namen der *Poeni* angelehnte Form *Poenina* war weit verbreitet.

[2]) Meyer-Lübke, ZONF. IV (1928) 183ff. will *Ossola* aus dem Keltischen herleiten, obwohl gall. *onno*, cymr. *onn* eine zu lat. *ornus* stimmende keltische Grundform **osno-* erweisen.

neuem verbündeten und gemeinsam den Römern unterlagen, haben auch in der Folge wieder eine Schicksalsgemeinschaft gebildet, die nunmehr von Dauer war. Denn die Teutonen waren die Vorgänger der Angeln, die wie sie auf der Westseite der kimbrischen Halbinsel in Schleswig und Jütland saßen und auf britischen Boden die meisten jütischen Stämme umfaßten. Die Ambronen aber gehörten zu den Vorfahren der Sachsen: Nennius setzt sie mit den *Aldsachsen* gleich (*Ambronum id est Aldsaxonum*), womit die alten, d. h. die in Deutschland gebliebenen Sachsen im Gegensatz zu den nach Britannien ausgewanderten gemeint sind: vgl. Glotta XXI (1933) 116. Der Name *Amrum*, älter *Ambrum* (aus **Ambrer-heim*) an der Westküste von Schleswig zeigt, wie weit sie einst nach NO. verbreitet waren; die kürzere Namensform liegt auch in *Ymbre* des Wídsíđliedes und im Namen *Ymbrinȝ* ihrer Sprache vor (H. Möller, Das altengl. Volksepos S. 85). Später erscheinen sie weiter westlich im Ems-Wesergebiet (Siebs, Zur Gesch. d. engl.-fries. Spr. 14) und sind dann im 5.—6. Jahrh. mit den übrigen Sachsen von der flandrisch-gallischen Küste nach Britannien gezogen, wo die Ortsnamen *Ombresuuel, Ambresbyriȝ, Embresham* u. a. an sie erinnern. Die Angeln drangen von Osten her selbständig in die Insel ein und verschmolzen allmählich mit den Sachsen-Ambronen zu dem angelsächsischen Volk, das diesen Namen vom 8. Jahrh. ab nach Hoops in seinem Reallex. 90f. namentlich im Ausland erhielt.

Die Verbündung der Teutonen und Ambronen hat also ihrer späteren Vereinigung zum angelsächsischen Volk vorgegriffen. Es scheint fast, daß auch das Paar von Capestrano teutonische und ambronische Herkunft verbindet. Denn das dem Namen der Frau, *Magubregra*, zugrunde liegende *brego* findet nur in aisl. *bragr* begrifflich Anschluß (Osthoff, BB. XXIV 118ff.; Solmsen, o. XXXVII 576; Walde-Pokorny, Wb. II 174), was aus geographischen Gründen für anglische = teutonische Herkunft spricht. Der Name des Mannes aber *Raginevi(o)s* ist von dem Wort got. *ragin* „Rat“, dann bedeutungverstärkend gebraucht, abgeleitet, das als Appellativum gemeingermanisch, als Namenwort in Personennamen aber für das Westgermanische bezeichnend ist: vgl. ags. *Reginald*, ahd. *Regino, Reginhart*, mhd. *Reinhart, Reinmar, Reinhold, Reinbot, Reinbold, Rainoualdus, Rainald, Rainer* usw., fast alles sehr häufig gebrauchte Namen. Das stimmt, wenn es auch einige gotische Namen mit *ragin-* gibt (*Ragnaris, Ragnahilda, Ragnethramnus* Schönfeld, Wb. 184, vandal. *Raginari* Wrede, Spr. der Wandalen 86), zu

sächsischer = ambronischer Herkunft. Wir haben demnach in dem „Krieger von Capestrano" das älteste Standbild eines Germanen, vermutlich eines Ahnen der Angelsachsen vor uns.

Wenn nach den dargelegten Tatsachen es den Anschein hat, daß das Drängen der Germanen nach dem Süden, nach Italien schon lange vor der klassischen Zeit angehoben hatte, so beschränkte sich die Gegenbewegung von Italien nach dem Norden auf Wörter, die offenbar durch frühen Handelsverkehr nordwärts verbreitet wurden. So hat die italische Ölausfuhr, die nach Strabo V 214 zu seiner Zeit zu den illyrischen Stämmen erfolgte, das lateinische Wort für Öl bekanntlich, als es noch die Form **olēvom* hatte, d. h. im 3. bis 2. Jahrh. v. Chr. nach Skandinavien gebracht, wo es die Goten in *alēw* wandelten. Austauschgut war vermutlich der Bernstein der germanischen Ost- und Nordsee-Küste. Den baltischen Bernstein der preußischen und litauischen Küste bezahlten die Italiker oder der Zwischenhandel anscheinend mit Gold. Denn das altpreußische (*ausis*) und litauische (*áuksas*) Wort für Gold stimmt mit dem italischen (sabin. *ausum*, lat. dgl. vor Eintritt des Rhotazismus) überein im Gegensatz zu den Nachbarsprachen, im Osten dem nächstverwandten Lettisch (*zę̄lts*) und dem Slavischen (abulg. *zlato*), im Westen dem Germanischen (got. *gulþ*).

Nach Südosteuropa richtete sich die germanische Bewegung nicht vor der Wanderung der Bastarner. Aber zwei germanische Wörter, *Burg* und *Berg*, die, wie ich Glotta XXII (1934) 100ff. ausführte, durch Vermittlung eines nordbalkanischen Volkes in den Formen πύργος und πέργαμος[1]) bis nach Hellas vordrangen, sind gemäß dem hohen Alter der griechischen Literatur die frühestbezeugten überhaupt; denn sie finden sich schon in der Ilias, sind also vorhomerisch.

Wien. P. Kretschmer.

---

[1]) In der Form Βυργῖνος des Namens eines Eideshelfers im Vertrage zwischen Athen und dem Könige Perdikkas, IG. I 42 (423 v. Chr.) liegt die gewöhnliche Vertretung der Mediae aspiratae in andern Balkansprachen, z. B. der thrakischen und illyrischen, vor, wie auch im ON. Βέργα. Heth. *parku-* „hoch", ist mit ai. *bṛhánt-* „hoch", armen. *barjr* „hoch", *berjr* „Höhe", altir. *brig-* „Berg", ahd. *berg* verwandt, hat aber sonst nichts mit Πέργαμος zu tun.

Volkstümliche Erzählungsmotive im Jaiminīyabrāhmaṇa.

1. Vedische Parallele zum Schattenwunder der Buddhalegende. Zu dem aus der Buddhalegende bekannten (Lalitavistara 11) Wunder, daß, während der Schatten aller anderen Bäume dem Gange der Sonne entsprechend fortrückte, der Schatten des Jambubaumes ununterbrochen über dem darunter meditierenden Bodhisattva stehen blieb, vergleiche (a) JB. 3. 221 (Caland, Auswahl § 201, S. 276, 4—1 von unten) „In bezug auf Vyaśva Sākamaśva, als dieser noch im Mutterleibe war, erkannte dessen Vatersbruder Gaya: 'Ein Ṛṣi wird geboren werden'. Er befahl das Kind, sobald es geboren war, auszusetzen. Von diesem (dem ausgesetzten Kinde) wich der Schatten nicht und seine beiden Daumen ließen für ihn Milch fließen" (*taṁ chāyā na jahau, tasmā aṅguṣṭhau prāsnutām*). Zu dem zweiten Motiv: Milch aus dem Daumen saugen vgl. Stith Thompson, Motif-Index of Folk-Literature, vol. V, [FFCommunications Nr. 116, Helsinki, 1935 = Indiana University Studies, vol. XXII, June, September, December 1935, Studies Nos. 108; 109; 110, Bloomington, Indiana 1935] p. 322 unter T 611. 1 Child nourished by sucking its own fingers: Cosquin, E., Études folkloriques (Paris 1922) 208, 256. — Peter Toldo, „Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter" in Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte I 341. — (Babylonian) Lewis Spence, Mythos and Legends of Babylonia and Assyria (London 1916) 54.

(b) JUB. 3. 31. 3 (JAOS. XVI 190) heißt es von dem Brahmanen Prātṛda Bhālla: *taṁ ha chāyā na jahau* (so ist dort zu lesen) „Diesen verließ der Schatten nicht".

2. Kochen ohne Feuer und Ernten unmittelbar, nachdem gesät ist. JB. 3. 168 (JAOS. XVIII 42; Caland, Auswahl § 190, S. 261, 6ff.; Batakrishna Ghosh, Collection of Fragments of Lost Brāhmaṇas, Modern Publishing Syndicate, Calcutta 1935, Fragments XXVI—XXIX, p. 66) *atha hāsamātau rāthaprauṣṭhe kirātākulī* (ŚāṭyB. *kilātākulī*) *ūṣatur asuramāyau, tau ha smānagnāv abhidhāyaudanaṁ pacato 'nagnau māṅsam* (bis hierher stimmt das Fragment des Śāṭyāyanabrāhmaṇa mit dem JB. überein; der nächste Satz fehlt im ŚāṭyB.), *vapantau ha sma purastād ito, lunanto ha sma paścād anuyanti, tāvanmāyāvinau hāsatuḥ*, „Nun waren bei Asamāti Rāthaprauṣṭha Kirāta (und) Ākuli, zwei Asurazauberer. Die pflegten das Reismus zu kochen, indem sie es auf Nicht-Feuer[1]) setzten, (und auch) Fleisch auf Nicht-Feuer[1]); säend

[1]) D. h. 'indem sie es nicht aufs Feuer setzten'. Vgl. Wackernagel, Ai. Gr. II, 1, § 31, c, S. 78—79; ein anderes vedisches Beispiel für die Negation beim

pflegten die beiden voranzugehen, (und) schneidend (mähend) pflegten (die Leute den beiden) hinten nachzugehen; so zauberkräftig waren die beiden".

Zum Ernten unmittelbar nachdem gesät ist vgl. Enno Littmann, in Festgabe Hermann Jacobi (1926) S. 410, Anm. 1: „Wunder indischer Fakire kommen auch in der äthiopischen Heiligenlegende vor. So heißt es z. B. in Gadla 'Aragâwî ed. I. Guidi (Reale Accademia dei Lincei, Roma 1895) p. 11: 'Und einige säten Weizen am Morgen und zur Abendzeit ernteten sie ihn und ließen ihn mit der Dreschtafel dreschen'." Stith Thompson, Motif-Index of Folk-Literature [FFCommunications No. 108, Helsinki 1934 = Indiana University Studies, vol. XX, September 1933, Study No. 101] vol. III unter F 971. 7 Sowing and reaping same day: Feilberg, H. F., Bidrag til en Ordbog over Jyske Almuesmål (København 1886—1914) s. v. *så*; F. 815. 1 Vegetables (plants) which mature in miraculously short time: (Irish) Plummer, Charles, Vitae Sanctorum Xiberniae (Oxford 1910) CXXXIX; F. 811. 13 Tree blooms and grows ripe fruit daily: Mackensen, L. und andere, Handwörterbuch des deutschen Märchens (Berlin 1931 ff.) I 207[b], n. 2.

3. Toter in Vogelgestalt. JB. 2. 53—54 (Caland § 124, S. 137—138) *keśī ha dārbhyo darbhaparṇayos didīkṣe, 'tha ha sutvā yājñaseno haṅso hiraṇmayo bhūtvā yūpa upaviveśa,* „Keśin, der Sohn des Darbha, weihte sich auf Darbhagräsern und Parṇablättern. Da setzte sich Sutvan, der Sohn des Yajñasena, nachdem er die Gestalt eines goldenen Schwans angenommen hatte, auf den Opferpfosten". Zwei Parallelversionen: KB. 7. 4 (30, 3; übersetzt von Caland zu ĀpŚS. 10. 10. 6[c]) und Vādhūlasūtra, Acta Orientalia VI, p. 147 ff. (§ 37). An Stelle von JB. *haṅso hiraṇmayo bhūtvā* steht KB. *hiraṇmayaḥ śakunaḥ,* in Vādh. S. *hiraṇmayo haṅso bhūtvā.* Vgl. E. Arbman, Rudra, Uppsala Universitets Årsskrift 1922, Filosofi, Språkvetenskap och Historiska Vetenskaper 2, S. 100, 2: „Wie im heutigen Volksglauben dachte man sich auch zur vedischen Zeit die Seelen der Toten gern in Vogelgestalt oder als wirkliche Vögel verkörpert", wozu er eine in BaudhDhS. 2. 14. 9 zitierte Brāhmaṇastelle (*vijñāyate*) : *vayasāṁ hi pitaraḥ pratimayā caranti* anführt.

Die Erscheinung eines Toten in körperloser Schattengestalt JUB. 3. 29. 1—30. 4: Uccaiśśravas Kaupayeya war König der Kurus, Keśin Dārbhya, sein Schwestersohn, König von Pañcālas. Diese beiden waren einander lieb. Dieser Uccaiśśravas Kaupayeya

---

Adjektivum anstatt beim Verbum ist KB. 25 15 (119, 19) *aphālakṛṣṭāṅś ca pratigṛhṇan* 'indem er, was auf gepflügtem (Felde wächst), nicht annimmt'.

schied von dieser Welt; nachdem er gestorben war, ging Keśin Dārbhya im Walde auf die Jagd, um seine Traurigkeit zu verscheuchen. Als er so umherschweifte und Wild jagte, stieß er auf Uccaiśśravas Kaupayeya. Er (K.D.) sagte zu ihm: „Bin ich etwa von Sinnen (oder) erkenne ich (dich)?“ (*taṁ hovāca dṛpyāmi svī3j jānāmīti*). Er (U.K.) sagte: „Du bist nicht von Sinnen, du erkennst mich; ich bin derjenige, für den du mich hältst“ (*na dṛpyasīti hovāca jānāsi, sa evāsmi yaṁ mā manyasa iti*) .... „als Keśin Dārbhya ihn (U.K.) umarmen wollte, — wie wenn einer auf Rauch zugehen würde oder den Wind oder den leeren Raum oder den Feuerschein oder das Wasser, so entzog sich (U.K.) ihm; er konnte ihn nicht zur Umarmung ergreifen“ (*taṁ ha sma pariṣvajamāno*[1]) *yathā dhūmaṁ vāpīyād vāyuṁ vākāśam vāgnyarciṁ vāpo vaivam ha smainaṁ vyeti, na ha smainaṁ pariṣvaṅgāyopalabhata*). Er (K.D.) sagte: „Wahrlich die Gestalt, die du vordem hattest, eben diese Gestalt hast du (jetzt); aber ich kann dich nicht zur Umarmung ergreifen“ (*yad vai te purā rūpam āsīt tat te rūpaṁ, na tu tvā pariṣvaṅgāyopalabha iti*). „Ja“, sagte (U.K.), „ein Brahmane, der das Sāman kannte, der fungierte mit dem Sāman als Udgātṛ-Priester für mich; durch das körperlose Sāman schüttelte er meine Körperlichkeit ab“ (*om iti hovāca, brāhmaṇo vai me sāma vidvān sāmnodagāyat, sa me 'śarīreṇa sāmnā śarīrāṇy adhūnot ... iti*). Im Folgenden noch wird gesagt, daß Prajāpati mit diesem Sāman als Udgātṛ-Priester für die Götter fungierte, wodurch diese ihre Körperlichkeit abschüttelten; ebenso fungierte Pataṅga, der geliebte Sohn des Prajāpati, mit diesem Sāman als Udgātṛ-Priester für die Ṛṣis, wodurch auch diese ihre Körperlichkeit abschüttelten (*pataṅgaḥ prājāpatya iti hovāca prajāpateḥ priyaḥ putra āsa, sa tasmā etat sāmābravīt, tena sa ṛṣīṇām*[2]) *udagāyat, ta eta ṛṣayo dhūtaśarīrā iti; eteno eva sāmneti hovāca prajāpatir devānām*[2]) *udagāyat, ta eta upari devā dhūtaśarīrā iti*).

Aus all dem geht hervor, daß hier die unkörperliche Schemengestalt des Uccaiśśravas Kaupayeya auf die magische Einwirkung einer bestimmten Sāmanmelodie zurückgeführt wird.

München. Hanns Oertel.

---

[1]) Zum Anakoluth vgl. Sitzber. Bayer. Ak. d. Wiss., Jahrgang 1941, II, Heft 9, S. 119. — Zum Vergleich vgl. Ψ 99 *ὣς ἄρα φωνήσας ὠρέξατο χερσὶ φίλῃσιν | οὐδ' ἔλαβε* (den Schatten des Patroklos), *ψυχὴ δὲ κατὰ χθονὸς ἠΰτε καπνὸς ᾤχετο τετριγυῖα*; Verg. Aen. 6. 700—702 *Ter conatus ibi collo dare bracchia circum | ter frustra comprensa manus effugit imago | par levibus ventis volucrique simillima somno.*

[2]) Zur Konstruktion der W. *2 gā + ud* vgl. oben LXVII (1942) 135—137.

Ai. *viḻabā* für *vaḍabā* und *vāgarā* für *vāgurā*.

1. An Stelle des etymologisch dunkelen (Wackernagel, I § 151, S. 177, 22) Wortes *vaḍabā* „Stute“ [1]) liest die Hs. des JB. nach Whitneys Abschrift ohne var. lect. fünfmal *viḻabā*: JB. 2. 115 (Caland, Auswahl § 136, S. 158, 28—29) *tebhya etāṁ vācaṁ viḻabāṁ* (Caland liest hier *vaḍabāṁ* ohne eine andere Lesart der Hs. anzumerken) *śvetāṁ bhūtām aśvābhidhānyabhihitām* [2]) *ānayan*, „(Die Ādityas) führten diesen (Aṅgirasen) die Vāc, die die Gestalt einer weißen Stute angenommen hatte und mit einer Pferdehalfter aufgezäumt war, (als Opferlohn) zu“; 2. 120 *te viḻabām eva śvetāṁ dakṣiṇāṁ nītvādityais salokā abhavan*, „Indem sie als Opferlohn eine weiße Stute (herbei)führten, wurden sie der gleichen Welt mit den Aṅgirasen teilhaftig; 2. 151 *tasya viḻabā garbhiṇī dakṣiṇā bhavaty, eṣā ha vai tīvrā bahulā, yad viḻabā* (die Hs. °*bās*) *tīvrā tena bahulā, yad garbhiṇī tīvrā tena bahulā*, „Bei diesem (Opfer) ist eine trächtige Stute der Opferlohn; diese ist ja stark und ausgedehnt; insofern sie eine Stute ist, ist sie stark (und) dadurch ausgedehnt [3]); insofern sie trächtig ist, ist sie stark (und) daher ausgedehnt“ [3]); JB. 3. 23 (Caland § 171, S. 230, 19 und 22 - 24) *sa sudāḥ paijavano vasiṣṭhe viḻabā* (Whitneys Abschrift *viḻabāṅ*, Caland *vaḷabān* ohne eine andere Lesart der Hs. anzumerken; aber der Zusammenhang fordert das Femininum °*bā*) *nyadhatta* (so Calands Emend.; die Hs. *nidhatta*); ...; *sa yuktāśvo rājavaḻabānāṁ* (so, mit *va*°, hier auch Whitneys Abschrift) *śiśūñ jātān viparyaharad, ye kalyāṇā āsaṅs tān ātmane 'kālayad* (so Calands Emend.; die Hs. nach Caland nur *kadā*, nach Whitneys Abschrift nur *kadā*), *ye pāpīyāṅsas tān rājavaḻabāsu* (so mit *va*° hier auch Whitneys Abschrift), „Dieser (Ikṣvākukönig) Sudās, der Sohn des Pijavana, gab (seinem Purohita) Vasiṣṭha seine Stuten in Verwahrung. [Als Vasiṣṭha vom Hause abwesend sein mußte, gab er des Königs Herde seinem jüngeren Bruder Yuktāśva in Verwahrung.] Da vertauschte Yuktāśva die Fohlen der Stuten des Königs, sobald

[1]) Zum Maskulinum *vaḍaba* TS. 2. 1. 8. 3; GB. 2. 2. 1 (bis) vgl. Caland zu Vait. 43. 33 (Verhand. Ak. v. Wet. Amsterdam XI. 2, 1910), der es mit *vipuṅsaka* gleichsetzt: TS. 2. 1. 8. 3 *tvāṣṭraṁ vaḍavam ālabheta* :: K. 13. 7 (189, 13) *tvāṣṭraṁ vipuṅsakam ālabheta prajākāmo vā paśukāmo vā*; MS. 2. 5 5 (54, 14) *yaḥ prajākāmo vā paśukāmo vā syāt sa etaṁ tvaṣṭre ca patnībhyaś ca napuṅsakam ālabheta*. ĀpŚS. 19. 16. 13 definiert *vaḍava* als einen Hengst, den andere bespringen (*rohanti*).

[2]) AB. 6. 35. 4 *atha yo 'san tapatī3ṅ | eṣo 'śvaḥ śveto rūpaṁ kṛtvāśvābhidhānyapihitenātmanā praticakrama*.

[3]) Weil sie als Stute trächtig werden kann, und als trächtige Stute zur Fortpflanzung dient.

sie geboren waren; die, welche schön waren, die trieb er für sich selbst fort; die schlechten (aber) ließ er) bei den Stuten des Königs“.

2. Eine Abweichung in der Vokalisation zeigt auch JB. *vāgarā* „Strick“ statt nachvedischem *vāgurā* (Caland, Over en uit het JB. [Verseen Meded. kon. Ak. v. Wet., Amsterdam V, 1, 1] S. 22,15): JB. 2. 257 = 3. 92 (Caland, Auswahl § 179, S. 239, 8 *sa yathā vāgarayā vā rajjvā vā vrajaṁ paritanuyād evam evaitat paśūn parigṛhṇīte 'parāvāpāya*, „Wie man mit einem Strick (Caland, „Fangstrick“) oder Seil die Hürde (Caland: „den Weideplatz“) umspannt, gerade so hegt er das Vieh rings ein, damit es ihm nicht fortstreune“; JB. 2. 403 *yathā ha vai śārada ukṣaivaṁ mahāvrataṁ, sa*[1]) *yathā śāradam ukṣānaṁ vāgarābhiḥ paritatyālabherann evam evaitat parimādbhir mahāvratam ālabhante*, „Wie ein Herbstbulle so ist das Mahāvrata. Wie man einen Herbstbullen, nachdem man ihn rings mit Seilen eingefriedet hat, ergreift, so ergreift man das Mahāvrata mit den Parimād-Sāmans[2])“.

Zum Wechsel von *a* mit *u* vgl. *kulaṅga* :: *kuluṅga* (Wackernagel, Ai. Gr. I § 19, Anm., S. 21, 30; Vedic Variants II § 607, p. 285, 36—41); *paurumadga* :: *paurumudga, purumudga* (Sitzber. Bayer. Ak. d. Wissen., Jahrgang 1941, Band II, Heft 9, S. 48, Fußnote 3). In beiden Wörtern kommt assimilatorischer Einfluß des *u* in der vorhergehenden Silbe in Frage.

München. Hanns Oertel.

Ertrinken ~ Ersticken.

Zu W. Schulze, Kleine Schriften (1934) S. 151 vgl. Werner Bergengruen, Am Himmel wie auf Erden (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1940) S. 369: „Manche ... erörterten angesichts der Trockenheit mit einiger Besorgnis die mutmaßliche Ernte ... Sie wurden mit einer kränklichen Lustigkeit ausgelacht. Was lag am Ernteausfall? Meinten sie den wirklich noch zu erleben? Wen scherte das Brot auf dem Halm? Die es hätten essen sollen, würden ja vorher im Wasser ersticken.“

München. Hanns Oertel.

---

[1]) Erstarrtes, partikelhaftes *sa* ist nicht auf ŚB. beschränkt (Delbrück, Ai. Syntax § 140; S. 215 f.; A. Minard, La Subordination dans la Prose Védique [Annales de l'Université de Lyon, Lettres III, 3] § 98 ff., p. 100 ff.), vgl. die bei Renou, Gr. Sk. § 260, 2, p. 374, 9—19 angeführte Literatur.

[2]) Zu den Parimāds vgl. Caland, Excursus to PB. 5. 4, p. 79 seiner PB.-Übersetzung. Die genaue Bedeutung von *śārada ukṣā* ist mir nicht klar.

Zusammengewachsene Präteritum- und Futurum-Umschreibungen in mehreren indogermanischen Sprachzweigen.

„Der Besonnene wird immer und stets bedacht sein, das bloß Erschlossene und das thatsächlich Vorliegende aufs strengste zu unterscheiden und nicht jenes für dieses auszugeben.“

(A. W. Pott, Etymologische Forschungen I[1] 1832, 179.)

I. Frühere Deutungen.

1. In seiner nicht gedruckten Otfridgrammatik hat 1710 der erste Otfrid-Forscher und -Herausgeber Diederich von Stade in dem *-te* der schwachen Praeterita Otfrid's „deda et teta“ erkannt, s. R. v. Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie 1870, 175.

Franz Bopp, der Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft, hat in seinem Konjugationssystem der Sanscritsprache 1816, 151 dieselbe Hypothese ausgesprochen: „*Sokidedum* sie suchten, *sokidedi* er würde oder möchte suchen, halte ich für die Verbindung der Wurzel *Sok* mit dem Präteritum des Hülfszeitworts *thun*, ohngefähr wie, wenn man im Deutschen sagte: *suchethaten, suchethäte.*“ Ob wirklich eine derartige Komposition vorliegt, soll geprüft werden; die hinzugefügte Erklärung kann jedenfalls nicht richtig sein: *suche* ist hier nicht Wurzel, sondern der Infinitiv in der fränkischen Mundart Bopps.

2. Warum können wir *taten* nicht mit *suche*, wir nennen das heutzutage den Wortstamm, und nicht mit der Wurzel *such-* verbinden? Die Antwort der Indogermanisten pflegt zu sein: weil man überhaupt von alters her im Indogermanischen ein Verbum nicht an einen Wortstamm oder eine Wurzel anhängen konnte; das war nur beim Nomen möglich. Ganz recht: man könnte z.B. statt *Taglöhner* das Wort *Tagverdiener* neu bilden und von diesem, wenn es eingebürgert ist, das Verb *tagverdienern* ableiten; das wäre korrekt. Aber ein Verbum *tagverdienen* widerspräche unserem Sprachgefühl, dazu fehlt das Vorbild; man kann nicht einmal *Tag* mit *verdienen* syntaktisch zusammenrücken, wie das bei *lobsingen* geschehen ist. Ganz entsprechend im Lateinischen: neben *particeps* gab es kein **participere*; im Griechischen hatte man z. B. *κακοπαθής* und *κακοπάθεια*, aber statt *κακῶς πάσχω* konnte man nicht **κακοπάσχω* sagen. Komposita gab es nur dann mit einer Verbalform als Endglied, wenn das Verb mit einer vorausgehenden Form in syntaktischer Fügung zu einem Wort zusammenrückte.

Das ist eine merkwürdige Tatsache. Die Auskunft der Indogermanisten darüber ist aber unvollständig. Es geht gar nicht um eine besondere Eigentümlichkeit des Indogermanischen, sondern um eine allgemeine und selbstverständliche Eigenheit der Sprachen: zusammensetzen lassen sich nur Wörter mit Wörtern, die in einem syntaktischen Verhältnis zueinander stehen, oder auf irgendeinem Weg der Analogie Wortstücke mit anderen Wortstücken und mit Wörtern. Das sind neben der von Alfred Ludwig stark betonten Adaptation („Agglutination oder Adaptation?", Prag 1873) oder Anpassung die beiden anderen Arten der Wortbildung. 'Agglutinationsmethode' nannte Lassen spottend Bopps Zusammensetzungstheorie (s. Indische Bibliothek III, herausgegeben von A. W. v. Schlegel 1830, 66). Komposita sind also entweder syntaktische Zusammenrückungen oder nach vorhandenen Mustern gestaltete Bildungen. Wie sollte es auch anders sein? Keine Sprache würfelt Wortstücke und Wörter beliebig durcheinander. Das konnte übrigens jedermann auch aus Wundts Sprache I[1] (1900) 608f. lernen. Offen bleibt dabei nur noch, warum gerade beim Verb die Zweitstellung im Kompositum nicht üblich geworden war, die es doch beim Nomen gab. Ich wüßte keine andere Antwort darauf zu geben, als daß die unfeste Stellung des Verbs im Satz, dreifach verschieden je nach dem Bedürfnis: Anfang, Mitte, Ende, einem festen Zusammenwachsen nicht günstig war.

Das Problem ist also: waren Diederich von Stade und Bopp mit dem Gedanken der Zusammenrückung auf dem richtigen Weg, oder ist das schwache Präteritum des Germanischen aus bereits vorhandenen Verbalformen heraus geschaffen worden?

Die große Ähnlichkeit, ja teilweise sogar völlige Lautgleichheit der Endungen des schwachen Präteritums im Gotischen mit den westgermanischen Vergangenheitsformen des Verbums *tun* wird immer wieder zur Zusammensetzungstheorie locken.

3. Auch Streitberg hat sich ihr in seiner Urgermanischen Grammatik 1896, 340f. angeschlossen. In Berücksichtigung der auch in anderen idg. Sprachen vorhandenen scheinbar periphrastischen Präteritalformen äußerte er sich S. 341 so: „Wie in lat. *amābam uidēbam farcībam*, in abg. *dělaachъ cělěachъ* sucht man auch in den germ. Formen alte Kasus: außer dem allzeit hilfsbereiten Instrumental bleibt wenig Auswahl. Es ist zuzugeben, daß der erste Ausgangspunkt irgendwelcher Kasus gewesen sein muß, wahrscheinlich ein Akkusativ; jedoch darf man nicht so weit gehn, in den lat., abg. oder german. Formen noch regelrechte Kasus

zu suchen. Diese sind ersetzt worden durch das, was dem Sprachgefühl der Redenden als 'Stamm' erscheinen mußte, d. h. durch jenen Lautkomplex, der in den verschiednen Flexionsformen konstant bleibt. ... Es ist daher vergebne Mühe, die zu einem einheitlichen Ganzen verwachsnen periphrastischen Bildungen durch einen einfachen Schnitt in zwei Teile zu zerlegen und in dem ersten den oder jenen Kasus zu suchen."

Hinsichtlich des Germanischen drückt sich Kieckers, Handbuch der vergl. got. Gramm. 1928, 255 noch pessimistischer aus: „Eine sichere Erklärung fehlt noch."

Sverdrup steht in seinem Aufsatz über das germ. Dentalpräteritum ebenfalls auf dem Boden der Zusammensetzungstheorie (NTSpr. II 1929, 5f.) und schließt sich S. 93 zögernd Hirts Kasus indefinitus an; aber S. 43 stimmt er ganz Streitberg zu und sagt: „Nur möchte ich bemerken, daß Hirts Annahme, wir hätten es ursprünglich überall hier mit einem 'Kasus indefinitus' zu tun, mir zwar geistreich, aber doch nur ein Notbehelf scheint."

Auch Stang ist in seinem im Krieg herausgekommenen Buch: Das slavische und baltische Verbum, Skrifter N. Vid.-Akad. (1942) N. I 82f. für das slav. Ipf. Anhänger der Zusammensetzung mit *es- und möchte S. 84 abg. *bъraaše* 'er sammelte' als Verbindung von Aor. *bъra* und **aše* 'war' (aus Perf. **ōse*) betrachten. Er sagt jedoch S. 81: „Ich beanspruche nicht, eine einleuchtende Erklärung des Impf. geben zu können."

4. Ist Pessimismus überhaupt berechtigt? An der Deutung des germ. Präteritums, des griech. *θην*-Aorists, des litauischen Imperfekts, des irischen und lat. *b*-Futurums, des italischen *f/b*-Imperf. und des slav. Imperf. haben sich sehr viele Sprachforscher beteiligt. Die Theorien waren recht verschiedenartig, und doch waren ihre Verfechter je von der Richtigkeit ihrer Meinung ziemlich fest überzeugt. Ich sollte also eigentlich alle durchsprechen. Das ist aber überflüssig: manche sind wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit mit Stillschweigen übergangen worden; die meisten haben starken Widerspruch erfahren. Ich darf mich daher auf einige wenige beschränken, die Anklang gefunden haben oder mir sonstwie erwähnenswert erscheinen.

In Anschluß an Wackernagels Erklärung des gr. *θην*-Aorists aus der Zweiten Sing. des athematischen Aor. Medii auf ai. *-thās* = idg. **-thēs*, o. XXX (1890) 302f. suchte Behaghel, vgl. ebenda 313, den Ausgangspunkt des germ. schwachen Prät. ebenfalls in dem **-thēs*. Diese Hypothese steht auf sehr schwachen Füßen.

Den idg. Vokal des ai. *-thās*, das übrigens nicht, wie Wackernagel meinte, im Altpersischen wiederkehrt[1]), kennen wir nicht; es braucht gar nicht ein *-ē-* gewesen zu sein. Ob es je in der idg. Vorstufe des Germ. die Endung **-thēs* gab, läßt sich nicht ausmachen; gar, daß es noch beim Inkrafttreten des Vernerschen Gesetzes (mit *th* zu *đ*) vorhanden war, ist erst recht unsicher. Ich halte darum Behaghels Deutung für unbefriedigend.

Ebensowenig kann ich die Ansicht von Friedrich Lorentz, Über das schwache Präteritum des Germanischen und verwandte Bildungen der Schwestersprachen 1894 billigen. L. will Behaghel-Wackernagels Hypothese, die eine gewisse Jugend voraussetzt, mit der Kontraktionstheorie verbinden, die ein höheres Alter verlangt. Bedenklich macht auch, daß er im Vorderglied durchweg einen nicht recht begründeten Instrumental der Art und Weise erblickt.

Am ausführlichsten hat sich mit dem schwachen Prät. des Germ. Collitz befaßt, vor allem in seinem Buch: Das schwache Präteritum und seine Vorgeschichte 1912. Daselbst knüpft er 137f. an die Endung des medialen Perfekts im Arischen, zumal des Altindischen, an. Er will das schwache Prät. aus der Endung der 1. und 3. Person ableiten, die er mit *-tai* für das thematische und mit *-ai* für das athematische Verb ansetzt usw. Daß dies zum mindesten nicht ausreicht, hat Sverdrup in seiner Besprechung des Collitzschen Buches IFA. XXXV (1915) 5—17 und in seinem Aufsatz über das germanische Dentalpräteritum NTSpr. II (1929) 6—132, wie ich meine, unwiderleglich gezeigt und daher mit Recht die Collitzsche Erklärung abgelehnt.

Auf weitere Deutungen des schwachen Prät. brauche ich nicht einzugehen, da Collitz und Sverdrup in den genannten Arbeiten die voraufgegangenen Bemühungen als erfolglos nachgewiesen haben. Zu Sverdrups eigener Auslegung kehre ich im positiven Teil meines Aufsatzes § 16 zurück. Sverdrup ist überzeugt, daß man ohne Annahme einer Zusammensetzung mit der Wz. **dhē* nicht auskommt.

5. Die Deutung des gr. *θην*-Aorists stützt sich im wesentlichen auf Wackernagels erwähnte Herleitung. W. setzt für das Uridg. die Zweite Sing. des Aor. Medii auf *-thēs* an von den athematischen Stämmen und auf *-so* von den thematischen. Sein Gedanke ist weiter, daß im Wurzelaorist und im *s*-Aorist des Griechischen auf Grund der Zweiten Sg. mit *-thēs* sich ein neues

[1]) Meillet, Grammaire du vieux Perse[1] (1915) 185, 2. Aufl. 1931, 131: „pas de forme attestée.“

Paradigma daneben aufgebaut habe mit *-thēm*, *-thēs*, *-thēt* usw. So wäre z. B. von der Wz. **dhē* gegenüber dem ai. *adhithās, adhita* im Gr. neben *ἐτέθης*, *ἔθετο* ein *ἐτέθης*, *ἐτέθη* aufgekommen, und so würden zwei Paradigmata *ἐθέμην*, **ἔθεσο* > *ἔθου, ἔθετο* und *ἐτέθην*, *ἐτέθης*, *ἐτέθη* usw., zunächst ohne Bedeutungsunterschied, vorhanden gewesen sein. Daß sich der Anfang noch nachweisen läßt, darf man selbstverständlich nicht erwarten. Sehr erwünscht aber wäre es doch, wenn wenigstens in einem einzigen Beispiel von demselben Verb im Ai. die zwei Personen des Aorists und im ältesten griech. Denkmal, bei Homer, die beiden Aoriste belegt wären; das ist leider nicht der Fall. Selbst, wo im Rigveda nur eine der beiden Aoristformen überliefert ist, gibt es bei Homer nirgends die beiden Aoriste, s. das Verzeichnis bei Wackernagel 307 f.

Immerhin kann W. für sich geltend machen (S. 304 f.), daß von den Verben *ἀάομαι, αἰδέομαι, ἀίσσω, δηρίνω, δύναμαι, ἐλίσσω, ἐρείδω, κορέννῡμι, μιμνήσκω, ναίω, νεμεσσάω, οἴομαι, ὁπλίζω, ὁρμάω, ἐπιφράζομαι, χολόω* der mediale *s*-Aor. und der *θην*-Aor. gleichbedeutend nebeneinander liegen. Hirts Behauptung, Handb. gr. Laut- und Formenlehre[2] 1912, 558, daß von diesen Verben keine einzige Zweite Sg. auf *-θης* vorkomme, ist nicht richtig, von *φράζομαι* ist *ἐφράσθης* zweimal und *ἐπεφράσθης* einmal bezeugt. Die Schwierigkeiten liegen anderwärts. Wackernagel hebt sie selber hervor.

Eine wesentliche Stütze für das Aufkommen und die Verbreitung des *θην*-Aor. soll der *ην*-Aor. geliefert haben. W. sagt jedoch 304: „*-ην* ist absolut intransitiv und gehört daher in einzelnen Fällen zu einem aktiven Präsens: *ἐρρύην*. Daraus hat sich die passive Bedeutung entwickelt. Mit dem Medium als solchem dagegen hat es keine Berührung, ... Wesentlich anders *-θην*. Dieses bildet niemals den Aorist eines Aktivums. Aber gerade umgekehrt als bei *-ην*, ist Beziehung zum Medium unverkennbar.“ Und nun werden die oben genannten gleichbedeutenden Formen des medialen 2. Aor. und *s*-Aor. aufgeführt. Über diesen Unterschied hat sich W. zu schnell hinweggesetzt. Daß von einer Zweiten Sg. aus ein ganzes Paradigma umgestaltet werden könnte, dürfte zwar nicht zu bestreiten sein; daß aber mit der Zweiten Sg. ein neues Paradigma geschaffen wird, das von dem bisherigen in der Bedeutung nicht abweicht, scheint mir wenig glaublich.

Hirt will a. a. O. Wackernagels Theorie mit der Komposition verbinden; daß dies zeitlich unmöglich ist, habe ich schon oben § 4 bei Lorentz erwähnt.

Eine Verbesserung glaubte Schwyzer, Gr. Gr. (1939) 762 anbringen zu können. Der Einwand, daß eine 2. Person als Ausgangspunkt für ein neues Paradigma unwahrscheinlich sei, gelte für günstige Fälle nicht. Z. B. auf die Frage *ἐτάρφθης;* die Antwort *οὐκ ἐτάρφθην, ἐκεῖνος ἐτάρφθη*. Wichtiger sei, daß alte Paradigmen zu Wurzeln auf Labial und Velar wie **ἐταρπσμᾱν* bzw. **ἐτάρφμᾱν, ἐτάρφθης, *ἔταρφθο* usw. nach *ἐτάρπην, ἐτάρπης* usw. leicht zu *ἐτάρφθην, ἐτάρφθης* usw., wozu Plural auf *-θεν*, hätten werden können. Damit sind aber meine obigen Bedenken gegen Wackernagel nicht entkräftet; obendrein läßt sich nicht wissen, ob die Vorfahren der Griechen je die Dritte Sg. mit einer Aspirata gesprochen haben; die Analogie hätte ebensogut die lautgesetzlich zu erwartende Form verhindern können. Wackernagels Theorie lockt nicht.

6. Für eine Zusammensetzung der lateinischen *-bam*, *-bo*-Formen ist bekanntlich Skutsch eingetreten (Kleine Schriften 283f., 292). Von seite der Bedeutung besticht sein Gedanke, daß ein Partizip Praesentis darin stecke; leider ist er lautlich nicht gut durchführbar, auch nicht in der Form, die ihm Sommer, Krit. Erläuterungen zur lat. Laut- und Formenlehre[2] 1914, 143 gegeben hat: in **agē^{n}sfām* Pl. *agē^{n}sfāmus* für **agentēsfāmus* soll ^{n} mit Ersatzdehnung ausgefallen sein; **agēsfām* habe über **agēffām* ein **agēfām* ergeben. Ist diese Lautkonstruktion richtig? Mir will sie etwas zweifelhaft erscheinen.

Auch Kretschmer hat sich ihr Gl. XVII (1929) 46—56 nicht angeschlossen. Da er mit Walde das Futurum auf *-fō* für älter hält als das Ipf. auf *-fām*, geht er von jenem aus. Als noch das *s*-Futurum vorhanden war, soll das angehängte ehemalige Hilfsverb *-fō* als Endung umempfunden und deshalb der Stamm des Futurums **parāsō*, **delēsō*, **audīsō* in das *-fō*-Futur eingeführt worden sein; zu der Länge des Stammvokals habe auch das Perfekt auf *-vi* und das Partizip auf *-tos* mitgeholfen. Ein Futurum *legēbo* fehle (50) trotz *legēbam* so gut wie ganz, weil ja das Futur *legām, legēs* neben dem Futurum **legēsō* stand. Sind schon diese Bedingungen verzwickt genug, so begreift man nicht recht, wieso denn *audībo* neben **audīsō* und *audiam* aufkommen konnte.

Einen neuen Versuch hat Vaillant, BSLP XL (1938) 10 Fußn. gemacht: er läßt **legēs *bhu̯ās* (oder *bhu̯āt*), das er sich wie russ. *ja chotělъ bylo* (vgl. E. Fraenkel, Baltoslavica 1921, 56f.) entstanden denkt, zu **legēbhu̯ās* werden und vergleicht damit bulg. *štěše (da) kupi* 'er wünschte zu kaufen', das zu *šte kupěše* 'er würde

verkauft haben' geworden ist. Fraenkel pflichtet ihm bei und fügt (Die baltische Sprachwissenschaft in den Jahren 1938—1940, Annales Acad. Fenn. BL. I, 1, 13) zum Vergleich *šte kupja* 'ich werde kaufen' aus *šta* (*da*) *kupja* hinzu. Hierbei haben Vaillant und Fraenkel übersehen, daß zur Bedeutung eines Impf. die bulgarischen Beispiele nicht passen. Jene sind und bleiben perfektiv, die Addition von perfektiv plus perfektiv, ich sage lieber Gesamtschau plus Gesamtschau, führt nicht zur Verlaufsschau des Ipf., sondern zur Gesamtschau des Aorists usw.

Auch Otrębskis Versuch, das lat. und slavische Ipf. zu erklären, scheint mir mißglückt zu sein, ZslPh. XV (1938) 302f. legt er — um es an einem Beispiel gleicher Etymologie auseinanderzusetzen — für lat. *vehēbam*, ksl. *vezěachъ* ein uridg. Part. **u̯eghe* zugrunde, das er nach Wackernagels Dehnungsgesetz (Das Dehnungsgesetz der griechischen Composita, Festschrift der Univers. Basel 1889) zu **u̯eghē* geworden sein läßt: ein derartiges ad hoc erfundenes Part. schwebt zusammen mit der darauf angeblich folgenden Dehnung in der Luft.

7. Gegen die Zusammensetzung des irischen *b*-Futurums hat sich Thurneysen, Handb. d. Altir. 1909, 372 gewandt mit dem Einwurf, daß in dem Wechsel von *b*- und *f*-Formen das *f* das ältere sein müsse, weil die paar Fälle, wo jüngere Denkmäler *f* für leniertes *b* zeigen, keine genügende Parallele böten. Er schreibt daher: „Die Erklärung der Futurbildung steht noch aus."

II. Der Kasus indefinitus.

8. Die Umschau hat gezeigt, daß die Vorschläge für analogische Ableitung oder Adaptation nicht befriedigen können und daß bei der Annahme einer Zusammensetzung mit Verben des Tuns und Seins die Erklärung des ersten Gliedes an Hirts zweifelhaftem Kasus indefinitus (IF. XVII 40f.) hängen bleibt.

In welcher Richtung hat man Aussicht zur Lösung der schwierigen Präterital- und Futurformen zu gelangen? Ist von vornherein die Wahrscheinlichkeit größer, je Sprache für sich zu nehmen, oder ist etwas an der Komposition? Nun, wenn in sechs verschiedenen idg. Sprachzweigen das zweite Element entweder wie ein Wort für *tun* oder für *sein* aussieht, dann müßten in sehr merkwürdiger Weise solche Ähnlichkeiten gleich in soviel Sprachen geschaffen sein. Das ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Es spricht vielmehr diese merkwürdige Tatsache sehr entschieden dafür, daß die Lösung auf seiten der Komposition zu suchen ist.

Da aber Hirts Kasus indefinitus nur eine Scheinlösung bedeutet, muß ein neuer Weg gesucht werden. Vorher ist es jedoch nötig, zu prüfen, was Hirt meinte.

Der Begriff Kasus indefinitus ist keine Erfindung Hirts, sondern stammt von O. v. Böhtlingk in seiner Jakutischen Grammatik (v. Middendorffs Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens, III 1851). Daselbst führt B. 213f. aus[1]): „Jeder Stamm[2]) kann in der Regel in derselben Gestalt als Wort im Satze erscheinen. Der Nominalstamm (im weitesten Sinne) ist zugleich der von mir sogenannte Casus indefinitus, der Verbalstamm aber die 2. Sg. Imperativi. Man würde aber einen großen Fehler begehen, wenn man sagte, daß von jeher der Casus indefinitus und die 2. Sg. Imperativi den jetzt scheinbar oder in Wirklichkeit davon stammenden Formen zugrunde gelegen hätten. Die Sache verhält sich vielmehr so: der Cas. indefin. und die 2. Sg. Imperat. haben in der Sprache keine lautliche Bezeichnung gefunden; der Stamm, der in einer früheren Periode der Sprache, ehe die Flexion entwickelt war, alle oder, ebenso richtig gesprochen, keine Beziehung auszudrücken hatte, verblieb, nachdem derartige Beziehungen, welche des lautlichen Ausdrucks mehr als der Cas. indefin. und die 2. Sg. Imperat. bedurften, einen solchen gefunden hatten, in diesem seinem flexionslosen Zustand als Ausdruck des Cas. indefin. und der 2. Sg. Imperat.

Auch in den indo-germanischen Sprachen war nach meiner innigsten Überzeugung das, was wir jetzt Wurzel oder Stamm nennen, vor Zeiten, ehe die Flexion sich entwickelt hatte, ein bedeutsames Wort. Wie der nackte Stamm in dem Sprachstamme, zu dem das Jakutische gehört, nach Entwicklung der Casus mit besonderen Casusendungen, auf die Bezeichnung des Cas. indefin. beschränkt wurde, so in den idg. Sprachen, zum Teil wenigstens, zur Bezeichnung des Vocat. Sg. Auch scheint mir die Zusammenstellung des flexionslosen Vocat. Sg. in den idg. Sprachen mit der flexionslosen 2. Sg. Imperat. in den ural-altaischen Sprachen nicht ganz unpassend zu sein.“

B. versteht demnach unter Kasus indefinitus den Nominalstamm in der Verwendung als Kasus. Leider ist dieser Ausdruck nicht glücklich gewählt; er ist mißverständlich.

Hirt hat sich IF. XVII (1904) 40f. Böhtlingks Ausführungen als Richtschnur genommen und den Kas. indefin. in die Indo-

[1]) Von Hirt S. 41 zitiert.

[2]) Hirt fügt hinzu: d. i. ein nicht mehr zerlegbarer Sprachbestandteil.

germanistik eingeführt. Böhtlingk hatte bereits den Stamm als einstiges Wort bezeichnet. Hirt setzte den jakutischen Stamm S. 41 seiner Basis gleich. Im Jahr 1900 hatte Hirt in seinem Buch: Der idg. Ablaut, S. 2 die Basis so definiert: „Wir können ... gewisser Abstraktionen aus mehreren zusammengehörigen Worten nicht entbehren, doch wollen wir diese nicht Wurzeln, sondern mit Fick, GGA. 1881, 1427 Basen nennen.“ Basis als eine Abstraktion kann aber unmöglich dasselbe wie Böhtlingks unklarer Kas. indefin. sein; damit hat Hirt die Verwirrung nur noch vergrößert. Es gibt allerdings Wörter in den Einzelsprachen, die Hirt Basen nennt, so Ablaut 147 *ἄγε* und *ἀγέ*. Hirt wirft in seinem Aufsatz in IF. XVII endungslose Kasus, erschlossene Abstraktionen wie abgetrennte Stämme als Kas. indefin. durcheinander. Z. B. nennt er S. 45 Kas. indefin. Wortstücke wie gr. *ἐτιμή-θη*, lat. *amā-bam*, *calē-facio*, got. *salbō-da*. So ist Hirt der Terminus 'Kasus indefinitus' geradezu zum Verhängnis geworden.

Er verlegt „die Anfänge der Bildungen [wie gr. *ἐτιμήθην*] bis in die Zeit vor der Ausbildung der Flexion“ und bedenkt nicht, daß es Kasus in jener noch nicht gab. Es ist darum sinnlos, in *ἐτιμή-θην*, *amā-bam* usw. einen Kas. indefin. zu suchen. Verwirren muß auch, daß sich Hirt auf ein Zitat aus Jacobis Compositum und Nebensatz 1897, 3 beruft, in dem sich J. geirrt hatte. Der Gen. habe vor dem Lokalis im Sg. eine besondere Endung erhalten. Aus § 1250 der Whitneyschen Ind. Gramm. geht nur hervor, daß im Tatpuruṣa das Genetivverhältnis seltener als das Lokalisverhältnis durch einen Kasus ausgedrückt wird. Man braucht aber nur ein paar Seiten bei Whitney weiterzulesen, um im § 1264 zu finden, daß im Tatpuruṣa am häufigsten genetivische Verhältnisse, am seltensten akkusativische ausgedrückt werden. Das Zitat war überflüssig, es kann, weil es am Anfang steht, nur zu Mißverständnissen Anlaß geben. Durch die Verquickung mit Ablaut- und Akzenthypothesen hat Hirt seine Auseinandersetzungen sofort in Mißkredit gebracht. S. 55 schreibt er: „Ich betrachte es als erwiesen, daß die thematischen und athematischen Bildungen im engsten Zusammenhang stehen, und zwar in der Richtung, daß die athematischen Bildungen aus den thematischen entstanden sind.“ In dem Buch vom Jahr 1944: Der Ursprung der idg. Deklination glaubt Specht genau das Gegenteil bewiesen zu haben. In Hirts Idg. Gramm. III von 1927 steht S. 180 der Satz: „Die Flexion ist nicht durch Antreten bedeutungsvoller Elemente entstanden.“ Specht erblickt in allen suffixalen Stücken Pronomina.

Ich will versuchen, meinen Weg ohne so weit gehende Ziele zu gehen. Wenn wir erfahren wollen, wie die periphrastischen Verbalformen zusammengewachsen sind, müssen endlich einmal die Formen zusammengestellt werden, die ohne Endung sind, mögen sie eine sog. Wurzel enthalten wie der gr. Vok. *Ζεῦ* oder einen sog. Stamm wie der lit. Vok. *výre* 'Mann', eine Basis wie ai. *gnā* 'Götterweib' oder eine Ableitung wie ai. *dātā* 'Geber'. Es kommt also darauf an, überlieferte endungslose Flexionsformen zu sammeln.

III: Endungslose Formen.

9. Endungslose Formen sammeln heißt nicht, wahllos Formen ohne Endung aus den verschiedenen idg. Sprachen zusammenstellen. Es gibt viele Formen, die nur scheinbar keine Endung besitzen; dem Sprachforscher ist das ganz geläufig; gleichwohl kann ich nicht darauf verzichten, das an einer größeren Zahl von Beispielen in Erinnerung zu bringen, weil es bisher gar nicht üblich war, sich über die wirklich endungslosen Formen und die damit verbundene Tragweite klar zu werden.

Nur scheinbar sind endungslos z. B.: die N. Sg. ai. *vāk* 'Stimme', apers. *napā* 'Enkel', av. *aspō* 'Pferd'[1]); die dritten Personen Sg. gr. *ἔφερε*, *ἔφῡ*, abg. *by*, apr. *bē* 'war'; got. G. Pl. *dagē* usw. In sämtlichen Fällen ist nach wohlbegründeter Überzeugung der Indogermanisten der Endkonsonant abgefallen; es sind vielmehr die Formen **u̯ōqᵘs*, **nepōts*, **eku̯os*, **ebheret*, **ebhūt*, **bhūt*, **bhu̯ēt*, **dhoghēm* vorauszusetzen.

Es genügt also nicht, daß eine Form keine Endung hat, die Sprachwissenschaft muß die Form auch als endungslos anerkennen, wie N. Sg. *ποιμήν* = idg. **poimén*, wobei auf die Färbung des *ē* keine Rücksicht genommen ist. Die Aussprache des Urindogermanischen, die wir ja nicht einmal so genau rekonstruieren können, spielt dabei keine Rolle. Ausschlaggebend ist, daß *ποιμήν* keine Endung besitzt und daß die Sprachwissenschaft keine Endung für den N. Sg. in diesem Fall im Gegensatz zu ai. *vāk* fordert. Ebensowenig ist an lit. N. Sg. *piemuõ* Anstoß zu nehmen, obwohl der Diphthong *-uo* mit dem Monophthong *-ō* rekonstruiert wird: **poimṓ*. Ähnlich steht es mit dem lit. V. *bìte* 'Biene' idg. **bitə*. Etwas stärker muß die Linguistik eingreifen bei dem I. *bitè*; hier läßt die Tonstelle erkennen, daß am Ende ein stoßtoniges langes

[1]) Die altiranischen Beispiele gebe ich in der herkömmlichen Weise, sofern meine Beweisführung dadurch nicht gestört wird.

-*ē* stand: idg. **bitḗ*. Ich halte mich für berechtigt, in derartigen Fällen, höchstens mit kurzen Andeutungen des Grundes, die Formen unter die endungslosen einzureihen; kaum ein Sachverständiger wird den Ansatz des genannten -*ḗ* bezweifeln. Anders liegt es z. B. bei lat. *rēfert*, das in *rē* und *fert* zerfällt. Nur ist strittig, was man hinter dem *rē-* zu suchen hat. Wer *rē-* auf *rēs* zurückführen will, kann von seiten der Lautlehre nicht widerlegt werden. Ich glaube einen Ak. Sg. darin gefunden zu haben; das habe ich selbstverständlich erst zu begründen. So verlangt jedes Beispiel genaue Prüfung.

Endungslose Formen:

Konsonantische Stämme. Alle Neutra im N. V. Ak. Sg.

l-Stamm: Einsilbler: ai. Neutra *svar* 'Sonne', auch L. und G. (*svar dṛśike* 'im Anblick der Sonne'); got. *sauil*, lat. *sōl*.

r-Stämme: Einsilbler: *χήρ*, lat. *hēr* 'Igel' im N.; Verwandtschaftsnamen *πατήρ*, lat. *pater*, got. *fadar*; ohne -*r* mit Schleifton lit. *duktė̃* 'Tochter', ai. *pitā*, *mātā*, abg. *mati* 'Mutter'; V. *pitar*, *πάτερ*, *pater*; L. lat. *inter*, gr. *ὑπέρ* gegenüber ai. *upar-i*; Nomina agentis *δοτήρ*, *δώτωρ*, ai. *dātā*. Neutra *ὕδωρ*; A. oder L. *νύκτωρ*, im Wechsel mit -*n*-Stämmen: ai. *udan*, L. 'im Wasser', N. Ak. Pl. *udā*.

m-Stämme: Einsilbler: *χθών* mit -*ν* aus -*m*; ohne -*m* mit Schleifton Neutrum *δῶ* 'Haus', L. *ἔν-δον* 'im Haus', ai. wohl auch L. *dampatis* 'Herr im Hause', Debrunner in Wackernagels Ai. Gr. III 244.

n-Stämme: Eins.: *σφήν* 'Spahn'; ohne -*n*: lit. *žmuõ* 'Mensch'; Zweis.: gr. N. V. *δαίμων*, *δαῖμον*, Adjekt. *εὐδαίμων*, *εὔδαιμον*, Neutr. *εὔδαιμον*, N. V. *ποιμήν*, Adjekt. *ἄρρην ἄρρεν*; ohne Nasal: lit. *asmuõ* 'Person', lat. *homo* N. V.; Neutr. ai. *karma* 'Tat' aus -*n̥*, N. A. Pl. *karmā*, lat. *nōmen* aus -*n̥*, gr. *ὄνομα* aus -*n̥*, abg. *imę* aus -*ēn*. Griech. *αἰέν* 'immer' und Inf. *ἴδμεν*, Kasus?

nt-Stämme: gr. V. *γέρον*, Pt. Praes. *φέρον*, ai. *adan* 'essend', Neutr. *adat* aus -*n̥t*, lit. Neutr. N. A. Sg. und Mask. N. Pl. *vežą̃* 'fahrend' aus **u̯ekont*. Derselbe Stamm also für ein Neutr. Sing. und ein Mask. Plur., demnach keine Scheidung des Genus, keine Scheidung des Numerus! Der Satzzusammenhang, die Situation bringen Eindeutigkeit und Klarheit.

s-Stämme: Eins.: lat. *glīs* 'Haselmaus'; *χθές* 'gestern', *αἰές* 'immer' Kasus? Ak. L.?; Zweis.: ai. *manas* 'Gedanke', gr. *μένος*, Adj. ai. *durmanās*, gr. *δυσμενής*, V. *durmanas*, *δυσμενές*, Neutr. *durmanas*; *δυσμενές*, *γῆρας*.

Schon diese Beispiele zeigen, daß der Stamm im Ablaut un-

einheitlich ist, der reine Stamm ist verschiedenartig innerhalb desselben Wortes und innerhalb desselben Kasus, eine sehr wichtige Erscheinung, die uns noch weiter begegnen wird und uns § 12/13 beschäftigen soll.

Die vokalischen Stämme. Außer bei den *o*-Stämmen hat das Neutrum N.V.Ak.Sg. reinen Stamm.

ā-Stämme: N.Sg. ai. *jā* 'Kind', I. auch *jā*, *priyā* N.Sg., I. selten auch *priyā*; lit. N. *rankà*, die Tonstelle deutet auf -*á* hin[1]); V. *rañka*, die Tonstelle deutet hier auf balt. *a* = idg. *ə* hin; abg. V. *ženo* mit -*o* = idg. *ə*. Diese sprachwissenschaftlichen Erklärungen darf ich darum als Beweis gelten lassen, weil die Formen jedenfalls keine besondere Kasusendung zeigen. Das Lateinische liefert dazu einen endungslosen Dativ in altlat. Formen wie *Latona*.

Ein *ā*-Stamm ist in das Paradigma der *o*-Neutra eingedrungen. Nach der bekannten Hypothese J. Schmidts Die Pluralbildungen der idg. Neutra (1889) 12f. beruht das Neutrum im Pl. auf einem kollektiven Sg. Jedenfalls wird damit der Gebrauch eines endungslosen *ā*-Stammes im Akk. bewiesen. Die Länge dieses -*ā* ist am sichersten im Altindischen belegt.

ē-Stämme: Für den G. Sg. lehrt die lat. Schulgrammatik die Form auf -*ei*. Die Überlieferung kennt eine große Unsicherheit, Quintilian (35—95 n. Chr.) gesteht I 6, 26, nicht zu wissen, wie der G. von *prōgeniēs* heißt. Wir haben Formen auf -*ī*, auf -*ēs*. Am häufigsten sind bei Neue-Wagener, Formenlehre[3] I 1902, 571f. die auf -*ē*, also ohne Endung: *die, fide, requie, plebe, acie, re, re publicae, spe, pernicie,* dazu auf Inschriften, z. B. *re militaris* CIL.[2] I₁ p. 193, XIII 18. Gellius berichtet (um 130 n. Chr.) Noct. Att. IX 14, 25: „C. Caesar in libro de analogia secundo: '*huius die*' et '*huius specie*' dicendum putat." Im Dat. gilt neben -*ei* wieder endungslos -*ē* von Plautus ab; inschriftlich *fide* CIL.[2] I 369 p. 405. *acie, die, fide, pernicie, pube, re publicae,* s. Neue-Wagener 571f. Der Abl. wird nur auf -*ē* überliefert, *sēd* neben *sē* 'für sich' wird man kaum dafür in Anspruch nehmen dürfen. Hat es überhaupt einen Ablativ auf -*ēd* gegeben? Was steckt hinter dem Abl. *rē*? Ablativ, Instrumental, Lokalis?

Das Lat. liefert uns auch einen endungslosen N. und Akk. Sg. Priscian (um 500 n. Chr.) bezeugt in seiner institutio de re grammatica, Gr. Lat. II 402, 13f. die Betonung *calefácis, calefácit, tepe-*

---

1) Spechts Kontraktionstheorie (Ursprung idg. Dekl. 310f.) nimmt auf den Parallelismus der Dehnstufe bei den konson. Stämmen nicht die gebührende Rücksicht.

facis, tepefácit und *calefīt, tepefīt.* In Verbindung mit *facere* ist *calē* Akk. und mit *fit* N. Ähnliche Verbindungen mit Formen auf *-ē* und gemäß dem Jambenkürzungsgesetz auf *-e* sind aus dem älteren und jüngeren Latein bekannt, zum Teil in Tmesi: daß diese Wortstellung sehr wohl der gesprochenen Sprache angehört hat, zeigt nicht nur die erwähnte Betonung, sondern auch der Umstand, daß Cato, der sich kaum eine Spielerei erlaubt haben würde, daran teilgenommen hat: agric. 157, 9 *ferue bene facito.* Wenn Kretschmer, Gl. XVII 54ff. *calēfacit* aus *calēre facit* erklären will, wie *scīlicet* aus **scīrelicet*, so frage ich, warum es kein *licet scī* gibt und wie die Betonung *calē fácit* möglich wurde.

Einen Akkusativ *rē* könnte das vielumstrittene *rēfert* enthalten. Eine Lösung des Problems ist bisher nicht gefunden worden. Auch J. B. Hofmann ist sie Lat. Gr. 409 nicht gelungen. Er sucht den Ausgangspunkt in der häufigen Redensart *quid id meā rēfert* mit *id* als Subjekt und *quid* als Objekt: was bringt dies einer Sache (in meinem Interesse); aber *quid* ist adverbialer Akkus. Am nächsten ist der Lösung Brugmann, IF. VIII (1898) 224f. gekommen: *id ad* (*in*) *meās rēs fert* 'das führt auf meine Angelegenheiten, geht auf meine Interessen', woraus lautlich sehr wohl *ad* (*in*) *meā rēfert* entstehen konnte. Wenn aber Brugmann 225 meint, daß hier *ad* (*in*) ebensogut weggelassen werden konnte, wie *domum fert* 'er trägt heim' und *ad domum fert* 'er trägt zu dem Haus' gebraucht werden, so übersieht er, daß *domum fert* nicht die jüngere, sondern die ältere Konstruktion ist; und ebenso ist *id meā rēfert* weit älter als das gleichbedeutende *id ad meās rēs fert.* Sehr richtig hatte J. B. Hofmann, IJ. VII (1919) 40 gesagt: „Die literarisch älteste greifbare Bedeutung ist die: 'etwas ist sachdienlich, einträglich (vgl. frz. *importe*), zuträglich, von Belang', das beweisen die Synonyma *usus est* Plaut. Epid. 166, *usus poscit* Mil. 810, *ad te attinent* Persa 497. Im übrigen muß man sich mit den auffälligen plautinischen Wendungen abfinden *quam ad rem istuc refert, cui rei retulit* oder gar *quae ad rem referunt* (= *attinent*) Persa 593: diejenige Erklärung wird schließlich durchdringen, der es gelingt, diese offenkundigen Weiterentwicklungen mit der gewiß recht langen Vorgeschichte der Konstruktion möglichst reibungslos zu vermitteln.“ Nun ich wüßte nicht, was besser bei einem *meā rēfert* im Sinn von Persa 497 *hae* [*tabellae*] *quid ad me?* — *Immo ad te attinent et tua refert* verständlich ist als *meā rē* (Akkus. der Richtung) *fert* 'es zielt, es geht auf meine Sache'. Von hier aus sind all die Sätze Hofmanns leicht erreichbar; das brauche ich

nicht erst im einzelnen vorzuführen. Und über das -*ā* kommt man wohl auch hinweg. Ist es ein Rest des kollektiven -*ā* wie in *loca*, mit erhaltenem -*ā* in *nostrā*, oder eine Umbildung irgendeiner anderen Form des Possessivums?

Wir haben also endungslos N. G. D. Ak.; N. und Ak. ohne Endung ist neutral; auch was man nicht deklinieren kann, das sieht man als ein Neutrum an.

Im Griechischen sind nur *χρή* 'Bedürfnis' und *φή*, nicht *φῆ* (H. L. Ahrens, Beiträge zur griech. und lat. Etymologie 1879, 57, F. 99) 'so wie' als Wörter auf -*ē* vorhanden; vielleicht darf man auch *ὁμοκλή* 'Zuruf' dahinstellen, doch ist nicht sicher, daß in dem -*η* ein -*ē* steckt. Das Geschlecht von *χρή* ist nicht überliefert. Stellen wie Ilias I 496 f. *οὐδέ τί σε χρὴ νηλεὲς ἦτορ ἔχειν* beweisen nichts. Wackernagel vergleicht Vermischte Beiträge Progr. Basel 1897, 60: Eur. Hek. 976 das weibliche Fragewort *τίς χρεία σ' ἐμοῦ* mit dem sächlichen *Λ* 606 *τί δέ σε χρεὼ ἐμεῖο* und schließt daraus auf *χρεώ* als Neutrum. Er fügt hinzu: „Sehr wahrscheinlich ist *χρή* ursprünglich Neutrum gewesen (Ahrens, Beiträge [58, 66]). Nur als Neutrum konnte ein Monosyllabum den Nominativ ohne -*s* bilden." Das Neutrum zeigt sich auch in *χρεών* = *χρὴ ὄν*. Darf man aber mit Ahrens 63/64 wegen Demokrit *τὰ χρὴ ἐόντα* und Euripides *τοῦ χρεών* das Wort *χρή* für immobil halten? Für Neutrum spricht sich auch Fraenkel, Glotta IV (1913) 29 aus, ebenso andere: Boisacqs Entscheidung für weibliches Geschlecht, Dict. d. l. langue gr. 1069 halte ich für unrichtig.

Nirgends ist die *ē*-Deklination so häufig wie im Baltischen: lit. N. Sg. *bìtė* 'Biene', V. *bìte*; I. *bitè* mit -*è* aus -*ḗ*; dazu D. auf -*ie* im Žemaitischen aus -*ē*, s. Specht, o. LXIII 77.

Im Altindischen gibt es weibliche Komposita mit **dhē*: *saṁdhā* 'Verbindung', *śraddhā* 'Vertrauen'.

Tocharisch und Kutschaisch haben Substantiva auf -*e*, darunter solche, die den idg. Neutren entsprechend im Singular das Prädikatsadjektiv im Maskulin und im Plur. im Feminin verlangen, vgl. Sieg-Siegling-Schulze, Toch. Gr. 2 f., 33; es sind also Neutra; ob sie aber in dem -*e* ein idg. *ē* enthalten, wie Pedersen, La 5me décl. lat. 82 annehmen möchte, läßt sich vorläufig nicht feststellen.

Die gotischen Richtungsadverbia auf -*ē* wie *hidrē* 'hierher' wage ich nicht als Akk. mit dem ehemaligen Ton der Opposita auf -*o* anzusprechen.

i-Stämme: N. Sg. mit der Schwundstufe -*i*: Neutr. ai. *śuci* 'leuchtend', lat. *mare*, ahd. *meri*, gr. *ἴσχι· ὀσφύς* Hesych, lit. *ankstì*

'frühe', apr. *ilgi* 'lange', *arwi* 'wahr', abg. *pravъ* 'recht', vgl. Fraenkel, MSLP. XIX 38.

V. gr. *ἴδρι* zu *ἴδρις* 'kundig', Vollstufe auf *-ei*, *-oi* in ai. *śuce*, av. *vīspaite*, abg. *pǫti* 'Weg'.

I. des Fem. ai. *śuci* (?) Debrunner III 157 und *śucī*.

L. Dehnstufe auf *-ēi* vermutlich got. D. *anstai* 'der Gunst'; auf *-ē* aus *-ēi* in ai. *agnā* 'Feuer', s. Sommer, Festschr. Streitberg 1925, 255f.; Wackernagel, o. LV (1928) 158 F. 1; Debrunner 156.

Dual: *-ī* in den drei Geschlechtern ai. *śucī*; *patī* 'Herren', av. *azī* 'trächtig', abg. *oči* 'Augen', lit. *akì*, dessen Tonstelle idg. *-ī́* beweist wie *-ū́* in *žmogù* 'Menschen'. Zu beiden reimt das Zahlwort 2 : *dvì akì, dù žmogù*; von hier aus hat der Reim auf *dvì* die Feminina der *ā-* und *ē*-Dekl. erobert, *-ù* war außer in der *u*-Dekl. aus *-ū́* auch bei den *o*-Stämmen aus *ṓ-* zu Hause: *vilkù* 'Wölfe'; der Reim hat sich aber auch der Maskulina der *i*-Stämme bemächtigt: *dù vagiù* 'Diebe'. Wem es Vergnügen macht, der könnte in den langen Vokalen des Dual eine Kontraktion mit *-e* sehen, vgl. Specht, Ursprung 311f.

Plural: Neutr. N. Akk. *trī* 'drei': ai., air., abg., lat. in *trīgintā*; ai. *śuci* neben *śucī*.

Unter den *i*-Stämmen hat nur *sákhi-* 'Freund' dreifache Abstufung: N. Sg. *sakhā*, av. *haχā* aus idg. *-ēi* oder *-ōi*? V. Sg. *sákhe* aus idg. *-ei* oder *-oi*, sonst Stamm *-i-*.

ī-Stämme: ai. *devī* 'Göttin' N. Sg. und N. V. Akk. Du., dazu V. Sg. *devi*.

In der *o*-Deklination sind endungslos erhalten: N. Sg. nur im Demonstrativ bezeugt: gr. *ὁ*, ai. und got. *sa*, lat. *iste*, idg. *-o*. V. Sg. auf *-e*, arisch *-a*, griech., ital., balt.-slav. *-e*; im Germanischen zu erschließen. Dehnung und Abtönung scheint vorzukommen, s. Loewe, o. LI 200f.

Bemerkenswert ist, daß im Veda auch vom Neutrum Vokative ohne *-m* überliefert werden, Debrunner III 97f.

Zu dem endungslosen neutralen V. würden endungslose neutrale N. Sg. sehr gut passen. Agrell glaubt solche N. im Litauischen, Preußischen, Slavischen und Hethitischen nachweisen zu können, vgl. Zur Geschichte des idg. Neutrums, Human. Vetenskaps-Samf. Lund, Årsber. 1924/25, 17f. Ich gebe A. zu, daß er recht haben könnte; aber die Formen lassen sich alle auch anders auffassen, s. Sommer, Aḫḫijavā-Urkunden in den ABAW. NF. 1932, 164; Debrunner III 33. Immerhin möchte ich hervorheben, daß A.'s Theorie mancherlei am einfachsten erklären würde.

Auch der Dativ hat vermutlich noch eine endungslose Form besessen. Altlat. ist *Numasioi*, falisk. *Zextoi*, osk. *húrtui* überliefert; aber die gewöhnliche Form des Altlat. ist die auf *-ō*, so auch im Vestinischen. Zumeist wird dieses *-ō* aus *-ōi* abgeleitet (Sommer, Handb.[2] 341; Leumann 271). Aber die Herleitung stößt auf große Schwierigkeiten. Mir scheint eine alte Form ohne *-i* vorzuliegen.

Im I. ist *-ē*, *-ō* allgemein anerkannt und mit Akut durch das Griech. gesichert und aus lit. *vilkù* zu erschließen.

Im Dual N. V. A. auf *-ō* gr. *ἀνθρώπω*, lat. *duo, ambō*, lit. *vilkù* mit *-ù* aus *-ṓ*.

Zu denken gibt der Gen. Sg. auf *-ī* im Lat., Falisk., Gall., Altir., vielleicht auch im Venet. und Lepontin.; desgleichen der N. Akk. Pl. des Neutrums auf *-ā*, der nach J. Schmidts wahrscheinlicher Auffassung aus einem kollektiven Sing. herstammt, der sonst als Femininum erscheint.

Bestritten ist der lit. L. Sg. auf *-ė* von W. Petersen, o. LXVI 1939, 237f. P. nimmt eine Analogiebildung nach dem Pronomen *tamè* an, das er auf Umwegen zu erklären versucht. Vom Lit. aus, ohne Rücksicht auf andere Formen, wird man ohne weiteres auf idg. *-ḗ* gebracht, wie es längst Walde, Germ. Auslautgesetze 1900, 237f. vorgetragen hat; *tamè* könnte umgekehrt sein *-e* auf dem Weg der Analogie erhalten haben: *vil̃kui* : *vilkè* = *tãmui* : *tamè*. Ein L. Sg. auf *-ē* trägt nicht nur zur Aufhellung der periphrastischen Nominalformen bei, sondern entspricht auch der sonstigen Beobachtung, daß der endungslose L. Dehnstufe zeigt[1]).

u-Deklination. Endungslos sind:

N. Akk. V. Sg. nur Neutra ai. *madhu* 'Honig', gr. *μέθυ*, ai. *paśu*, got. *faihu*, gr. *ταχύ*.

Im Ai. kommt auch Dehnung im Auslaut vor: *purū* 'viel'; *mithū* 'umsonst, verkehrt' wird so mit Dehnung bei *bhū*, also wie ein N., und mit *kr̥*, also wie ein Akk., gebraucht: RV. I 6, 18b *mithū bhūt* 'es war umsonst', I 162, 20b *mithū kaḥ* 'er soll unbrauchbar machen'.

V.: *-eu* und *-ou*. ai. *sūno*, got. *sunau* (eine V.form auf *-u* nur *dauþu* 'o Tod' 1. Kor. 15, 55, *sunu* L. 18, 38 und in den biblischen Eigennamen; van Helten vermutet darin einen Nom. ohne *-s*, IF. XIV 79), abg. *synu*, lit. *sūnaũ*, *dangaũ* 'Himmel'.

I.: *-ū*: av. *vohū* 'gut'.

---

1) Walde ist von Specht, Lit. Mundarten II 99 nicht damit widerlegt worden, daß die *lo*-Stämme im Ostlit. den Lok. auf *li* bilden.



L.: *-ēu* oder *-ōu*. ai. *sūnau*, lat. *noctū*, got. als D. gebraucht *sunau*, abg. *synu*.

Dual *-ū* mit Stoßton, wie lit. *dangù* bezeugt, ai. *madhū* und *madhu* N. V. Akk.; av. *vohū* Mask.

ū-Deklination:

Ai. von *tanū-s* 'Körper', L. *tanū*, V. *tanu*.

Nur im Lat. gibt es eine neutrale *ū*-Deklination. Nach der Schulgrammatik ist N. V. Akk. und Abl. endungslos, G. *cornūs*, D. *cornuī*. Einen Abl. auf *-d* kennt die Überlieferung nur vom Mask. *magistratud*, *castud*; das Fehlen im Neutrum könnte auf dem Mangel von Belegen beruhen; es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß es im lat. Neutrum nie einen Abl. auf *-ūd* gegeben hat. Nach Gellius IV 16, 8 trat Caesar für den D. auf *-ū* ein; Charisius bezeugt den G. *-ū*, Gr. lat. I 31,4f.: Quarta declinatio ... habet et neutrale, quod in singulari quidem numero monoptoton est per *u*, in plurali vero recipit casus suos, velut *hoc cornu*, *huius cornu*, pluraliter *haec cornua* et cetera. item *hoc genu*, *huius genu*, similiter *veru*, *gelu*.

Diphthongische Stämme. Das aus **rēi-* entstandene *rē-* habe ich oben unter den *ē*-Stämmen mitbehandelt. Von **diēu-s* V. gr. *Ζεῦ*, lat. *Jūpiter*; L. *diū* 'bei Tage', vgl. Walde-Hofmann 357: aus **diiēu* oder **diiōu*.

Stämme auf *-ōi*: gr. N. *ἠχώ*; darf man auch den Akk. *ἠχώ* nennen und gar den D. *ἠχοῖ*?

Die verschiedenen Möglichkeiten des Ablautes zeigen sich bei den vok. Stämmen vermehrt.

10. Endungslose Verbalformen, fast nur Imperative.

Konsonantische Stämme: lat. *es*; *fer*?, alit. *gelb* hilf?

Vokalische Stämme:

ā-Stämme: lat. *hiā*, gr. *ἵστη*, dor. *ἐγκίκρā* 'mische hinein', lesb. *δάμνā*; ahd. *zamō*, *eiscō* 'heische'.

e-Stämme: ai. *bhava*, lat. *lege*, gr. *φέρε*, *ἰδέ*, *λαβέ* usw., idg. *-e*. 1. Sg. des Ind. *λέγω*, *lego*, got. *nima*, idg. *-ō*, lit. *vežù* beweist *-ṓ*; Konj.: ai. *bhavā*, idg. *ō*, gr. *φέρω*.

ē-Stämme: lat. *nē*, *implē*, *vide* mit Verkürzung nach dem Jambenkürzungsgesetz.

ī-Stämme: lat. *suffī*, air. *bī* aus **bhuī* 'sei'.

ō-Stämme: lesb., epir. *πῶ* 'trinke'; Gramm. und Papyr. *δίδω*, lat. *cedo* 'gib her' aus **ke* + *dō* mit Jambenkürzung.

u-Stamm?: lat. *fu* 'sei' Arvallied.

Diphthong. Stamm: gr. *ἔξει*, lat. *ei* 'geh'.

Aus dem Lit. kann man Formen mit angehängtem *-k* heran-

ziehen, obwohl das heutige Sprachgefühl eine Zusammensetzung nicht mehr kennt. So entspricht mit *-ā* genau *žiók* dem lat. *hiā*, *ieškók* ahd. *eisco* 'heische', mit *-ē* *apvydėk* 'beneide': gr. *ἰδέ* nur mit Dehnung des Wurzelvokals wie im Slav. *viděti*; mit *-ō*: *dúok* 'gib', dem lat. *ce-do*, alit. *duoki*; mit *ei*: *eĩk* 'geh'; altlit. hinter kons. Stamm *gelbki* 'hilf'.

Die Etymologien beweisen, daß die lit. Sing. auf *-ki* mit dem reinen Stamm zusammengesetzt ist, z. B. *duo-*, idg. **dō*. Für das lit. *-ki*, enklitisch hinter Imperativ, hat schon Schleicher, Lit. Gr. (1856) 231 richtig das im Russischen dem Imperativ enklitisch nachgestellte *ko, ka*, z. B. *privedi-ka* 'führe herbei' zum Vergleich herangezogen, s. Solmsen, o. XXXV (1899) 463f.; E. Fraenkel, MSLP. XIX (1914) 31f.

Auf einem andern Weg kommt man zu dem folgenden Ergebnis: Der Imperativ auf *-tōd* ist im Indischen, Griechischen und Italischen verschieden auf die Personen verteilt. Im Ai. ist er vor allem 2. Sg., weniger häufig 3. Sg., noch seltener 2. Du. und Pl., bloß einmal ist die 1. Sg. belegt. Im Italischen gilt *-tōd* für 2. und 3. Sg. Im Griech. ist der Gebrauch für 3. Sg. allgemein, der für 2. Sg. vereinzelt. Die Form auf *-tōd* ist also belegt für die 2. Person in den drei Numeri, nicht häufig für die nicht so oft in Betracht kommende 3. Person im Sg. und für die selten angewendete 1. Person des Sg. nur in einem Beleg. Das Griech. läßt aber den Beweis zu, daß die *-tōd*-Form einmal auch im Pl. gebräuchlich gewesen sein muß: denn im Attischen ist das spätere *ἀγέτωσαν* nur ein pluralisiertes *ἀγέτω*, und weiter beruht die Medialform *-σθω* auf Umbildung der Aktivform *-τω*, gilt aber in mehreren Mundarten für die 3. Person Sg. und Pl. Demnach muß **-tōd* im Uridg. für 2. und 3. Sg. Du. und Pl. üblich gewesen sein. In dem Anhängsel **-tōd* hat Gaedicke Akk. im Veda 1880, 225 Fußn. das ablativische Adverb **tōd* 'von da' erkannt: idg. **age tōd* 'treibe von da'. Wir erhalten demnach den reinen Stamm als Befehlsform.

Das Litauische liefert den Beweis noch einmal für sich. In *duo-ki* und 3. Pers. *bu-ki* liegt die Trennung klar zutage. Da die anderen Personen die Personalendung an *-ki* anhängen: *dúokiva, dúokita, dúokime, dúokite*, darf man in allen Imperativformen *ki* mit den Endungen abziehen; es bleibt der reine Stamm *duo-* übrig. Daraus ergibt sich der Schluß, daß der reine Stamm im Befehl einmal gleichmäßig ohne Unterschied für alle Personen ausgereicht hat. Die von Fraenkel vorgebrachte Zwischenstufe **duome-ki*, **duote-ki* ist überflüssig.

Trotz der nur wenigen verbalen Beispiele ist klar erkenntlich, daß Nomen und Verbum einunddieselben Ablautsverschiedenheiten besitzen in den reinen Stämmen. Das ist sehr bedeutsam.

11. Der Rest der Nominal- und Verbalformen hat eine besondere Endung hinter dem Stamm. Bei diesen Verwachsungen sind mancherlei Lautveränderungen schon frühzeitig vorsichgegangen, und zwar wo konsonantischer Stammauslaut mit konsonantischem Endungsanlaut und wo vokalischer Stammauslaut mit vokalischem Endungsanlaut zusammenstieß. Deutlich erkennen kann man die Endungen demnach nur so: vokalisch anlautende hinter den konsonantischen Stämmen und die konsonantischen hinter den vokalischen.

Die vokalischen Endungen sind: im Sg. D. *-ei* oder *-ai*; I. ai. *-ā*, idg.?; Ab. und G. *-es* und *-os*; L. *-i*. Die konsonantischen Endungen: I. *-mi* und *-bhi*; Ab. *-d* oder vok. *-at*?; G. *-s*; L. nicht vorhanden, Akk. *-m*. Dazu im Neutrum N.V.A. *-m*.

Im Dual: N.V.A. *-e*; I.D.Ab. *-m...*, *-bh...*; Ab.G.L. *-ou* und *-ous*.

Im Pl. vokal. N.V. *-es*; G. *-ōm* oder *-om*; konsonan. I. *-m...*, *-bh...*; D.Ab. *-m...*, *-bh...*, L. *-su*, Akk. *-ns* oder *-s*.

Wenn von konsonantischen Stämmen der G. Sg. endungslos vorliegt und daneben von denselben Stämmen G. Ab. mit *-es/-os*, vgl. lat. *nominus* und *nominis*, so wird niemand bezweifeln, daß die endungslose Form das Ältere ist, daß also dem *-es/-os* der reine Stamm vorausgeht, ebenso ist es bei dem L. auf *-i*, vgl. lat. *homine*. Wenn aber in einem Teil der konsonantischen Stämme der Stamm allein als Kasus genügt hat, wird er es bei den anderen konsonantischen Stämmen auch getan haben. Entsprechendes läßt sich ohne weiteres bei allen Endungen und allen konsonantischen Stämmen feststellen.

Nun findet man das Lok. *-i* auch in den vokalischen Stämmen; zieht man es ab, bleibt das übrig, was wir bereits als reinen Stamm erkannt haben; dann ist ein Stamm auf *-o*, vgl. griech. *οἴκοι* aus *ϝοικο-+ι*, also wirklich auch hier ohne *-i* einmal der reine Stamm gebraucht worden. Unter den vokalischen Stämmen könnten die *ā-* und *ē*-Stämme in *-ās* und *-ēs* des Gen. Sg. eine Kontraktion aus *ā*, bzw. *ē* mit *-es/-os* enthalten; andere haben nur ein *-s*, die *o*-Stämme ein *-sio* oder *-so*, lauter Anhängsel mit einem *s*. Läßt man diese Anhängsel weg, so bleibt je ein bereits bekannter reiner Stamm übrig; man wird glauben dürfen, daß er früher auch an Stelle eines Genetivs fungierte.

An die G. Sg. lassen sich die N. V. Pl. auf *-es* anschließen:

läßt man diese Endung fort, so erhält man wiederum einen im Sg. belegten und erschlossenen Stamm. Man kommt um den Schluß nicht herum, daß auch hier der Stamm genügt hat, z. B. V. Sg. **pəter* 'Vater' und Pl. ebenfalls **pəter-*. Das aber ist wieder von größter Bedeutung: der Pl. ist auch hier (vgl. lit. *vežą*) nicht vom Sg. unterschieden gewesen. Nun kommt hinzu, daß man beim Weglassen von *-e* im Dual denselben Stamm erhält, und zwar gleich auch für den Gebrauch eines Akkusativs.

Die Bildung der Formen mit *m-* in der einen Sprache neben solchen mit *bh-* in der andern scheint auf jüngere Ausgestaltung hinzuweisen; die Ungleichheit der auf *m-* und *bh-* folgenden Laute in ein- und demselben Kasus verrät die relative Jugend noch stärker. Zurückbleibt oft wieder der bekannte Stamm (wobei einige sehr leicht verständliche Analogiebildungen unterlaufen wie lit. *šunimis* mit *-i-* usw.). So werden I. Sg., D. I. des Dual und I. D. Ab. L. Pl. einbezogen. Bei *i*-Stämmen ist übrigens *-i* als reiner Stamm für den N. V. A. Du. und im Neutrum auch für Pl. belegt.

Ich will nicht die längst bekannten sprachwissenschaftlichen Zerlegungen wiederholen, die schließlich alle Kasus im Sg. Du. Pl. auf eine Zusammensetzung mit einem Stamm zurückführen. Man muß also annehmen, daß einmal der Stamm genügt hat, um für Sg. Du. und Pl. das auszudrücken, was später die Kasus bezeichnet haben. Aber in welcher Ablautsstufe oder in welchen Ablautsstufen ward der erschlossene reine Stamm statt eines Kasus verwendbar?

12. Gab es die reinen Stämme als Wörter etwa in verschiedener Ablautsgestalt? Schwundstufe wie in mehreren Kasus der Verwandtschaftsnamen oder in dem ai. *-pūr/-pur* als Hinterglied von Kompositis ist wenig wahrscheinlich. Noch weniger der um *-i* verlängerte Stamm der *o*-Deklination in mehreren Kasus. Und wie stand es mit den Abtönungen und wie bei den Voll- und Dehnstufen, so bei *-o/-ō* der *o*-Stämme? Mit dem Ablativ Sg. ist man nicht ganz fertig geworden. Wegen des *-ō* im Litauischen soll die Postposition *-at* angehängt sein. Aber erst unter der Voraussetzung, daß die Möglichkeit bestand, *-at* mit kürzerem oder mit längerem Stamm zu verbinden, würde **dei̯u̯o* + *-at* > **dei̯u̯āt* = lit. *diēvo* und **dei̯u̯ō* + *-at* > **dei̯u̯ōt* = lat. *dīvō* ergeben haben. Mag es mit den Ablautsstufen der reinen Stämme gewesen sein, wie es will, jedenfalls haben meine Darlegungen gezeigt, daß der reine Stamm der Substantiva und Adjektiva flexionslos für jeden beliebigen Kasus gebraucht werden konnte. In jeder Einzelsprache ist die Verwendung des reinen Stammes als Kasus bereits mehr

oder weniger beschränkt, in keiner mehr in großer Ausdehnung vorhanden; aber wenn man über das Alter der je ältesten Denkmäler hinaufgeht, um so weiter muß die Anwendung des reinen Stammes für die Kasus gewesen sein und im Urindogermanischen wohl in größter Ausdehnung, bis dann noch höher hinauf eine Periode erreicht wird, in der es nirgends eine Flexion von dem gab, was später Substantiv oder Adjektiv war. Der Beweis läßt sich auch beim Pronomen führen; ich kann ihn mir schenken, da bereits Meillet, MSLP. XXII, fasc. II (1935) 141 f. kurze Andeutungen darüber gemacht hat. In jener ältesten hier genannten Zeit gab es keine Flexion des Nomens überhaupt.

13. Beim Nomen kann ich nicht stehen bleiben. Wie sah es beim **Verbum** aus? Daß es im Imperativ einmal nur den reinen Stamm für alle Personen und Numeri gab, habe ich § 10 entwickelt. Ohne die Schwierigkeiten zu berühren, die beim Hethitischen auftauchen (Hendriksen, Untersuchungen über die Bedeutung des Hethitischen für die Laryngaltheorie, København 1941), läßt sich erkennen, daß auch alle Personalendungen einmal entbehrlich waren und der reine Stamm genügte. Ich will nur an den Verben der 1. und 2. indischen Klasse kurz das Grundsätzliche erörtern.

Wir sahen, daß der Imperativ auf *-tōd* von Hause aus einer Zusammensetzung mit dem reinen Stamm als Wort besteht. So wird **vī-* 'gehen, führen' in *vītāt* und *vid-* 'kennen' in *vittāt* als reiner Stamm einst ein Wort gewesen sein. Nun finden wir im Rigveda *vémi, véṣi, véti* mit **u̯ei-* im Sg. und *vīthas* usw. mit **u̯ī* im Plural, also den Stamm vor den Personalendungen in verschiedener Ablautsgestalt. Es sind dieselben Ablautsverhältnisse, wie wir sie im Nomen angetroffen haben. Entsprechend ist es bei *vittāt.*

Von der ersten Klasse gibt es z. B. ai. *vahatāt* = lat. *vehitō* und *bhavatāt* von der Wurzel *bhū-*. In beiden Fällen lehrt der Imperativ, daß auch hier der reine Stamm genügt hat, und das wird auch gelten müssen für *vaha-* in *vaha-si, vaha-ti, vaha-thas* usw. und für *bhava-* in *bhava-si, bhava-ti, bhava-thas* usw. in der idg. Gestalt **u̯ehe-* und **bheu̯e-*. Von da aus läßt sich der Schluß auf alle Verba der 1. und 2. Klasse übertragen. Das Griechische und andere Sprachen zeigen weiter, daß in der 1. Person und im Pl. auch in der 3. Person der reine Stamm nicht auf *-e*, sondern auf *-o* ausging. Ob es aber zur Zeit der Gültigkeit des Stammes als Wort für die Personen bereits verschiedene Abtönung gab, entzieht sich wie beim Nomen unserer Kenntnis.

Wir können noch eine andere Beobachtung machen. Manche der Verba beider Klassen haben nicht nur etymologische Entsprechungen im Verbum, sondern auch im Nomen, so: zu *rāṣṭi* 'er ist König' das Wurzelnomen lat. *rēx*, kelt. *rīx*, zu lat. *fert*, gr. *φέρτε* : gr. *φώρ* 'Dieb', zu *vakti* 'er spricht': das Wurzelnomen lat. *vōx*, gr. *ὄψ*, **dhē* ist im Verbum und in substantivischen Kompositis vorhanden, vgl. oben § 9; zu *bhavati* haben wir nicht nur **bhū-* in lit. *búk* und dem Wurzelaorist ai. *abhūt*, gr. *ἔφῡ*, deren reiner Stamm **bhū-* durch Ablösung des Augments und der sekundären Personalendung gewonnen wird, sondern dazu auch das Wurzelnomen ai. *bhū-s* 'Welt', ferner neben lat. *fuam*: lit. *bùvo* und weiter lat. *fŭtūrus* und gr. *φῠσις*. Welche Ablautsformen dieser reinen Stämme waren auch Wörter? In den Einzelsprachen erscheinen sowohl Vollstufe z. B. ai. *saṁdhā* wie Dehnstufe ai. *pād* oder Reststufe wie abg. *ženo* Vok. idg. **genə* und Schwundstufe wie lat. Imper. *fu* als Form, d. i. als Wort. Dazu bringt die Schlußfolgerung darauf, daß bei den Formen mit Endung die nach Entkleidung der Zutaten übrigbleibenden reinen Stämme einmal Wörter gewesen sein müssen. Verschiedene Ablautsstufen, in denselben Formkategorien, wie ai. Wurzelaorist *adhāt* neben *abhūt*, führen in die schwierigsten glottogonischen Theorien hinein, vgl. z. B. Hirt, Idg. Gr. IV 240f., berühren aber meinen Gedankengang nicht, ebensowenig wie die Tatsache, daß nicht selten athematische und thematische Stämme nebeneinander liegen wie gr. *φέρτε, φέρετε* und lat. *fert, ferimus*. Bedenkt man weiter, daß Analogiebildungen eingewirkt haben, so wird man nur schwer die Gestalt der reinen Stämme als Wörter der flexionslosen Zeit herausschälen können.

Wichtig erscheint mir 1. die Tatsache, daß beim Nomen auch nach Ausscheiden des außerhalb des Satzgefüges stehenden Vokativs noch viele Kasusformen übrig bleiben, die keine Endung haben, daß aber im Verbum nach Ausscheiden des ebenfalls außerhalb stehenden Imperativs nur noch die 1. Sg. des Indik. und Konjunk. Praes. ohne Endung gebraucht wird, 2. die sprachwissenschaftliche Feststellung, daß die reinen Stämme im Nomen und Verbum von derselben Art sind, ja in vereinzelten Fällen sogar etymologisch von derselben Lautung, 3. die sprachwissenschaftliche Folgerung, daß die reinen Stämme des Nomens und des Verbums einst Wörter gewesen sind. Als 4. füge ich noch hinzu, daß der reine Stamm auch dann als Kasus oder Verbalform und Wort verwandt erscheint, wenn er eine suffixale Ableitung u. a. enthält wie in **pətēr* und noch deutlicher im Verbalnomen

wie gr. δοτήϱ oder in ai. *kṛnu* 'mache', also in sichtlich jüngerer Bildung.

14. Meiner Überzeugung nach müssen wir uns also dem Urindogermanischen eine Sprachperiode vorausgehend vorstellen, in der noch keine Flexion, kein Kasus und keine verbale Personalform, vorhanden war, wo die als Wörter fungierenden Stämme oder Wurzeln zugleich nominale wie verbale Bedeutung haben konnten, wo es keinen Unterschied zwischen Substantiv, Adjektiv, Verbum gab, wenngleich manche Wörter z. B. mehr für eine Sachbedeutung geeignet waren wie beim Begriff Himmel, eine Sprachperiode ohne Scheidung von Numerus, Kasus, Genus, Person u. a.

Wie konnten sich die Vorindogermanen in einer flexionslosen Sprache unterhalten, ohne dauernd zu Mißverständnissen zu kommen? Der menschlichen Lautsprache stehen drei Arten von Mitteln zu Gebote: rhythmisch-melodische, lautlich-formale und die Mittel der Anordnung, was ich Probleme der Frage 141f. auseinandergesetzt habe. Da ihnen die Flexion fehlte, fielen die formalen Mittel aus: die Gestalt der Wörter war nur lautlich bestimmt, nicht irgendwie auch formal. Manche von den genannten Mitteln spielen fast nur im Satz eine Rolle. Die Sprachwissenschaft kann aber feststellen, daß die Vorindogermanen außer den Lautmitteln besonders manche rhythmisch-melodische Mittel (verschiedene musikalische Betonung der Silben, wohl auch verschiedenen Druck) und die der Anordnung bevorzugten. Sie befanden sich in ähnlicher Lage wie jede flexionslose Sprache. Ich will nur eine von diesen Sprachen nennen, deren Eigentümlichkeit in der Sprachwissenschaft oft angeführt wird: das Chinesische mit seinen vielen Tönen: die Mundarten des Chinesischen verfügen über 4—6 Töne. Zu verschiedenen Tönen haben die meisten flexionslosen Sprachen gegriffen, so auch die der Vorindogermanen. Die Folgen der Flexionslosigkeit zeigen sich noch in den indogermanischen Einzelsprachen an den Tönen und am Ablaut. Der eine Ton (meist Stoßton genannt und mit dem Akut bezeichnet) war ein ungebogener Ton, der andere (Schleifton oder Dehnton genannt und mit dem Zirkumflex bezeichnet) war umgebogen; mehr läßt sich über Verschiedenheit beider nicht aussagen. Die Abtönung *e/o* pflegt man gern aus einem Nebenton zu erklären, doch geht die Rechnung damit nicht ganz auf; sollte es etwa einen dritten Ton gegeben haben, wie das Lettische einen dritten Ton (zwei für den Stoßton, s. Endzelin, Lett. Gramm. 21f.) kennt? Daß der

Druck bei dem Ablaut mitgewirkt hat, liegt nahe anzunehmen. Auch die Anordnung ist sichtlich in Dienst genommen worden: das enklitische Wort hinter dem orthotonierten, Gen. subjectivus und objectivus vor dem Regens und Gen. partitivus hinter ihm; stilistische Auswertung der Stellung des Verbums im Urindogermanischen: am Anfang, in der Mitte und am Ende (Probl. d. Frage 237f. 395f.); Dativobjekt vor Akkusativobjekt.

Wenn ich mich nun zur Deutung des schwachen Präteritums usw. für eine Zusammensetzung mit fertigen Verbalformen von Wörtern für *sein* und *tun* entscheide, muß da mein Vorhaben nicht daran scheitern, daß in der Zeit der allgemeinen Flexionslosigkeit fertige Verbalformen noch gar nicht möglich waren? Ich denke mir die Sache so: Der Wandel von der Flexionslosigkeit zur Flexion vollzog sich sehr langsam und allmählich. Die steigende Kultur bedingte mehr und mehr deutliche Substantivstämme, man schuf sie vor allem durch Ableitungselemente; auch die Verba wurden zum Teil besonders gekennzeichnet. Kasus- und Personalendungen wurden zuerst nur lose angefügt: im Bedarfsfall und eine nach der anderen. Inzwischen setzte die Ablautung auch eine nach der anderen ein. Unter gewissen Umständen wurde manche Endung fest, ohne gleich überall durchzudringen. Die idg. Sprachzweige begannen sich herauszubilden. Die Verbalendungen wurden schneller fest als die Nominalendungen. Die Einzelsprachen verschmolzen die Endungen mit dem Stamm nicht gleichzeitig. Die Verwendung des reinen Stammes wurde aber immer mehr eingeschränkt. Da die ältesten Denkmäler der Einzelsprachen zeitlich weit auseinanderliegen, ergibt sich für uns ein sehr buntes Bild, das in seine allmählich aufgetragenen Farben und Schattierungen zurückzurekonstruieren nie gelingen wird. Da ich bestrebt bin, die Tatsachen herauszuarbeiten, muß ich mich von allen Spekulationen über den Ablaut und die zeitliche Folge der Bildungen vor der jeweiligen Zeit der Denkmäler, soweit wie nur irgend möglich, fernhalten.

IV. Das germanische schwache Präteritum.

15. Ich gehe nunmehr an das germanische schwache Präteritum heran. Endungslose Kasus sind ins Germanische nur in sehr geringer Zahl hinübergekommen, die vorhandenen sind zum Teil schwer deutbar. Es mag das mit dem späten Beginn der Überlieferung zusammenhängen. Für meine Betrachtung macht das nicht viel aus. Wenn das schwache Prät. mit *tun* zusammenge-

setzt ist, muß das vorausgehende Nomen das Objekt dazu gewesen sein, also das, was in der Flexion ein Akkusativ ist. Das Vorderglied des schwachen Prät. endet auf *-i* (= idg. *i*), *-ō* (= idg. *-ā* oder *-ō*), *-ē* (= idg. *-ē*) und beim Präteritopräs. auf Konsonant. Von allen diesen Endlauten sind neutrale Stämme im Akk. (*ā*-Stamm als singulares Kollektivum im Plural) in den verschiedenen idg. Sprachen belegt oder erschließbar. Das Vorderglied macht demnach keine besonderen Schwierigkeiten. Von einem Kasus indefinitus darf aber nicht die Rede sein.

Schwieriger ist das angehängte Verbum zu beurteilen. Die Ähnlichkeit mit dem Prät. von *tun* ist auffällig. Der Plural des Indikativs und der Optativ des Westgermanischen: ahd. *tātum, tātut, tātun* und *tātī, tātīs, tātī, tātīm, tātīt, tātīn*, urgerm. stets *đēđ-* statt *tāt-*, stimmen fast genau zu den Endungen des Gotischen: *-dēdum, dēduþ, dēdun, -dēdjau, dēdeis, dēdi, -dēdeima, -dēdeiþ, -dēdeina*. Ins Idg. übersetzt würden alle Formen mit *dhē-* beginnen. Nehmen wir dazu die 2. und 3. Sg. des Indikativs des Gotischen *-dēs* und *-da*, so erinnern die letzteren zwei Formen zusammen mit den 2. Du. und Pl. *-dēduts* und *-dēduþ* sehr an die entsprechenden Formen des Wurzelaorists von **dhē* ai. *adhās, adhāt, adhātam, adhāta*. Ohne das Augment sind got. *-dēs, -da* und ai. *-dhās, -dhāt* völlig gleich (idg. **dhēs*, **dhēt*); die beiden 2. Du. und Pl. entsprechen sich in den ersten drei Lauten, sie führen auf **dhēt-* zurück. Die 1. Sg. verlangt aber wegen urnord. *tawidō* idg. **-dhōm*, nicht **-dhēm*, das man für ai. *adhām* ansetzt. Die Abtönung ist dem Indogermanisten etwas unbequem, läßt sich aber immerhin so oder so verstehen, zumal da das Verbum *tun* im Westgerm. überhaupt statt *-ē* im Praesens mit *-ō* aufwartet. Im Dual und Plural haben die schwachen und die starken Präterita dieselbe Endung, die zum Teil wenigstens vom idg. Perfekt übernommen zu sein scheint. Daß in der 1. Pl. und 3. Du. und Pl. diese Endungen an *đēđ-* analogisch angeschoben wären, ließe sich sehr wohl denken. Die gotischen Endungen auf *-d*... wären damit erledigt.

16. Das Westgermanische kann für den Singular *-da, -dēs, -da* dieselbe Deutung erfahren. Auch im Ahd. ist die Endung *-dēs* vereinzelt noch belegt, so chiminnerodes (Isidor, Ausgabe Weinhold S. 21, Z. 13). Für den Plural aber wie ahd. *neritum* kann der alte Wurzelaorist von **dhē-* nicht Vorbild gewesen sein. Hier steckt vielmehr ein Erbe des idg. reduplizierten Perfekts. Im Altsächsischen lautet der Sing. des Prät. von *tun*: *deda, dedos, deda*, Pl. *dedun*; die Formen lassen sich an das ai. Perf. *dadhau* an-

knüpfen: *ded-* ist als die Reduplikation idg. **dhedh-* aufzufassen. Alts. *dedun* in der 1. Person Pl. könnte genau dem ai. *dadhima* entsprechen. Die von Sverdrup, NTSpr. II (1929) 69f. angenommene Verbindung des *ē* in got. *-dēdum* mit *sētum* usw. ließe sich sehr wohl mit der § 15 vermuteten Analogiebildung vereinigen. Die Endung *-un* der 3. Person Pl. möchte ich, Sverdrup 50 folgend, als die Tiefstufe von *-ont*: idg. *-n̥t* ansehen. Im schwachen Prät. des Westgermanischen ist im Plural, wie schon Sverdrup ausgeführt hat, das *-de-* synkopiert worden, wodurch der Plural mit dem Singular gleichsilbig wurde. Voraussetzung für diese Erklärung der westgerm. Formen ist, daß früher nebeneinander Aorist- und Perfektformen von **dhē* zur Umschreibung gebraucht wurden. Das aber hat nichts auf sich, da wir auch im Ai. Umschreibungen wie *vidām akaram* und *vidāṃ cakāra* in der Bedeutung 'ich machte Wissen' = 'ich wußte' vorfinden. Daß auch im Gotischen und Nordgermanischen einmal das Verbum **dhē* vorhanden war, beweisen Wörter wie got. *gadēþs*, aisl. *dād* 'Tat'.

17. S. 44 hat Sverdrup mit Recht den Zusammenhang des schwachen Prät. und des Part. Prät. im Dental betont. Dieser gilt im Gotischen zum Teil zugleich für den vorausgehenden Vokal. Darunter befindet sich ein Fall, der noch nicht genügend beachtet worden ist: bei den *ē*-Stämmen. Statt des zu erwartenden *-ē-* hat das Gotische *-ai-*. Ich halte dieses *-ai-* für ein Dissimilationsprodukt, also für das offene *ē* (*ǟ*), veranlaßt durch das Hintereinander der zwei Silben mit geschlossenem *-ē-* in Formen wie **habēdēdu*, **habēdēduts*, **habēdēdum*, **habēdēduþ*, **habēdēdun*, Opt. **habēdēdjau* usw. Von ihnen aus ist das offene *-ē* auf alle Formen mit *-ē-* übergegangen: *habais*, *habaiþ* usw., vor allem aber auch auf das Pt. *habaiþs*.

Ganz besonders deutlich ist der Zusammenhang zwischen dem schwachen Prät. und dem Pt. Pr. bei den Präteritopräsentien (Sverdrup S. 94f.; Specht, o. LXII [1935] 68f.).

Das Präteritum der Präteritopräsentien ist zweifellos eine analogische Nachbildung nach dem Prät. der Präsensverba. Hierauf wie auf die sog. synkopierten Formen wie *habda* einzugehen, habe ich keinen Anlaß. Das Nordgerm. ist mit Got. und Westgerm. erledigt.

Das Germanische ist bereits zu sehr verändert, um Einzelheiten der Verwachsung deutlicher erkennen zu lassen. Das Griechische ist dafür geeigneter. Das gilt auch von folgender Beobachtung Sverdrups a. a. O. 47 = IFA. XXXV (1915) 16f.: „Es

ist wahrscheinlich, daß diejenigen Formen der Wurzel **dhē*-, die als Hilfsformen in der periphrastischen Bildung besonders Anwendung fanden und daher als selbständige Formen weniger gebräuchlich wurden, ausgestorben sind, gleichzeitig mit der Zusammenschmelzung der periphrastischen Bildung (Konstruktion).“ Das zeigt sich besonders im Griechischen.

V. Der griechische ϑην-Aorist.

18. Der griechische ϑην-Aorist unterscheidet sich in seiner Beziehung zu der Wurzel **dhē* wesentlich von dem germanischen schwachen Präteritum. Schneidet man von einem beliebigen ϑην-Aorist den Stamm ab, so erhält man vom Indikativ durch alle Modi hindurch sogar mit Einschluß des Infinitivs und des Partizipiums die Formen eines Aorists von **dhē*, der genau den griechischen Aoristbildungen auf -ην wie ἐρρύην oder denen auf -ᾱν wie ἔστᾱν oder auf -ῡν wie ἔφῡν entspricht; die Formen -ϑην, -ϑης, -ϑη usw. sind das griechische Gegenstück zu dem ai. Aorist *adhām*. Wie in ai. *adhām* geht in diesen Aoristen der lange Vokal durch Dual und Plural durch; so auch in der Endung -ϑην. Das Griechische hat aber noch einen anderen Wurzelaorist von **dhē*, jedoch im Indikativ nur im Dual und Plural ἔϑετον, ἐϑέτην, ἔϑεμεν, ἔϑετε, ἔϑεσαν, im Singular ist wie bei ἵημι und δίδωμι eine *k*-Bildung an die Stelle getreten in ἔϑηκα, ἔϑηκας, ἔϑηκε. Wie lat. *fēcī* und *jēcī* beweisen, vgl. auch toch. *taka* 'ich wurde', phryg. *αδδακετ*, ist auch der *k*-Aorist älter als das Griechische. Nun sind die Aoriste auf -ην, -ᾱν, -ῡν sämtlich intransitiv; wenn es von τίϑημι einen derartigen Aorist mit durchgeführtem langen Vokal gab und wenn dieser seine transitive Bedeutung beibehielt, war er der einzige derartige Aorist geblieben. Es wäre ein Beispiel eines im Sprachleben sehr häufigen Vorgangs, wenn bei Aufspaltung des Wurzelaorists von τίϑημι gegenüber dem transitiven ἔϑηκα das nur in böot. ἀνέϑη belegte ἔϑην intransitiv wurde. Gerade das aber ist es, was wir für die Bedeutung des ϑην-Aorists brauchen. Die apriorische Wahrscheinlichkeit, daß der ϑην-Aorist mit einem Aorist von **dhē* zusammengesetzt ist, wird damit durch eine aposteriorische gestützt. Schwyzer hat Griech. Gr. 741 die Vermutung ausgesprochen, daß im ältesten Griechisch das komponierte ἔϑην dem einfachen ἔϑηκα gegenüberstand, eine schöne Ergänzung zu Sverdrups § 17 Ende erwähnter Beobachtung über das Verschwinden einer selbständigen Verbalform.

Wenn wir das transitive τίϑημι mit 'setzen, stellen, legen

tun, machen' übersetzen, und diese Bedeutungen, wie anzunehmen ist, schon dem idg. *dhē zukamen, wie müßte man eine intransitive Form *ἔϑην wohl übersetzen? Die transitiven deutschen Verba sind Verba der Bewegung: also mit einem Intransitivum der Bewegung. Von den transitiven Verben hat 'tun' die allgemeinste Bedeutung: Wenn die Hausfrau Salz an die Suppe tut, ist das weder ein Setzen noch ein Stellen oder Legen; aber wenn sie das Fleisch in den Topf tut, legt sie es horizontal hinein; wenn sie die Teekanne aufs Gas tut, setzt oder stellt sie diese vertikal (zwischen setzen und stellen ist der Unterschied nicht so genau wie zwischen sitzen und stehen); wenn sie beim Nähen ein Band an ihre Schürze tut, soll es festsitzen; am häufigsten aber gebrauchen wir *tun* ähnlich wie *machen*, nach Paul Dtsch. Wb.[3] 1921, 551 mit dem Unterschied, daß sich *machen* auf die Gewinnung eines Resultats, *tun* auf das Beschäftigtsein bezieht. Man müßte demgemäß das Intransitivum übersetzen mit: 'geraten, gelangen' bzw. mit einem akkusativischen Reflexivum: 'sich begeben, sich setzen, sich stellen, sich legen'. Wie bei den Transitiven das Verb wechselt je nach der Bedeutung des Akkusativobjekts, so muß bei der Übersetzung das Intransitivum gewechselt werden je nach dem Subjekt. Sämtliche verlangen als Ergänzung ein Ziel. Die Übersetzung des intransitiven ϑην-Aorists muß das 'in, an, auf' usw. mitberücksichtigen. Damit kommen wir zu einem Akkusativ der Richtung, d. h. das Vorderglied muß einen Akkusativ der Richtung enthalten.

Ich will das an einigen Beispielen erläutern durch Übersetzung, wie die Bedeutung einst gewesen sein könnte: *B* 668 *φίληϑεν ἐκ Διός* 'sie waren in das Lieben von seiten des Zeus geraten', *I* 158 *δμηϑήτω* 'er soll sich in Bewältigen (seines Zornes) begeben', *ε* 384 *εὐνηϑῆναι* 'sie befahl sich in die Ruhelagerung zu legen', *σ* 414 *ἐπὶ ῥηϑέντι δικαίῳ* 'auf Grund von gerechtem ins Aussprechen Gelangten'.

Die Bedeutung schwankte von Anfang an zwischen medialer und passiver: medial bei Personalsubjekt, passiv besonders bei Sachsubjekt. Da sich die Sätze mit sächlichem Subjekt vermutlich im Laufe der Zeit stark vermehrten, ist es kein Wunder, wenn allmählich dem einen Aoristgebilde die Rolle des Passivums immer mehr und mehr zufiel, was wir ja sogar in der griechischen Literatur noch weiter verfolgen können. Im klassischen Attisch kann ungefähr von jedem Verb, das seiner Bedeutung nach eines Passivs fähig ist, ein passiver Aorist gebildet werden. Bei der Vielheit der Aorist-

formen drang der *θην*-Aorist nur ganz allmählich weiter vor.

Dem Uridg. schreibt man die Arten des Aorists zu, die im Ai. üblich sind, dazu den *k*-Aorist. Aber keineswegs sind von einunddemselben Verb alle 7 Formen gebraucht worden. Bei Homer ist die Zahl der Verba mit *θην*-Aorist noch beschränkt, leider ist es mir unmöglich, für meine Zwecke die ältere griech. Literatur nach Homer einschließlich der Mundarten durchzuarbeiten. Die Aufzählung bei K. Meister, Die homerische Kunstsprache (1921) 110f. ist nicht vollständig. Risch, Wortbildung der homerischen Sprache (1937) 221f. nennt „etwa 130 Verba"; Schwyzer, Gr. Gr. (1939) 757 gibt die Zahl auf 129 an. Jedenfalls sind es um 130, mehr oder weniger, je nachdem, wieviel man von den zweifelhaften Fällen einreiht; ich zähle 130 bzw. 134.

Risch ordnet die Verba nach den verschiedenen Lauten vor -*θην*: ein Vokal geht bei 53 Verben voraus: 3 *α*-, 2 *ε*-, 1 *ο*-, 3 *ι*-, 3 *υ*-, 15 *η* = *ā*, 10 *η* = *ē*, 14 *ω*-, 2 *ῡ*; und 81 mal ein Konsonant: 8 *αν*-, 4 *ιν*-, 4 *υν*-, 14 *ασ*-, 4 *εσ*-, 2 *ησ*-, 7 *ισ*-, 1 *αισ*-, 1 *εισ*-, 4 *υσ*-, 4 *ϱ*-, 12 *φ*-, 16 *χ*-. Man wird nicht bezweifeln dürfen, daß schon bei Gleichheit der Lautgebung des Stammauslauts ein Verbum das andere in der *θην*-Bildung nachsichgezogen haben kann. Noch stärker pflegt die Gleichheit oder Ähnlichkeit der Bedeutung solche Analogiebildungen zu begünstigen. Da ist nun sehr bemerkenswert, daß wirklich fast alle Verba mit *θην*-Aorist bei Homer eine Bewegung, und zwar eine körperliche oder geistige, bedeuten. Sie zerfallen in verschiedene, unter sich verwandte Gruppen; ihnen schließen sich kleinere Gruppen anderer Bedeutung an.

Wie im Germanischen eine enge Beziehung besteht zwischen dem schwachen Prät. und dem *t*-Partizip, so im Griechischen ebenfalls zwischen dem *θην*-Aorist und dem Verbaladjektiv, das ja dem germ. *t*-Part. gleich ist, außer bei *μιαίνω, μαϱαίνω, φαείνω*. Auf Verbaladjektiv auf -*ντος* deuten *μαϱαντικός, φαντάζω* (vgl. übrigens Specht, o. LIX 80); dazu auch noch Beziehung zu dem Perfektum Medii, bzw. Passivi.

19. Bedeutungen der körperlichen und der geistigen Bewegung überschneiden sich häufig. Unter den 130 Verben, die ich hier aufzähle, berühren sich viele gruppenweise in der Bedeutung; vielfach ließe sich ein Verbum in mehreren Gruppen unterbringen.

Allgemeinere Bewegungen:

1. körperliche Bewegung: *ἀίσσω, ἀλάομαι, δινέω, ἑλελίζω, ἑλίσσω, ἑλκέω, κινέω, κλύζω, κυλίνδω, λιάζομαι, ἐλύσθη* 'wand sich,

wurde gewälzt', ὀρίνω, ὁρμάω, πελεμίζω, πλάζω, ἐκσεύω, στρεφεδινέω, τεύχω, τραφθῆναι, χρίμπτω. 20 Verba.

2. geistige Bewegung: ἀεικίζω, αἰδέομαι, ἀνιάομαι, βλάπτω, νεμεσσάω, πτοιέω, φοβέω, χολόω. 8 Verba.

Speziellere Bewegungen:

3. verderben, überwältigen, töten: ἀιστόω, δαμάω (ἐδαμάσθην, δμηθέντα), δηόω, κτείνω, νικάω, οὐτάω, πημαίνω, ῥαίω, φθίνω. 9 bzw. 10 Verba.

4. sich wappnen, kämpfen usw.: δηρίνομαι, ἐρείδω, θωρήσσω, ὁπλίζω, πειράομαι. 5 Verba.

5. stoßen: ἀράσσω, τινάσσω. 2 Verba.

6. sich erheben, sich aufrichten, sich gerade richten: ἀείρω, ἰθύνω, ὀρθόω. 3 Verba.

7. trennen, spalten usw.: κεάζω, κεδάννῡμι, κλάω, κρίνω (διέκριθεν, διακρινθήμεναι), νοσφίζω, πελάζω, πετάννυμι, διασχίζω. 8 bzw. 9 Verba.

8. sich krümmen, sich biegen, sich hinlegen: ἀναγνάμπτω, ἐρητύω, εὐνάζω, εὐνάω, ἰδνόω, ἱδρύνω, κλίνω (ἐκλίθη, ἐκλίνθη), κοιμάω, κυρτόω, τείνω. 10 bzw. 11 Verba.

9. spannen, ziehen: σπάω, τανύω. 2 Verba.

10. anheften, befestigen: ἅπτω, πήγνῡμι, ἐνισκίμπτω. 3 Verba.

11. einschließen, umzäunen usw.: ἔργω, πιέζω, σηκάζω, φράσσω. 4 Verba.

12. einhüllen usw. καλύπτω, κρύπτω, στρέφω. 3 Verba.

13. sammeln, versammeln, vereinigen: ἀγείρω, ἀολλίζω, ἀραρίσκω, ὁμόω. 4 Verba.

14. mischen: κυκάω, μείγνῡμι. 2 Verba.

15. legen, setzen, stellen: ἵημι, τίθημι, ἵστημι. 3 Verba.

16. lösen, retten: γυμνόω, λύω, σαόω. 3 Verba.

17. beginnen, beenden: ἀρτύνω, τελέω, τελευτάω. 3 Verba.

18. meinen usw.: μιμνήσκω, οἴομαι, φράζω. 3 Verba.

19. betören, bezaubern: ἀάω, θέλγω. 2 Verba.

20. erheitern, erwärmen: ἰαίνω, θερμαίνω. 2 Verba.

21. bewirten, laben, lieben: θοινάω, φιλέω, τέρπω (ἔτερφθεν, τάρφθη). 3 bzw. 4 Verba.

22. belasten, sättigen, anfüllen: βαρύνω, κορέννῡμι, πίμπλημι. 3 Verba.

23. zählen, ordnen: ἀριθμέω, κοσμέω, λέγω. 3 Verba.

Andere Gruppen:

24. aufhören zu . . . sein: ἀμέρδομαι, αὐαίνομαι, μαραίνομαι, ξηραίνομαι. 4 Verba.

25. allein lassen: *μονόω, οἰόω.* 2 Verba.

26. bewohnen: *ναίω, οἰκέω.* 2 Verba. Das sind zusammen 116 bzw. 120 Verba.

14 Verba stehen für sich allein; auch sie bezeichnen meist eine Bewegung: *ἄρνυμαι* 'erwerbe', *δίδωμι* 'gebe', *δρύπτω* 'kratze ab', *δύναμαι* 'vermag', *θρυλίζω* 'bringe einen Mißklang auf der Kithara hervor', *μιαίνω* 'besudle', *οἰνωθείς* 'vom Weine berauscht', *ὁμοιόω* 'vergleiche', *ὀπτάω* 'brate', *περαιόω* 'setze über', *ἀναπνέω* 'atme auf', *ῥηθέν* 'ausgesprochen', *φαείνω* 'lasse aufleuchten', *χέω* 'gieße'. Alles in allem 130 bzw. 134 Verba.

An welcher Stelle der erste Ansatz zu dem *θην*-Aorist zu suchen ist, will ich nicht erörtern; die Anfänge scheinen mir im Dunkeln zu liegen. Trotzdem ist das Griechische vor anderen idg. Sprachen geeignet, die Vorderstücke der periphrastischen Bildungen erkennen zu lassen. Die Übereinstimmung zwischen *θην*-Aorist und Verbaladjektivum lehrt, daß *-*dhēm* nicht enklitisch wie das Wörtchen für *sein* angehängt wurde, sondern selber in dem dann zusammengewachsenen Wort den Hauptton trug. Die Folge mußte Schwächung der vorausgehenden Silben sein. Dieselbe Ablautsstufe hatte das Verbalnomen auf *-tis*. So finden wir zu *ἑστάθη*: *στατός, στάσις*, zu *ἀμφιτεθεῖσα*: *ἀμφίθετος, θέσις*, zu *δόθη*: *δοτός, δόσις*, zu *κλίθη*: *κλιτός, κλίσις*, zu *κρίθη*: *κριτός, κρίσις*, zu *ἐφθίθην*: *ἄφθιτος, φθίσις*, zu *ἐδμήθη*: *ἄδμητος, δμῆσις*, zu *ῥηθέν*: *ῥητός, ῥῆσις*, zu *τάθη*: *τατός, τάσις*. Nicht überall sind die entsprechenden Formen belegt, oder der Ablaut ist vereinfacht: *ἐκλύσθη*: *κλύσις, τράφθη*: *τέτραμμαι, τάρφθη*. Bei den *s*- und anderen Stämmen mußte die Schwach- oder Schwundstufe lautliche Schwierigkeiten verursachen: *ἀέρθη, ἠερμένος* von **au̯er*, *ἄρθεν* (*ἀραρίσκω*) von unbekannter Wurzel; Verba zu den jüngeren Neutren auf *-os*: *τελεστός*, **τέλεσις* in *τελεσίφρων, αἰδέσθη*: *αἰδεστός, αἴδεσις*.

Die *s*-Stämme führen hinüber zu den sichtlich jüngeren Ableitungen von Nominalstämmen. Während die zuerst genannten *θην*-Aoriste von Wurzeln gebildet sind, die ursprünglich weder Verb noch Nomen waren, sondern beides je nach Vorkommen im Satz und daher mit der Anfügung von **dhēm* wie mit einem Suffix *-i̯ō* zum Verbum wurden, dagegen mit anderen Suffixen Nomina darstellten, sind die folgenden *θην*-Aoriste Zusammensetzungen mit fertigen Nomina. Hier zeigt sich nicht mehr beweglicher Ablaut, sondern das erste Glied hält diese Lautform fest; unter diesen homerischen Aoristen befinden sich aber manche recht

altertümlich anmutende wie das der Rückbildung verdächtigte *ἄλη*, wie *θοίνη* und das neben got. *haims* zu erschließende **κοίμᾱ*; auch die anderen auf urgr. *-ᾱθην* enthalten zumeist ein Substantiv auf *-ᾱ*. Anders steht es mit denen auf urgr. **ēθην*[1]); da verbirgt sich nirgends ein belegtes Substantiv auf *-ē* dahinter; nur die Sprachwissenschaft kann hier die Stämme herausarbeiten. Es sind Verba von zweierlei Art auf *-eįō*: Deverbativa wie *φοβέω*, Kausativum von *φέβομαι*, und Denominativa wie *φιλέω* von *φίλος*. Wir nennen *φίλος* einen *o*-Stamm, aber nur weil die meisten Kasus einen *o*-Laut enthalten; daneben aber gibt es auch *e*-Kasus: Vok. und *-ē*, im endungslosen Lok. des Litauischen belegt. Zu beachten ist, daß der *ē*-Stamm von *φιλήθη* und *φιλητός* auch in *φίλησις*, *φίλημα* und ebenso von *χρή* in *χρῆσις*, *χρῆμα* wiederkehrt. Die vierfache Ablautung von sogenannten *o*-Stämmen ist ja auch im Verbum vorhanden: *λέγομεν, λέγετε, λέγω* als Ind. und Konj., *λέγωμεν, λέγητε* und, was nicht zu vergessen ist, in *ἐλέγην*. Griech. *φιλήθη* zu *φίλος* erinnert stark an got. *habaida* zu *haban*. Zu den Nomina der *o*-Stämme gehören nicht nur die auf *-eįō*, sondern auch die Transitiva und Instrumentativa auf *-oįō*, vgl. E. Fraenkel, Griech. Denominitiva 1906, 67f. Während sich *φιλέω* zu *φίλος* im Verhältnis eines Intransitivums befindet 'lieb sein', um dann als Transitivum mit Akk.-Objekt gebraucht zu werden, sind die auf *-oįō* entweder Faktitiva wie *οἰώθη* von *οἰόω* zu *οἶος*, oder sie sind in einem instrumentalen Verhältnis zu dem Grundwort aufzufassen wie *χολώθη* von *χολόω* zu *χόλος* 'statte aus, erfülle mit Zorn'. Ob diese Erklärungen Fraenkels richtig sind, kann ich übergehen; für die Zusammensetzung mit **-dhēm* sind sie nicht richtunggebend.

Aus dem Vorgeführten ergeben sich verschiedene Reihen, die nicht von gleichem Alter sein werden: die primären vor den sekundären, andererseits die ablautenden vor den nicht abgelauteten. Schon diese Vielfältigkeit deutet auf hohes Alter des Anfangs der Komposition mit **dhēm*, ob dieser bei vokalischen Stämmen oder bei konsonantischen anzusetzen ist, bleibt im Dunkeln; ebenso wie das Hinüberspiel von einer Reihe in die andere. Nur ganz gelegentlich läßt sich der Schleier etwas lüften.

Interessantes läßt sich an den Formen auf *-νθην* erkennen. Unter den homerischen auf *-ανθην* könnte *ἀυανθείς* 'ausgedörrt' von *ἀυαίνειν* 'austrocknen, verzehren [das Leben]', das Brugmann,

[1]) Ich verzichte bewußt auf eine Auseinandersetzung mit Specht, o. LIX, um meine Beweisführung nicht zu beschweren, und hoffe nicht in Widerspruch mit Erkenntnissen Spechts zu kommen, die mir einleuchten.

Grundr.[2] II 3, 383 mit lit. *saũsinti* 'trocken machen' zusammengestellt hat, ein besonders alter *ανθην*-Aorist sein, da eine Hesychglosse *αὖονα· ξηρόν νεκρόν* einen *n*-Stamm birgt, zu dem *αὐονή* 'Trockenheit' weitergebildet ist[1]). Andrerseits steckt unter diesen *θην*-Aoristen etwas unvermutet Junges in *ἰθυνθήτην Π* 475, das den Akkusativ eines Substantivs auf *-υς* zeigt: 'er geriet in gerade Richtung'. Das sieht so aus, als ob **dhēm* hier an einen bereits fertigen Akkusativ angehängt wäre, als ob also die Verbindung mit **dhē* in einer Zeit erfolgte, als Kasussuffixe neben den reinen Stämmen im Sinn aller Kasus aufkamen; wenn dies gerade das Akkusativsuffix *-m* war, so ist das ja das einzige Kasussuffix, das durch alle Deklinationen hindurchgeht. In der Weiterentwicklung der Aoriste auf *-υνθην* war zunächst wohl die Beziehung zu den Adjektiven auf *-us* maßgebend; dann aber, weil neben den Adjektiven auf *-us* vielfach Neutra auf *-os* lagen wie bei *βαρύνω* (vgl. hom. *βαρυνθείς Υ* 480) neben *βαρύς* das Neutrum *βάρος*, so konnten allmählich auch zu Neutren auf *-os* Aoriste auf *-υνθην* gebildet werden; falls es z. B. schon *αἰδέσθην Η* 93 gab, war eine Analogieform *ᾐσχύνθην*, die bei Homer noch nicht belegt ist, besonders leicht möglich zu *αἶσχος*.

Den Eindruck hoher Altertümlichkeit macht wie *τάθη* : *τατός*, *τάσις* so auch *ἐκτάθη* : ai. *kṣatás* 'verletzt', *kṣatis* 'Verletzung'. In anderen Fällen könnte hinter jüngeren Umbildungen Altes stecken. Zu hom. *ῥέζω* gibt es *Ρ* 32 usw. *ῥεχθέν*. Die Ablautstheorie verlangte ein **ϝραχθεν*, wozu in der Lautform got. *frawaurhts* 'Sünde' und 'sündig' sowie Mk. 14, 6 *waurhta* sich stellen ließen; dazu das Verbaladjektiv *ἄρεκτος Τ* 150 mit kurzem *α*, sichtlich eine Neubildung; zu *ῥεκτός* stimmt genau *ῥεκτήρ* 'Täter'. In nachhomerischer Zeit lautete das Verbaladj. *ἐρκτός* 'tunlich' zum Stamm **ϝεργ.*, der bei Homer in vielen Formen belegt ist.

Zu dem altertümlichen *πιθόμην Ε* 201 stimmt im Ablaut das hom. *πιστός* 'treu' und das Nomen *πίστις* 'Glaube'; aber ein *θην*-Aorist dazu fehlt. Hat es ihn nie gegeben? Wir kennen nur einen *θην*-Aorist mit Ablaut *-ei-* in dem attischen *ἐπείσθην*, das die Bedeutungen 'ich wurde überredet, — überzeugt' und 'ich gehorchte' in sich vereinigt, mit dem Verbaladj. *πειστέον*.

Das Verbum *σχίζω* aus *-di̯ō* hat im Griech. nur die Schwundstufe mit *-i-*: *διεσχίσθη Π* 316, *σχιστός*; das Verbalnomen lautet aber nicht **σχίστις*, wie man erwarten sollte, sondern *σχίσις*. Umgekehrt ist in *πήγνυμι -ā-* durchgeführt in *πῆχθεν Θ* 298, Verbal-

[1]) Siehe E. Fraenkel, Archiv. philol. VII (1938) 23.

adj. πηκτός gegenüber ἐπάγην; πλάζω aus *πλαγγι̯ω hat das Nasalinfix in allen Tempora durchgeführt, daher auch α 2 πλάγχθη und Verbaladj. πλαγκτός. In πῆχθεν und πλάγχθη sind schon bei Homer recht junge Bildungen belegt; ähnlich ist es mit Aoristen wie ἀρνύσθην X 160 und ἐξετανύσθη H 271. Der θην-Aorist geht aber weit, weit hinter Homer zurück!

VI. Die litauische ē-Deklination und das litauische Imperfektum.

Auffallen mußte bei dem schwachen Präter. im Germanischen und beim θην-Aorist, daß Stämme auf -ē neben den *e/o*-Stämmen liegen. Die ē-Stämme spielen eine noch größere Rolle in den slavischen und lateinischen periphrastischen Formen, ē-Stämme überhaupt im Baltischen und wohl am meisten ausgedehnt im Litauischen. Es empfiehlt sich daher, die ē-Stämme des Litauischen besonders zu betrachten.

20. Die ē-Deklination hat sich im Baltischen weit über die Grenzen ausgedehnt, die ihr im Uridg. gezogen waren. Ausdruck des weiblichen Sexus und des Femininums ist die ē-Deklination erst im Baltischen geworden. Die verschiedenen Anwendungen der ē-Stämme im Litauischen gibt Skardžius, Bendrinės lietuvių kalbos žodžių daryba (1941) 70f. Der Unterschied zwischen den ē- und den i̯ē-Stämmen ist im Litauischen verwischt, weil das i̯ vor den *e*-Lauten schwand. Möglicherweise ist auch -*i̯i̯ā* zu -*ē* geworden; als Musterbeispiel dient *sáulė* 'Sonne' aus **sauli̯i̯ā* neben dem aus **sau̯eli̯i̯os* entstandenen att. ἥλιος hom. ἠέλιος, Hesych ἀβελίην· ἡλιακήν [sc. περίοδον] Παμφύλιοι, ἀβέλιον· ἥλιον Κρῆτες. Jedenfalls sind die *ī/i̯ā*-Stämme ganz in den ē-Stämmen aufgegangen, wie das ai. *devī* entsprechende *deivẽ* 'Gottheit'. Von hier aus hat die ē-Deklination das Femininum der -*i̯o*-Stämme erobert. Im Uridg. hat es aber noch kein Wort für weiblichen Sexus auf -*ē* gegeben; überhaupt hat kein Wort auf -*ē* einen Menschen bezeichnet: scheinbare Gegenbeispiele beruhen auf Kollektiven. Zu lit. *žmónės* 'die Menschen', das als ē-Stamm Femininum ist, aber wegen seiner Bedeutung nicht selten auch als Maskulinum behandelt wird, gibt es im Preußischen einen Singular in der Form *smūni* an einer grammatisch unbequemen Stelle des 3. Katechismus (bei Trautmann 61, 9); sie wird von Endzelin, Senprūšu valoda (1943) 252 als *smūnī* für *smūnin* (Akkus.) angesprochen und würde danach einem lit. **žmonę* entsprechen. Das Wort übersetzt Luthers 'Person' und zeigt damit schon im Singular eine allgemeinere Bedeutung, heißt also nicht 'Frau'. Trautmann erklärt im Glossar 432 *žmónės*

sicherlich richtig aus dem Abstraktum 'Menschheit, Menschtum'. In derselben Weise ist lat. *vatē-s* 'Seher, Sänger' aus 'Sehertum' zu verstehen. Dauksza hat mit Dach und mit Akut für 'Mensch' den Akk. Sg. *žmunį* und den interessanten Dual *žmune*. Das *-u-* ist von Būga und anderen für lang gehalten worden. Aber Specht hat einwandfrei gezeigt, IF. XLII (1924) 281 Fußn.; o. LIX (1932) 214 und o. LXI (1934) 208, daß hier dieselbe Deklination wie bei dem Einsilbler *šuõ*, Akk. *šùnį*, Du. *šùne* vorliegt, daß also das *-u-* kurz ist.

Ein alter *ē*-Stamm scheint lit. *lapė̃* 'Fuchs', lat. *volpē-s* zu sein, nach Schulze, o. XLV 287, Kl. Schriften 218 zu gr. *ἀλώπηξ*. Die Etymologie halte ich für richtig; aber wie ist der gr. *k*-Stamm zu erklären? Eine Vermutung Spechts s. unten.

Die Namen kleiner Lebewesen scheinen seit alters zur *ē*-Deklination zu gehören. Specht hat o. LXIII 70 auf *skruzdė̃* 'Ameise', *utė̃* 'Laus' hingewiesen, deren Zugehörigkeit zur *ē*-Deklination durch die Ableitungen *skruzdėlė̃*, *utėlė̃* und die bei den *ē*-Stämmen seit dem Uridg. üblichen Genetive Pl. nach der konsonantischen Deklination auf *-ōm* > lit. *-un* sehr wahrscheinlich gemacht wird. Auch *mùsė*, *musė̃* 'Fliege' mit *musėlė̃* und Gen. *musun* könnte auf so hohes Alter Anspruch erheben, wenn nicht, wie Specht hervorhebt[1]), ostlit. *musià*, lett. *muša*, gr. *μυῖα* entgegenstünden; *musė* könnte also erst später in die *ē*-Deklination eingetreten sein. So ist *šìršė* 'Hornisse' erst für älteres *širšȳs* entstanden. Es wird aber zu erwägen sein, welcher von den Namen der kleinen Tiere: *bìtė* 'Biene', *blãkė* 'Wanze', lett. *cèrme* 'Spulwurm' neben lit. *kirmėlė̃* 'Wurm' zu *kirmìs*, *kamãnė* 'Hummel', *kamìnė* 'Erdbiene', *pleštekẽ* 'Schmetterling', *sprãgė* 'Erdfloh', *trandė̃* 'Holzwurm' neben *trandìs* alter *ē*-Stamm sein könnte; mir scheint außer *bìtė* und *blãkė* keiner viel Aussicht zu haben. Die beiden *bìtė* und *blãkė* führt Skardžius S. 73f. unter den etymologisch alleinstehenden Wörtern auf, von denen gar manche alt sein werden.

Am deutlichsten zeigt sich die Jugend, wo die obliquen Kasus in der älteren Sprache *r*-Stamm haben, wie *duktė̃* 'Tochter', *jentė̃* 'des Mannes Bruders Frau'.

Wie die Bezeichnungen weiblicher Wesen auf *-ē* zu männlichen *i̯o*-Stämmen zweifellos jüngere Bildungen sind, z. B. *márgė* 'bunte Kuh' zu *márgis* 'bunt', so auch die zu *o*- und *u*-Stämmen: *draũgas* 'Freund', *draũgė* 'Freundin', *sárgas* 'Wächter', *sárgė* 'Wächterin'; ferner *beñdras* 'gemeinsam', *bendrė̃* 'Gemeindewiese',

[1]) Neuerdings läßt Specht, Der Ursprung der idg. Deklination, 1944, S. 42 auch *musė* als alt gelten.



puĩkas, *puikùs* 'schön', *puĩkė* 'Schönheit', *lygùs* 'eben', *lygẽ* 'Ebene'.

Wie bei den Namen der kleineren Tiere in derselben Bedeutung *i̯o-* und *ē*-Stämme mit einander wechseln, so auch bei anderen Wörtern: *gȳlis*, *gylẽ* 'Tiefe'; auch *ā*-Stämme stehen nicht selten neben *ē*-Stämmen in gleicher Bedeutung: *garbà*, *garbẽ* 'Ehre'. Was im einzelnen das ältere ist, läßt sich schwer sagen.

Am meisten altes Gut wird in den Verbalsubstantiven stecken. Seltener ist die altę Bedeutung noch bewahrt wie in *bė̃gė* 'Lauf' zu *bė̃gti* 'laufen'. Meist ist nur noch eine sachliche Bedeutung übrig geblieben wie in *brydẽ* 'Spur, Fährte' zu *brìsti* 'waten' oder eine konkrete wie in *kulẽ* 'Hauklotz' zu *kùlti* 'klopfen, schlagen'. Diese Annahme würde wesentlich gefestigt werden, wenn man die tocharischen sog. Neutra auf *-e* auch auf idg. *-ē* zurückführen könnte.

Selten stimmen balt. *ē*-Stämme mit Wörtern anderer Sprachen etymologisch überein wie preuß. *peuse* 'Kynbom', gr. πεύκη und das sachlich dazu gehörige lit. *žvãkė* 'Kerze', alat. *facē-s* 'Fackel'.

Eine kurze Bemerkung verdienen in diesem Zusammenhang die lateinischen Tiernamen auf *-ex, -icis.* Falls das *-e-* im Nom. lang war, was wir nicht wissen können, würden sie sich glatt mit dem Ablautswechsel von gr. ἀλώπηξ, ἀλώπεκος vergleichen lassen. Specht sieht in diesen Namen alte *ē*-Stämme, die das in Tiernamen häufige Suffix *-k* erhalten hätten (Der Ursprung der idg. Deklination, 1944, 40f.). Die Annahme eines *ē*-Stammes stützt er besonders auf das durchgängige *-ē-* in dem Namen für den 'Hammel' *vervēx, vervēcis* und lit. *lapẽ* 'Fuchs', lat. *volpē-s* : griech. ἀλώπηξ, -εκος. Es liegt allerdings nahe, die sicherlich alten Namen für die Insekten wie *cimex* 'Wanze', *culex* 'Mücke' und *pūlex* 'Floh' mit den litauischen Insektennamen auf *-ẽ* zu verknüpfen; man könnte für langes *-ē* im Lateinischen auch noch *pūlēgum* 'Flohkraut' geltend machen. Die Bildungen der beiden Sprachen würden auch nahe verbunden werden, wenn idg. *k*-Stämme zugrunde lägen. Dann müßte man nach Analogie von ποιμήν, lit. *piemuõ* Nominative auf *-ēk* mit Stoßton und auf *-ẽ* mit Schleifton ansetzen, die in den beiden Sprachen verschieden behandelt worden wären. Die lit. Tiernamen würden dann aus der Liste der alten *ē*-Stämme zu streichen sein. Ich möchte keine Entscheidung treffen, ob oder inwieweit Namen für Lebewesen seit alters *ē*-Stämme waren. Für mein Problem ist das unwichtig.

Wichtig ist für mich das Ergebnis, daß die nominalen *ē*-Stämme dreifache Verschiedenheiten des Stammes zeigen: für ge-

wöhnlich langes *-ē-*, im Vok. Sg. kurzes *e* und im G. Pl. Null und die Wechselbeziehung zu den *-i̯o-, -i̯a-* und *ā*-Stämmen, aus der sich der Übergang zu den Feminina erklärt; auch *o*-Stämme sind in Mitleidenschaft gezogen.

Wie sieht es beim Verbum aus? Berührt habe ich bereits das Nebeneinander von *e* und *ē* in *φιλέω ἐφίλησα* sowie das von *e/o* : *ē/ō* in *φέρετε, φέρομεν, φέρω, φέρητε* neben der Schwundstufe in *φέρτε*.

Ohne auf Spechts ausführlichen Aufsatz „Zur Geschichte der Verbalklasse auf *-ē*" o. LXII 29—115 einzugehen, weise ich nur kurz auf einiges hin: Wechsel zwischen *o/ō ē* und Null in *bundù* (aus *-ó*) *buñda* (aus *-o*), *bùsti* 'erwachen', *budù, bùda, budėti* 'wachen' oder *vedù, vẽda, vẽdė, vèsti* 'führen', Wechsel zwischen *e/o ē/ō* Null in *γράφετε, γράφομεν, γραφῆναι, γράφωμεν, γραφθῆναι*.

21. Ich brauche auch nicht die sämtlichen Stammauslaute vorzuführen, die sich vor der Infinitivendung *-ti* im Litauischen finden. Es sind dieselben, die vor den Endungen des lit. Imperfekts stehen: *-davau, davai, davo* usw. Die Flexion ist genau dieselbe wie bei jedem Prät. auf *-au* wie *bėgau, bėgai, bėgo* usw. zu *bėgti* 'laufen'. Eine völlig befriedigende Erklärung des litauischen Imperfekts kenne ich nicht. Darf man in *-davau* das Präteritum eines sonst verlorenen Verbums sehen mit der Bedeutung *tun*? Etymologisch könnte es dem got. *taujan* 'tun' entsprechen, z. B. *vèsdavau* 'ich tat führen', das Vorderglied müßte wieder den Sinn eines Akkusativs gehabt haben. Aus dem Lit. selber gehört vielleicht dazu *daug* 'viel', das ich in *dau-g* zerlege und in dessen *-g* eine der enklitischen Partikeln mit *g-* steckt. Das Wörtchen *daug* kommt mit allerlei Verlängerungen vor, die ich Litauische Studien 368 zusammengetragen habe, vgl. auch 329f. Das Verbum hieß also nicht einfach 'tun', sondern 'viel daran arbeiten'; die Vielgeschäftigkeit lugt noch etwas in dem mhd. *zouwen* heraus: 'machen, fertig machen', absol. 'tun', itr. 'sich bereit machen, sich beeilen', s. Lexer Mhd. Handwörterb. III 1878, Sp. 1162. Aus der Zusammensetzung mit dem Präteritum eines Verbums, in dem das viele, das häufige Hantieren steckt, würde ohne weiteres verständlich, daß das lit. Imperfekt ein Tempus für eine häufige Tätigkeit, für die Gewohnheit, ist.

Das Averbo würde sein **dava, *davo, *dauti* wie žem. *šava, šavo, šauti*, vgl. [Jablonskis] Rygiškių Jonas, Lietuvių kalbos gramatika (1922) 94. E. Fraenkel hat o. LXIII 100 aus Daukantas den Satz herangezogen: *taip lioubiejis sakidauti* 'so pflegte er zu sagen'.

Hier hätten wir *dauti* in dem Frequentativum verbaut, falls dieses *ἅπαξ λεγόμενον* mehr als eine Erfindung von Daukantas ist.

Das Imperfekt der Gewohnheit kann von jedem Verb gebildet werden; deshalb ist es unmöglich, zu erkennen, wo es seinen Ursprung genommen hat.

VII. Das slavische Imperfektum.

Bei den behandelten Umschreibungen im Germanischen, Griechischen und Litauischen ging der Stamm des Vordergliedes auf Vokal oder Konsonant aus, bei den Umschreibungen der drei übrigen Sprachen mit Wörtern für *sein* sind nur vokalisch ausgehende Stämme beteiligt.

22. Ich bespreche zuerst die Zusammensetzung mit *-achъ* im Slavischen. Die Verhältnisse liegen hier viel einfacher als im Germanischen und Griechischen, wenn auch nicht sämtliche Formen gleichmäßig gebildet sind wie im Litauischen. Es genügt aber zur Veranschaulichung eine Übersicht der Beispiele, die ich Leskien, Handbuch der altbulgarischen Sprache entnehme. Ich gebe nur je die erste Person des Präsens, des Imperfekts, des *s*-Aorists und den Infinitiv:

Klasse I:

nesǫ	*nesěachъ*	*něsъ*	*nesti*	tragen
tekǫ	*tečaachъ*	*těchъ*	*tešti*	laufen, fliehen
pьnǫ	*pьněachъ*	*pęsъ*	*pęti*	spinnen
zьrǫ	*žьrěachъ*	*žrěchъ* (*žer-)	*zrěti*	opfern
plovǫ	*plověachъ*	*pluchъ*	*pluti*	schwimmen
zovǫ	*zověachъ*	*zъvachъ*	*zъvati*	rufen

Klasse II:

dvignǫ *sъchněachъ* *dvigъ* *dvignǫti* bewegen *sъchnǫti* trocknen

Klasse III:

znajǫ	*znaachъ*	*znachъ*	*znati*	kennen
sějǫ	*sěachъ*	*sěchъ*	*sěti*	säen
bijǫ	*bijaachъ*	*bichъ*	*biti*	schlagen
kryjǫ	*kryjaachъ*	*krychъ*	*kryti*	decken
čujǫ	*čujaachъ*	*čuchъ*	*čuti*	fühlen, merken
borjǫ	*borjaachъ*	*brachъ*	*brati*	kämpfen
glagoljǫ	*glagolaachъ*	*glagolachъ*	*glagolati*	sprechen
dělajǫ	*dělaachъ*	*dělachъ*	*dělati*	arbeiten
želějǫ	*želěachъ*	*želěchъ*	*želěti*	wünschen
besědujǫ	*besědovaachъ*	*besědovachъ*	*besědovati*	reden

Klasse IV:

chvaljǫ	*chvaljaachъ*	*chvalichъ*	*chvaliti*	loben
veljǫ	*velěachъ*	*velěchъ*	*velěti*	befehlen
slyšǫ	*slyšaachъ*	*slyšachъ*	*slyšati*	hören
	běachъ, běchъ	*bychъ*	*byti*	sein

23. Die Imperfekta aller vier Klassen gehen auf *-achъ* aus. Hinter dem *-achъ* hat man die Wurzel **es-* 'sein' vermutet; es müßte eine Form sein, die mit einem langen *ē-* beginnt. Ein Imperfektum von **es-* ist dabei ausgeschlossen, weil, wie Vondrák BB. XXIX 296 erinnert hat, im Slavischen keine Spur eines Augments zu finden ist. Man ist deshalb auf das Perfektum von **es-* verfallen. Daß das Perfekt irgendwie mitbeteiligt ist, braucht man nicht beiseite zu schieben; aber ein Perfekt können die rätselhaften Formen auf *-achъ* nicht sein. Gerade Vondrák hat ja betont, daß die Endungen des *-achъ* dieselben sind wie im *s*-Aorist, was man deutlich an den Formen von **bhū-* verfolgen kann. Hier lautet der Aorist ohne Berücksichtigung der 2. und 3. Person des Sg. *bystъ* so: *bychъ by by bychově bysta byste bychomъ byste byšę* und das Imperf., abgesehen von den längeren Formen wie *běachъ* so: *běchъ bē bē běchovē bēsta bēste bēchomъ bēste bēšę*. Diese Formen mit *bē-* sind aber keine Aoristformen, sondern die des Imperfekts. Da gibt es nun noch etwas Merkwürdiges im Altindischen: das Imperfekt von ai. *as-*: *āsam āsīs āsīt āsva āstam āstām āsma āsta* lautet ebenso wie ein *s*-Aorist: von *nī-* 'führen' *anāiṣam anāiṣīs anaiṣīt anāiṣva anāiṣṭam anāiṣṭām anāiṣma anāiṣṭa*; nur in der 3. Person Pl. ist ein Unterschied *āsan*, aber *anāiṣur*. Das Imperf. kennt jedoch auch die Endung *-ur*, z. B. von *yā* 'gehen': *ayur*. Die Formen mit *-ī-* sind für älteres *ās* 'du warst', 'er war' eingetreten, um die zwei Personen zu unterscheiden. Von *ad-* 'essen' lauten diese Formen *ādas* und *ādat*; hier ist also ein *-a-* zur Verdeutlichung eingeschoben, nicht *-ī-*. Hat man es bei den Formen, die als Imperf. gelten, in Wirklichkeit mit einem Imperf. oder mit einem *s*-Aorist zu tun? Vom Uridg. her waren beide Tempora athematisch, sie mußten zusammenfallen, wenn das Imperf. mit Augment versehen wurde. Der *s*-Aorist lautete mit und ohne Augment gleich: **ēsm̥ *ēs *ēst *ēsme* usw. Im Slavischen würden diese Formen mit den üblichen Umbildungen lauten: **-ēchъ *ē *ē *ēchomъ *ēste *ēšę* usw. Durchweg thematisch flektiert würden diese *s*-Aoristformen lauten: **ēchъ *ēše *ēše *ēchomъ *ēšte *ēchǫ* usw. Die erstlichen liegen wirklich vor in *bēchъ bē bē bēchomъ* usw., und die

zweiten? In *bēachъ* usw.? Daß ein **ēchъ* im Imperfektum über **jēchъ* **jachъ* zu **achъ* geworden sei, ist mit Rücksicht auf die Belege bezweifelt worden. Mir scheint es nicht rätlich, sich darüber hinwegzusetzen, wie es z. B. Diels, Altkirchensl. Gr. (1932) 235 tut. Das *a-* von *-achъ* usw. wird auf eine Abtönung *ō* zurückgehen. Deshalb hat Weingart in der mir unzugänglichen Schrift Rukověť jazyka staroslověnského 1938, 351 (nach Stang, Das slav. u. balt. Verbum 82) *-achъ* aus **ōsom* hergeleitet; eine solche Form schwebt allerdings in der Luft; Stang hält jedoch eine Perfektform 3. Sg. **ōse* für möglich, die er sich zu **-aše* entwickelt denkt. Mir kommt auch dieses Perf. bedenklich vor. An das *ō* kann man viel einfacher herankommen.

Ich denke mir die Sache so: wenn der *s*-Aorist von **es-* mit einem Stamm auf *-ē* zusammenstieß, mußte bei engerer Verbindung der zwei Wörter *ē* mit *ē* kontrahiert werden. So wird *běchъ* entstanden sein, falls es einen Stamm **bhuē* > **bē* gab. Das darf man wohl annehmen, dafür spricht in erster Linie das Preußische mit *be* (neben der Schreibung *bei* und *bēi*) 'war' außer dem slav. *bē* 'war', dazu vgl. gr. ὑπερφυής; **bē-ēchъ* hieß also 'ich war im Sein'. Obwohl **ēchъ* ein Aorist war, konnte doch das 'sich befinden in' zum Ausdruck der Verlaufsschau, der Umschreibung eines Imperfektums, dienen. 'Ich war im Sein' ist soviel wie 'ich war gerade im Sein'.

Dieselbe Kontraktion hätte auch bei den anderen Stämmen auf *-ē* eintreten sollen, z. B. bei **sē-ēs . . .*, der Vorform von **sē-ēchъ*. Aber hier konnte sich die Kontraktion nicht halten, weil sie mit dem Aorist zusammenfiel. So mußte **sē-ēchъ* vom Sprechenden immer wieder neu gebildet werden, bis es soweit gekommen war, daß die *e*-Laute im zweiten Glied einer Zusammensetzung zu *o*-Lauten abgetönt wurden. Von daher stammt *sěachъ*. Nur *běchъ* war geschützt, weil der Aorist *bychъ* lautete.

Ungestört konnten sich die einsilbigen Stämme wie *bijachъ* von *biję* und die Formen von den anderen Einsilblern auf *-ję* halten, gleichgültig ob aus *-ēchъ* oder *-achъ*; denn ihnen entsprach kein gleichlautender Aorist. Nur mußte bei den Stämmen auf *-ā*, *-ō* später das *-j-* zwischen den beiden *a* fallen; das Sprachbewußtsein hatte nunmehr die beiden *aa* vor der Kontraktion zu bewahren, was bei der Menge der anderen Formen auf *-achъ* leicht geschehen konnte.

Die Mehrzahl der übrigen einsilbigen Stämme bildet das Impf. auf *-ēachъ*, auch von *tekę tečaachъ* mit *ča* aus *kē*, *chvalję* mit

chvaljaachъ, slyšǫ mit *slyšaachъ, borjǫ* mit *borjaachъ*. Ich halte es sehr für wahrscheinlich, daß ein Teil von ihnen einen Stamm auf *-ē* besaß, z. B. **nesē*, vgl. den lit. Aorist *něšė*. Falls bei ihnen ein **neseěchъ* zu **nesěchъ* geworden war, konnte die Vielheit der anderen Einsilbler mit viersilbigem Aorist auf die kontrahierten Formen wie **nesěchъ* einwirken und **nesěchъ* in *nesěachъ* zurückverwandeln. Zum Imperf. gehören stets zwei Vokale vor den Endungen *-chъ* usw. So wurden auch die letzten noch zu besprechenden wie von *velěti, dělati, glagolati, besědovati* entsprechend ihren Infinitiven mitgerissen zu *-ěachъ* bzw. *-aachъ*. Auf weitere Einzelheiten des Entwicklungsganges möchte ich nicht eingehen.

VIII. Das italische Imperfektum und das lateinisch-irische *b*-Futurum.

24. Ich kann mich nunmehr zu den italischen umschreibenden Formen wenden.

Das lat. *-bam* 'ich war' entspricht genau der Form *fuam*, die ihrerseits in der 3. Person *fuat* mit lit. *buvo* 'war' gleichzusetzen ist. In der Enklise ist von **bheu̯e* nur **bhu̯-* übrig geblieben. Dasselbe ist der Fall bei *-bō* 'ich will sein', der Umschreibung des Futurums durch den Konjunktiv **bhu̯ō*, der im Lauf der Zeiten als Futurendung empfunden und indikativisch abgewandelt wurde. Eine Umschreibung des Präsens ist nicht vorhanden, vielleicht deswegen, weil die enklitische Kopula im Präsens entbehrlich war.

Es muß auffallen, daß *-bam* für alle Verba gilt, dagegen *-bō* nicht für die Verba der 3. Konjugation, also nicht für die umfänglichste Klasse der Primären. Der Ausgangspunkt wird demnach bei den Denominativen und Deverbativen zu suchen sein für die Futurumschreibung. Umgekehrt dürfte sich das Imperfekt gerade bei den Primären entwickelt haben.

Da bieten sich unter den Einsilblern verschiedene Typen dar: auf *-ā*: *stā-bam* zu verstehen als 'ich war gerade im Stehen'. Bei Walde-Pokorny II 140 wird als älteste Bedeutung von **bheu-* 'wachsen' angegeben, das mag richtig sein: „Woraus 'entstehen, werden, sein', weiter 'gewohnheitsmäßig wo sein, sich aufhalten, wohnen'." Im Italischen ist nur die durative Bedeutung übriggeblieben 'sein' so, wie im Litauischen; darf man in das *-bam* etwas von dem gewohnheitsmäßigen Wosein hineinlegen? Diese Voraussetzung ist aber gar nicht nötig, um zu begründen, daß der Aorist von **bheu̯e* ein Imperf. liefern konnte: 'war in' genügt. Auf *-ē* *plēbam*, vgl. gr. πλῆτο, auf *-ī* *scībam* wie es im älteren Latein heißt.

Auf *-ŭ* nur osk. *fufans* 'sie waren'; auf *-ei*: *-ībam*. Von einem *ŏ*-Stamm nur in der Reststufe von *dō-*: *da-bam*. Zweisilbler auf *-ā* *lavā-bam*, auf *-ē* *silē-bam* (die Verba des Schweigens spielen überhaupt bei den *-ē*-Verben eine Rolle in den verschiedenen Sprachen), auf *-i*: *praesagībat* Plaut. Aulul. 178, vgl. got. *sōkja* aus **sāgeįō*, dazu von den Verben der Dritten: auf *-ē* *fidēbam*, vgl. *fidēlis* und *fidēs*.

Von den Primären ist die Bildung auf die Abgeleiteten übergegangen: auf *-ā*: *cūra cūrā-bam*, von konsonantischem Stamm: *laud- laud-ā-bam*; auf *-ē* der Zweiten: zu Adjektiven auf *-os*: *albus albē-bat*, zu konsonantischem Stamm *flōs*: *flōr-ē-bat*; im Kausativum *necāre*: *noceo nocē-bam*; in der Vierten auf *-ī*: vom *i*-Stamm zu *lenis* altlat. *lenī-bat*, zu *o*-Stamm *servos serv-ī-bas* Plaut. Capt. 247, zu *-ā*-Stamm *poena poen-ī-bat* Lucrez 6, 1240, zu konsonantischem Stamm *custōs custōd-ī-bat* Porphyrio (Acro) zu Horaz Carm. III 16, 5, Pomponi Porphyrionis commentum in Horat Flacc. rec. Holder 1894, 115.

Vor allem hat sich *-ēbam* ausgebreitet, es hat erobert: die primären *įō*-Verba, die zwischen der dritten und vierten Konjugation aufgeteilt sind (worunter aber auch alte *-iē*-Stämme stecken können): *faci-ē-bam, veni-ē-bam* (Terenz Phormio 652 *ven-ī-bat*), die *u*-Stämme: zu *status statu-ē-bam*, weiter die athematischen Verba: *ed-ē-bam, fer-ē-bam, fi-ē-bam, vol-ē-bam*, die sämtlichen übrigen Verba der Vierten: *fini-ē-bam* in der klassischen Zeit.

25. Anders verhält es sich mit dem Futurum. Es ist vor allem die Form des Futurums in der *ā*-Konjugation, die zum größten Teil aus Denominativen besteht; bei diesen ist seine Heimat zu suchen, sowie bei den Weiterbildungen auf *-āre* wie *po-t-āre* usw. Es hat die ganze Erste erobert, einschließlich des kurzstämmigen *da-bo*. In der Zweiten hat es sich von den Deverbativen wie *doceo* aus weiter verbreitet. In die Dritte mit den vielen Primären und der nicht geringen Anzahl von anderen ist *-bo* nicht eingedrungen, abgesehen von ganz vereinzelten Formen: *dīcēbō*, *vīvēbō* bei Novius Comic. Roman. Fragm. rec. Ribbeck 1873, 255, 8 und 10 und dem einmaligen *exsugebō* bei Plaut. Epid. 188, dazu in später Inschrift CIL. VIII 19174, 9. Bei dem Mangel an Formen auf *-ēbō* ist in der Vierten kein einziges Beispiel auf *-iebō* anzutreffen. Formen auf *-ībō* sind aber im Altlatein nicht ganz wenige vorhanden, s. Neue-Wagener III[2] 322f. Darunter befinden sich mehr Primäre als Denominativa; jedoch ist zumeist von den altlateinischen Dichtern *-ībō* nur des Metrums wegen gebraucht.

Es hatte also wohl nicht so tiefe Wurzel gefaßt und ist außer in *ībō* aus **eibō* in der klassischen Zeit verschwunden, um auch in der Folgezeit nicht wieder aufzutauchen, im Gegensatz zu *-ībam*.

26. Über das irische *b*-Futurum kann ich mich ganz kurz fassen. Gegen eine Ableitung von *-bō* hatte sich Thurneysen, IFA. IX (1898) 47 und Handbuch des Altirischen 1909, 372 ausgesprochen, da der Wechsel zwischen *b* und *f* in den irischen Futurformen besonders mit Rücksicht auf die Zeit der Belege nicht aus *bh* erklärt werden könne. Thurneysen meinte, daß man von *su̯-* ausgehen müsse [wofür sich allenfalls die Wurzel **su̯ē-* von *su̯ēsco* 'gewöhnen' darbietet]. Aber die vollständige Sammlung der altirischen Belege von Kieckers, IF. XXVII (1910) 325f. hat gezeigt, daß man mit *bh* sehr gut durchkommen kann. Die mit dunkelm Vokal vor dem *b/f* gehören zu Stämmen auf *-ā* und *-ō* und die mit hellem zu solchen auf *-ē* und *-ī*. Zu *léiciu* 'ich lasse' aus **l̥nqᵘiō* gehört das Futurum *léiciub* aus *-ēbō* > *-ībō*, 3. Person *léicfid* aus *-feti*; zu *rannub* 'ich teile' von *rann* 'Teil' aus **pr̥snā* 3. Person *rannfid*. Durch das *ā*-Futurum ist das *b*-Futurum gestört worden und hört in der Weiterentwicklung des Irischen auf. Walde hat gesehen, Über älteste sprachliche Beziehungen zwischen Kelten und Italikern, Rektoratsschrift, Innsbruck 1917, 28f., daß das *b*-Futur auf dieselben Verbalklassen beschränkt ist wie im Italischen: auf die Denominativa und die verwandten Klassen. Damit ist die enge Beziehung des *b*-Futurums der beiden Sprachen erwiesen.

Über das Alter des irischen und lateinischen *b*-Futurums brauche ich mich nicht auszulassen, nachdem ich gezeigt habe, daß im Lateinischen das *b*-Imperfekt auf anderer Grundlage beruht. Der Vorschlag W. Petersens, Language VIII (1932) 133 scheint mir unannehmbar zu sein.

Beide *b*-Formen haben das lateinische in der ersten und zweiten Konjugation völlig durchdrungen, so finden wir das Futurum im Faliskischen in zwei Belegen, die von dem denominativen Ursprung abliegen: *pafo, pipafo* und *carefo*.

27. Zu dem lateinischen Imperfektum muß ich noch einmal zurückkehren. In den Impersonalien hat es eine zweite Quelle. In ihnen kann nicht lokaler Sinn stecken wie bei den persönlichen Verben. Die meisten Impersonalien gehören zur *ē*-Konjugation. Darunter befinden sich einige alte Verba: *oportet* aus **obu̯erteti* zu lat. *vertere* und zu abg. *vrъtěti* 'wenden' gehörig; *libet*, *lubet* 'es beliebt' stellt sich zu osk. *loufir* mit *-i-* aus *-ē-* in *loufir* — *loufir* 'vel — vel', wohl auch zu ahd. *lobēn* und zu lit. *luběti* 'gewohnt

sein'. Ihrer Entstehung nach können beide nur bedeuten: 'es ist Müssen' und 'es ist Belieben'; dem Sinn nach liegt also ein nominativisches Verhältnis zugrunde. Bereits NGWG. (1926) 286 habe ich darauf hingewiesen, daß sich das lat. Imperf. an Wörtern wie *reĩkė* 'Bedürfnis' *gailẽ* 'Leid', *rūpė* 'Sorge' (vgl. Specht, Lit. Mundarten II 72; E. Fraenkel, o. LIII (1925) 37 f.) entwickelt hat. Das war eine zu schmale Basis, um das ganze *-bam*-Imperf. zu erklären. Ich stelle jetzt die in Tmesi mit *facere, fit* im Altlateinischen belegten *fervē, calē* hinzu. Sie konnten wie gr. *χρή* ohne Zusatz der Kopula als Prädikat dienen. Für die Vergangenheit und die Zukunft war ein Zusatz nötig: **kalē-bhuāt*, **kalē-bhueti*. Mehrere dieser Verba gehörten ursprünglich der 3. Konjugation an, so *fervĕre, olĕre* (was Petersen Language III 1927, 181 f. übersehen hat). Der Umstand, daß Futura wie *fervēbit* in der Dritten ungeläufig waren, wird der Anlaß zum Übertritt in die Zweite gewesen sein. Zum Impersonale *calēbat* konnte sich leicht ein Subjekt einstellen wie 'Sonne', d. h. 'Sonnenschein': 'der Sonnenschein war warm'; dann weiter auch ein Gericht usw. Vom Singular 'Braten' konnte es auf den Plural übergehen: 'Bratenstücke waren warm': *calēbant*. Schließlich konnten sich auch andere Subjekte einfinden, so daß alle Personalformen gebraucht wurden.

Wesentlich ist bei der Erklärung des *b*-Futurums, daß die ursprüngliche Konjunktivform **bhuō* allmählich in der Umschreibung als Indikativ umgefühlt wurde, so daß die Indikativendungen Platz greifen konnten, und zweitens, daß es denominativer Herkunft war. Nur so wird verständlich, daß das *b*-Imperfekt des Italischen, das an primären Verben aufkam, andere Wege als das *b*-Futurum im Lateinischen einschlug und nie ein *b*-Futur in der dritten Konjugation sich wirklich einnisten konnte.

IX. Ergebnisse.

28. Mit meinen Ausführungen hoffe ich dargetan zu haben: 1. Das schwache Präteritum des Germanischen und der *θην*-Aorist des Griechischen sind mit Formen von **dhē*, das Imperfekt des Litauischen vielleicht mit dem Aorist von **dauti* 'tun' zusammengesetzt; das slavische Imperfekt auf *-achъ* enthält einen *s*-Aorist von **es-* 'sein', das italische Imperfektum den Aorist **bhuām*, das *b*-Futurum des Lateinischen und Irischen den Konjunktiv **bhuō*. 2. Das Vorderstück zu diesen Anhängseln ist nicht ein Kasus indefinitus, sondern der reine Stamm, der sich noch in Einzelsprachen zu einem Teil in bestimmten Kasusverwendungen vor-

findet. 3. Der idg. Flexion ging eine Zeit voraus, in der es noch keine Flexionsendungen gab, wo der reine Stamm genügte und der Satzzusammenhang dem Sprechenden die syntaktischen Beziehungen lieferte. 4. Um das Verständnis der Sätze zu erleichtern, bedienten sich die Sprechenden rhythmisch-melodischer Mittel, besonders verschiedener Töne und des Druckes (daher die Intonationen und der Ablaut) und der Wortstellung. 5. Die Verbalflexion vervollständigte sich schneller als die Nominalflexion.

Die Punkte 4 und 5 sind wichtig für das Problem der Verwandtschaft des Indogermanischen mit anderen Sprachen. Schließlich ergibt sich 6. aus der Flexionslosigkeit, was ich hier nur andeuten kann, die Möglichkeit, die sog. Imperativkomposita auch noch anders als nur aus einem Imperativ zu erklären, der für viele Beispiele nicht paßt wie (Brugmann, Grundr.² II 1, 55 u. 63) *ἀρχέκακος*: 'veranlasse' ist Unsinn, vielmehr 'veranlassen Schaden'= 'er veranlaßt Schaden'; desgleichen finden manche Bahuvrīhi, so der Unterschied zwischen *rā́japutras* 'König Sohn' = 'König ist der Sohn' und *rājaputrás* 'König Sohn' = 'er ist des Königs Sohn' aus der Flexionslosigkeit heraus die einfachste Deutung.

Göttingen. E. Hermann.

Beiträge zur baltischen Wortforschung.

I. Lett. *svaigs* „frisch" = lit. *sviegas*, russ. *svěžij* dass.

Über lett. *svaigs* „frisch" bemerkt Endzelin im Wb., daß es in alten Texten sowie in der lebendigen Volkssprache fehle, obwohl J. Velme es nach Mitteilung von P. Šmits von einer alten Frau gehört und in die lettische Schriftsprache eingeführt habe. Möglicherweise sei daher *svaigs* nur eine gelehrte Umsetzung des synonymen russ. *svežij*.

Doch spricht für Bodenständigkeit des lettischen Wortes das von den Lexika nicht verzeichnete ostlit. *sviegas* „frisch", das mit lett. *svaigs*, russ. *svežij* ebenso ablautet wie *giẽdras* mit *gaidrùs* usw. *sviegas* verwendet sehr oft der aus Svėdasai stammende Tūmas-Vaižgantas in seinen Novellen und Skizzen; vgl. Raštai VIII 112 *sviegas oras* „frische Luft", IX 56 *sviegas šienas* „frisches Heu", IX 138 *sviegos skalos* „frische Späne", IX 144 *sviegų dešrų* „frischer Würste" usw.

Daneben begegnet bei Vaižgantas auch das weißrussische Lehnwort *šviežias*[1]); daher IX 169 *šviežiai pajudinta žemė* „frisch aufgewühlte Erde" usw.

II. Griech. βραδύς = lit. *gurdùs* „saumselig, trödelnd, langsam, wortkarg".

Trotz G. Devoto, Storia della lingua di Roma 82 ist griech. *βραδύς* „langsam" von lat. *bardus* „langsam oder schwer von Begriffen, stumpfsinnig, dumm" zu trennen. Das lat. Wort enthält nicht sabin. *b* als Repräsentanten der labiovelaren Media; sondern es ist wohl etruskischer Herkunft (Nehring, Glotta XVII 122ff.). Auch Zusammenhang von griech. *βραδύς* mit lat. *gurdus* „dumm, tölpelhaft", das wohl eher mit abg. *grъdъ*, russ. *gordyj* „stolz" verwandt ist (vgl. über die Nachbarschaft der Begriffe *stolz* und *dumm* zuletzt REI 1429), ist abzulehnen[2]). Ebenso ist der Vergleich von *βραδύς* mit *ἀμέρδειν* „berauben"; *μέρδει· κωλύει, βλάπτει, μερθεῖσα· στερηθεῖσα* Hesych[3]) sehr gesucht und kann sich jedenfalls nicht mit einer Etymologie messen, die nicht nur lautlich, sondern auch nach der Bedeutungsseite unanfechtbar ist.

---

[1]) S. darüber Skardžius, Slav. Lehnwörter im Altlit. 212. 219.

[2]) Unrichtig daher auch Persson, Beitr. z. idg. Wf. 534.

[3]) Bechtel, ob. XLVI 162, Lexil. zu Homer 37ff. 83. Für *ἀμέρδειν* gibt Persson, Beitr. z. idg. Wf. 217ff. 642 eine andere, jedoch ebensowenig überzeugende Etymologie.

βραδύς deckt sich genau mit lit. *gurdùs* „saumselig, trödelnd, langsam, einsilbig, wortkarg, wenig mitteilsam"; vgl. *gur̃sti* (*gurstù*, *gurdaũ*) „zaudern, säumen, Zeit vergeuden, hinfällig werden, abgeschwächt werden, verenden, krepieren", *sugursti* = *sugaišti* „verzögern, vertrödeln, vergeuden" in Dusetos[1]), *daugiau laika sugurdat* „ihr vertrödeltet mehr Zeit" Basan. Pasak. yvair. 2,177, 276, *gur̃stas* „Versäumnis, Zeitvergeudung" in Dusetos.

Būga a. O. hat bereits an das Verbum erinnert, ohne das Adj. zu erwähnen. Auch mischt er manches nicht Hingehörige hinein.

Das Lettische bietet *gur̃ds* „müde, matt", *gur̃dęns* „müde, matt, lau", *gur̃das* „Ermatten", *gur̃denība*, *gurdums* „Mattigkeit, Müdigkeit, Faulheit"[2]).

Lit. *gur̃sti* darf nicht mit *gùrti* (*gùrstu* und *gųrù*, *guraũ*) „zerfallen, aufgelockert, aufgeweicht werden, zerbröckeln, zerkrümeln, zergehen, zerfließen, schwach werden" verwechselt werden[3]); vgl. zahlreiche Stellen aus Daukantas:

Būd. 188 *idant* (*arkliai*) *nu darganû ir lytû nepakriusztum ir nepagórtum* „damit die Pferde von dem schlackigen Wetter und Regengüssen sich nicht überanstrengten und ermatteten", Darb. 50 *vos nevos eiłas Goudu gurty pradieiy* „erst allmählich kamen die Reihen der Russen ins Wanken" usw., žemait. *vẽjas pagùrsta* „der Wind legt sich"[4]) usw.

Auch im Lettischen existiert *gur̃t* (*gur̃stu*, *guru*) „matt, schwach werden, abnehmen" (*vẽjš gurst* „der Wind legt sich"); vgl. noch lett. *gurls* „müde, matt" = lit. *gurlùs* (*sugurlinti* „schwächen" Daukantas Cornelübers. 201 = Hamilc. 1,5)[5]).

Diese letzte Gruppe gehört zu ai. *gurú-*, griech. *βαρύς*, lat. *gravis*, got. *kaúrus*. Es handelt sich um eine zweisilbige Basis, wozu auch der Stoßton des lit. *gùrti* (*gùrstu*) stimmt, während *gur̃sti* (*gurstù*, *gurdaũ*), lit. *gurdùs* = griech. *βραδύς* einer Aniṭ-Wurzel entstammen und daher bei den litauischen Vertretern Schleifton herrscht. Beide Gruppen können sich auch semasiologisch nahekommen. Ich erinnere zu der Nachbarschaft der Begriffe „faul, träge" und „schwach, gebrechlich" auch an engl. *lazy* „faul, träge": got. *lasiws* „ἀσθενής", mhd. *erleswen* „schwach werden", lat. *sublestus* „schwach" (Solmsen, IF. XIII 140 ff., der aber unberechtigterweise

1) Būga, Aist. stud. 178, ob. LII 93.
2) S. noch Skardžius, Liet. kalbos žodžių daryba 322. 475.
3) Vgl. Skardžius, Liet. kalbos žodžių daryba 165. 184. 475. 542.
4) Būga a. O.; Geitler, Lit. Stud. 85. 100.
5) S. auch Skardžius, Liet. kalbos žodžių daryba 165.

auch griech. *λοῖσθος*, *λοίσθιος* „letzter“ heranzieht[1]), und weiter unten Nr. 4 aus Anlaß von lit. *tandus*). Ob darum aber *gùrti* und *gur̃sti* usw. in einem entfernteren Verwandtschaftsverhältnis zueinander stehen, ist eine Frage, die hier nicht untersucht werden soll.

Lit. *gurlùs*, lett. *gurls* decken sich im Formans mit dem synonymen *gaišlùs*, ferner mit Bildungen wie lit. *kùrlas*, lett. *kurls* „taub“; lit. *dẽglas*, *dãglas* „weiß und schwarz gefleckt“ = lett. *dęgls* „brandfleckig, feuerfarben“ (: lit. *dègti*, lett. *degt* „brennen“); lit. *kùšlas* „schwachäugig, blind“ = lett. *kusls* „klein, schwächlich, zart“ (: lett. *kust* „schmelzen, tauen, ermüden“); lit. *ãklas* = lett. *akls* „blind“; lit. *seklùs* „seicht“, *pagáulus* „leicht auffassend, gelehrig“, *pavydlùs* „neidisch, eifersüchtig“ usw.[2]).

Wie lit. *gurlùs* und lett. *gurls* mit *l*-Suffix, so ist got. *qaírrus* „ἤπιος, sanft, freundlich“, an. *kvirr*, *kyrr* „still, ruhig, friedlich“, mhd. *kürre*, nhd. *kirre*, mnd. *querre* mit parallelem *r*-Formans von der mit lit. *gurlus* usw. verwandten germanischen Sippe (vgl. got. *kaúrus*) abgeleitet[3]).

Wenn ich auch im Gegensatz zu Bechtel griech. *ἀμέρδειν* und die Neubildung *ἀμείρειν* von *βραδύς* usw. trenne, so sind doch Bechtels weitere Auseinandersetzungen über das Verbum durchaus zu billigen. Für die Identität von *ἀμέρδειν* in den Bedeutungen „berauben“ und „blenden“, die Solmsen, Beitr. z. griech. Wf. 11 mit Unrecht anzweifelt, beruft sich Bechtel auf griech. *πηρός* „verstümmelt, gebrechlich“ (davon *πηροῦν* „verletzen, beschädigen, verstümmeln, lähmen“) und *B* 599 „blind“. Man kann auch auf lat. *orbus* verweisen, das „beraubt, verwaist“, in späterer Zeit aber „blind“ heißt[4]). In dieser letzten Bedeutung lebt das Adj. im Romanischen fort; daher afrz. *orb* (nfrz. *coup orbe* „Streifschuß“, *mur orbe* „Mauer ohne Öffnung“), ital. *orbo*, rumän. *orb* usw.[5]).

Mit spätlat. *ab oculis* „blind“ (woraus frz. *aveugle*, altital. *avocolo*), das Übersetzungsentlehnung von spätgriech. *ἀπ' ὀμμάτων*

---

[1]) Vgl. über diese Sommer, Griech. Lautstud. 81 ff., besonders Brugmann, IF. XVIII 433 ff.; unwahrscheinlich Scheftelowitz, ob. LVI 179.

[2]) Leskien, Nom. 467 ff.; Skardžius, Liet. kalbos žodžių daryba 163. 165 ff.; Endzelin, Lett. Gr. 250, Latv. valodas skaņas un formas 91 ff.

[3]) S. über *qaírrus* aus **gu̯erəro-* Brugmann, IF. XXXIII 302 sowie Johannsson, ob. XXXII 479.

[4]) Schon Apuleius Metam. 5, 9 hat in diesem Sinne *en orba et saeva et iniqua Fortuna!*, 8, 12 *orbitas* = „Blindheit“; vgl. noch Paulus ex Festo 195, 9 Lds. *orba est, quae patrem aut filios quasi lumen amisit* und über das Spätlatein ausführlich Löfstedt, Syntact. II 374 ff.

[5]) Meyer-Lübke, Roman. etym. Wb.[3] Nr. 6086.

sein dürfte[1]), kann bis zu einem gewissen Grade lit. *apjàkti* „erblinden", eig. „etwas um die Augen (*apiẽ akìs*) bekommen" verglichen werden. Indem man *ap(i)-* in *apjakti* für perfektivierend hielt, bildete man gleichbedeutendes *àkti*, an das sich das Adj. lit. *ãklas*, lett. *akls* „blind" anschloß[2]). Noch genauer stimmt zu *ἀπ' ὀμμάτων, ab oculis* das bulg. *bezok* „augenlos, blind". Aus diesem ist unter Angleichung des zweiten Elements *oko* an das nicht nur urverwandte, sondern auch ähnlich klingende rumän. *ochiu* „oculus" rumän. *bazaochiu* entlehnt worden.

III. Žemait. *strunyti* „bauen" = lat. *struere*.

Man hat schon längst erkannt[3]), daß lat. *struere* „auf-, emporschichten, errichten, erbauen, ordnen" mit ai. *str̥ṇóti*, griech. *στορνύναι*, got. *straujan* zusammenhängt und wie diese auf die neben **sterē-* existierende Basis **stereu-* zurückzuführen ist.

Die Flexion *strūxi, strūctum* ist sekundär und wie *vīxi* : *vīvere* (vgl. jedoch lett. dial. *dzīga, dzīguot*, ae. *cwic*, an. *kvikr*) nach solchen Fällen entstanden, wo das intervokalische *v* auf labiovelarer Media oder Media aspirata beruht, wie *fīvere* : *fīxi* (jünger *fīgere*) usw.[4]). Dies lehrt lat. *struēs* „Haufe schichtweise übereinander gelegter Gegenstände, Opfergebäck". Umbr. *stru(h)śla* ist aus *struu̯i-kelā* oder **struu̯e-kelā* hervorgegangen[5]). Daß sein *ū* nicht alte Länge sein kann, da es dann zu *i* geworden wäre, bemerkt außer von Planta a. O. richtig auch Devoto, Tab. Iguv.[2] 214. Deshalb muß aber das *h* des Wortes nicht Fortsetzer eines Konsonanten sein; sondern *ū* ist darum nicht verändert worden, weil es durch Kontraktion entstanden, also jüngeren Datums ist. Das umbrische Wort verhindert, wie Solmsen, Stud. z. lat. Lautgesch. 133 bemerkt, zugleich die Zurückführung von lat. *struere* auf **strovere*.

Es ist noch nicht beobachtet worden, daß das Žemaitische ein mit lat. *struere* nicht nur im Vokalismus, sondern auch in der Bedeutung völlig harmonierendes Verbum besitzt, *strunyti* (*struniju*) „bauen, errichten"[6]). Dies ist bei Daukantas und Valančius ständiger Terminus technicus der Architektur; vgl.:

---

[1]) Löfstedt, a. O. 376 ff.; Devoto, Storia della lingua di Roma 253.

[2]) Endzelin, Izv. XV 2, 219 ff.; Don. natal. Schrijnen 399 ff.; zuletzt Verf., Slavia XIII 14 ff.

[3]) Solmsen, Stud. z. lat. Lautgesch. 133; Persson, Beitr. z. idg. Wf. 739. 787 ff.; Meillet, MSL. XVI 244 ff., BSL. XXVI 18; Specht, Ursprg. d. idg. Dekl. 127.

[4]) Brugmann, Gr. II[2] 3, 270 ff.; Solmsen, Stud. z. lat. Lautgesch. 129 Anm.; Leumann-Hofmann, Lat. Gr.[5] 333; von Planta, Gramm. d. osk.-umbr. Dial. 1, 364[1].

[5]) Von Planta, a. O. 1, 136. 228. 362 ff.

[6]) S. auch Geitler, Lit. Stud. 102. 112.

Daukantas, Būd. 195 *pradieię strunyti piles ąnt kalnajs* „sie begannen, Städte auf den Bergen zu bauen"; Valančius, Žem. Vysk. 1,81 *Talatis pastrunije bažniczę Krakiesi* usw.

In einem Märchen aus Varniai, Basan. Pasak. yvair. 2,12,18 liest man *galins pastruniti pagal nora karaliaus tokį pat kreslą kaip Salemona karaliaus* „er könne nach dem Willen des Königs einen ebensolchen Thron zimmern wie der König Salomons".

strunyti ist abgeleitet von *strunas* „Lehnstuhl", eig. „Aufgeschichtetes, Emporgerichtetes". Dies Substantiv belegt Geitler, Lit. Stud. 112 aus Mikuckis. Es erinnert an die soeben aus Varniai zitierte Verbindung *pastrunyti krėslą*. Diese ist ähnlich gebildet wie griech. φυτὸν ἀμφελάχαινε „grub ein Gewächs um" ω 242 (: λάχανον „Garten-, Gemüsekraut"), παῖδας τεκνοῦσθαι „Kinder erzeugen" Eurip. Ion 438, σὺν ἐλαίῳ φαρμακώσαισ' ἀντίτομα „mit Öl Heilmittel mischend" Pind. Pyth. 4,221, engl. *to brandish a sword* „ein Schwert schwingen" mit einem aus afrz. *brandir* „das Schwert schwingen" aus frk. **brandjan*, vgl. aisl. *brandr* „Schwert(klinge)" stammenden Verb. In allen diesen Beispielen ist das Verbum von einem Synonymum des Objekts abgeleitet[1]).

Zu der Ablautsstufe **strou-* gehört andererseits abg. nbg. slov. poln. russ. *struna* „Strang, Saite"[2]). Man vergleiche von der unerweiterten Wurzel slav. **storna* „Seite, Gegend, Land"[3]). Klruss. *postoronok*, poln. *postronek* „Strang, Strick, Seil" haben eine ähnliche Bedeutung wie *struna*. Außerdem kann man dem slov. *strúna* im Sinne „langes Pferdehaar" das von parallelem **stri-* abgeleitete ahd. *strẹno* „Strähne" an die Seite stellen[4]).

struna verhält sich zu ahd. *stroum*, *strōm* „Seil, rudens" wie die aus J. Schmidt, Kritik der Sonantentheorie 87 ff. 106 ff. bekannten Fälle, wo *m* neben *n* sich aus einem beiden zugrunde liegenden *mn* erklärt; vgl. ai. *phéna-*, abg. *pěna*, preuß. *spoayno*[5]) gegenüber lat. *spūma*, ahd. *feim* usw.

Mit lit. *strunas*, *strunyti* decken sich, von der Ablautsstufe abgesehen, außer slav. *struna* noch as. *gistriuni* „Schatz, Kostbarkeit", *gistriunid* „kostbar geschmückt", ahd. *kastriuni* „lucrum",

---

1) S. dazu auch Griech. Denom. 8, IF. XXVIII 219 ff.; Slavia XIII 20 ff.

2) S. bereits J. Schmidt, Idg. Vokalism. II 286; Persson, Beitr. z. idg. Wf. 788. 892. 909.

3) Abg. *strana*, russ. *storona*, poln. *strona*, čech. *strana*, serb. *stràna* (Acc. *strȃnu*) usw. (Torbiörnsson, Liquidametath. II 72; Persson a. O. 200. 363. 449. 452. 585. 644).

4) J. Schmidt a. O.; Persson 787.

5) Endzelin, Senprūšu valoda 253.

gistriunen „instruere, ausrüsten, ausschmücken, lucrari“, ae. *ge-stréon* „gain, profit, usury, procreation, property, wealth“, *strienan* „acquire, augment, beget“.

Bei Jurkschat, Lit. Märch. 68 heißt es:

àle vienám (*žӯdui*) *tik' kaŕtą strōks užēje, per butùs kromēlį bestriúnijant* „aber einem (Juden) kam doch einmal der Schrecken an, als er seinen Kram durch die Häuser trug“ usw.

Die Bedeutung „(schwer) schleppen, tragen“ läßt sich ebenfalls aus „aufschichten, zusammenschichten, auf einen Haufen legen, aufladen“ u.dgl. ableiten. Ich erinnere außer an lett. *stìept* „dehnen, recken, strecken, ausspannen“ und „schwer tragen, schleppen, führen“ noch an engl. *to carry* „führen, fahren, laden, tragen, bringen, heranschaffen“ aus afrz. *carier* aus spätlat. *carricare* „(auf einen Wagen) laden, aufkarren, fahren, transportieren“ von lat. *carrus* „vierräderiger Transportwagen, Karren“, das bekanntlich keltischer Herkunft ist (gall. *carros*, air. nkymr. *carr*, breton. *karr*); dagegen die Parallelform *charge* (aus frz. *charger*) hat nur die Bedeutung „beladen, belasten“.

In dem Sinne „(schwer) schleppen, tragen“ ist *striúnyti* sicher eminent volkstümlich, was die sekundäre Palatalisierung des *r*[1]) mitbegünstigt haben mag. Übrigens hat das vulgäre und derbe *carry* im Englischen das germanische *to bear* (ae. *beran*) aus der Bedeutungssphäre des mit physischen Kräften verbundenen Tragens so gut wie ganz verdrängt, so daß das letztere, abgesehen von „hervorbringen, gebären“, nur noch den Sinn „führen, haben, davontragen“ oder, aufs Seelische gewandt, „aushalten, (er)dulden, (er)-leiden, (er)tragen“ aufweist.

Litauische Freunde teilen mir noch die Redensart *ką tu struniji?* „was quälst du dich ab, was arbeitest du herum?“ mit. Auch dieser liegt die Bedeutung „aufschichten“ u. dgl. zugrunde.

Geitler, Lit. Stud. 112 belegt auch *strunuoti* „schaffen“. *strunyti* bestätigt seinerseits die Tatsache, daß *-yti*, Praes. *-iju* (*-yju*) keineswegs auf slavische Lehnwörter des Lit. beschränkt ist, sondern, wie Specht, IF. 42,282, Ursprg. d. idg. Dekl. 342 richtig betont, gleich-

---

[1]) Vgl zu dieser außer der WS. XII 190 mit Anm. 2, Balticoslav. III 38 ff. zusammengestellten Literatur noch Endzelin, Latv. valodas skaņas un formas 56 ff.; Blese, Stud. balt. V 7. 27; E. Hauzenberga, Filol. mater. 81; besonders Machek, Studie o tvoření výrazů expresivních 10 ff. 19 ff. Übrigens erscheint auch das poln. weißruss. *struna* „Saite“ im Lit. außer in der Gestalt *strūnà* gleichfalls als *striūnà* (Brückner, Slav. Fremdw. im Lit. 138; Škardžius, Slav. Lehnwrtr. im Alit. 208).

falls echtlitauische Denominativa bildet[1]), und zwar nicht nur solche von *-i-* (und *-i̯ŏ-*) St. wie *dalýti*: *dalìs*, *-ies* usw., sondern auch von anderen Deklinationsklassen; daher auch *gaĩdrytis, giẽdrytis, į̃diẽnyti, į̃kúnyti, giñčyti* usw. (hierher auch obiges *strunyti*).

Von der parallelen Basis *sterei-*[2]) stammen bekanntlich abg. *strojь* „οἰκονομία, dispensatio", *strojьnъ* „ἐπιτήδειος, idoneus", *stroiti* „παρασκευάζειν, parare, οἰκονομεῖν", poln. *strój* „Putz, Aufputz, Kleidung, Veranstaltung, Anordnung, Saitenspiel", *strojny* „geputzt, kleidsam, harmonisch", *stroić* „schmücken, putzen, (zu)bereiten, zurechtmachen, stimmen", russ. *stroj* „Reihe, Front, Ordnung, Harmonie, Stimmung eines musikalischen Instruments", *strojnyj* „gehörig eingerichtet, ebenmäßig, wohlgestaltet, schlank, harmonisch", *stroitь* „anordnen, verwalten, stimmen, liefern, anschaffen, bauen" usw. Die zitierten Forscher sehen diese Stufe auch in lit. *strãja* „Streu, Streustroh, Stall, Pferdestall" (Nesselm. 505, Kurschat, Ryteris, Lalis; vgl. die germanischen von *stereu-* stammenden Synonyma). Ob av. *urvarōstraya-* „Niederstrecken der Pflanzen, prostratio plantarum", Bezeichnung einer sündigen Handlung, hierher (so Bartholomae, Airan. Wb. 403) oder zu *star-* „sündigen" gehört (Reichelt, Avest. Elementarb. 432), lasse ich unentschieden. Mir scheint freilich die erste Auffassung den Vorzug zu verdienen[3]).

Ein *strьją, *striti*, das sich zu *strojь, stroiti* verhält wie *bьją, biti* zu *bojь* „Kampf", *vьją, viti* „winden" zu *povojь* „Binde, Band", liegt in der altruss. Gottesbezeichnung *Stribog* „Walter des Gutes" neben *Dažьbog* „Spender des Reichtums" vor, wie Berneker, Festschr. für Kuhn 176 ff. 181 ff. richtig übersetzt[4]).

Von *stri-* stammt auch lit. *sritìs* aus *stritìs* (dieses neben jenem in Daukantas' Darbay 123)[5]). Es bedeutet „ligna recto ordine com-

---

[1]) S. auch Jaunius, Gramm. lit. jaz. 196 ff.; Jablonskis[2] 103; Būga, ob. LII 300 ff.; Skardžius, Liet. kalbos žodžių daryba 534 ff.; über dieselben Verhältnisse im Lettischen Endzelin, Lett. Gr. 633 ff., Latv. valodas skaņas un formas 183 ff. Im Altpreuß. ist der Präsenstypus *-i̯a-* äußerst selten; es ist daher nicht auffallend, daß sich dort die wenigen Beispiele auf Entlehnungen aus dem Slavischen beschränken (Trautmann, Apreuß. Sprachdenkmlr. 276 ff.; Endzelin, Senprūšu valoda 111).

[2]) J. Schmidt, Vocal. II 257 ff.; Persson, Beitr. z. idg. Wf. 787.

[3]) So auch Persson a. O.

[4]) S. auch Skardžius, Liet. kalbos žodžių daryba 420. Brückners Auffassung (ob. L 195) von *Stribog* als „Springer" (vgl. klruss. *strybaty* „springen") leidet an morphologischen Bedenken.

[5]) Über die Behandlung der Lautgruppen *str* (*štr*) und *sr* (*šr*) in lit. Mundarten s. besonders Schleicher, Lit. Gramm. 72; Bezzenberger, Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 88 ff.; Gerullis-Stang, Liet. žvejų tarmė Prūsuose 24; Doritsch, Beitr. z.

posita, strues", außerdem „Mal, Reihe, Raum, Streifen, Bezirk, Gebiet" und ist namentlich im Žemaitischen beliebt. Daher kommt es besonders häufig bei Daukantas, Valančius und Pabrėža vor (vgl. noch Būga, Aist. Stud. 30. 165, KS. I285).

Mit dem daneben liegenden *srijà* (Gen. *srìjos*) „Streifen, Gebiet" (s. auch Skardžius, Žodžių daryba 327) deckt sich in der Bildung bis ins einzelne das lat. *stria* „Rippung, Kannelierung an Säulen, Furche, Falte im Gewand".

Von **sterə-* sind mit *-t*-Suffix im Baltischen abgeleitet lit. *stìrta(s)* „Haufen Heu oder Garben", lett. *stĩrta* (s. Būga, KS. 1286; Endzelin, Wb. s. v.).

Auch poln. *stróy*, *stroić*, *strojny* usw. werden vom Lit. entlehnt[1]); daher *strajus* „Putz, Aufputz, Pracht" bei Daukša Post. 307, 13 und in der Marg. theol., *strãjyti* „schmücken" in Morkunas' Postille, heute z. B. in Linkuva (Dial. R. 2), S. 149, 11[2]), in Kvėdarna (Dial. Žr.), S. 321, 5[3]), *strainùs* „zierlich geputzt" in Salantai (Dial. Žt.), S. 398, 16[4]).

Nesselmann, Wb. 506 (vgl. Ruhig-Mielcke 259a) gibt für *strainùs* die Bedeutungen „rüstig, strebig, hurtig, widerspenstig, besonders in Worten" an, ebenso für *strainumas* „Hurtigkeit, Widerspenstigkeit". Da russ. *strojnyj* auch „wohlgestaltet" heißt, so lassen sich die zuletzt genannten Sinnesnuancen leicht durch diejenige des Kräftigen mit den übrigen vermitteln.

Zu Ruhig-Mielcke und Nesselmann stimmt das von dem letzteren durch „streben, sich mit den Füßen anstemmen, um festzustehen" wiedergegebene *pasistrá(i)nyti*. Auch Sereiskis' Übersetzung durch *podbočenitьsja* „die Hände in die Seite stemmen" läßt sich auf „trotzig, widerspenstig sein" zurückführen. *šaltis pa-*

lit. Dial. CXLVIII. CLVI. CLXII ff.; Būga, KS. I 194, Arch. phil. I 65; bei Gerullis, Apreuß. Ortsnmn. 223[1]; Skardžius, Žodžių daryba 299[1]; über das Lettische vgl. Endzelin, Lett. Gr. 175, Latv. valodas skaņas un formas 67, über das Altpreuß. Gerullis, Apreuß. Ortsnmm. 223; Endzelin, Senprūšu valoda 40. Ausstoßung von *t* zwischen Sibilant und *r* ist ein in sämtlichen lit. Dialekten öfters zu konstatierender Vorgang, während Einschub von *t* zwischen ihnen sich nach Būga auf die auch sonst manches gemeinsam habenden Žemaitisch, Süd- und Ostlitauisch beschränkt.

[1]) Brückner, Slav. Fremdwrtr. im Lit. 138; Skardžius, Slav. Lehnw. im Altlit. 207.

[2]) *b'arns apstrãjȯja* (= *apstrãjijo*) *ģàre w'àlńš* „der Bursche bekleidete die Teufel gut".

[3]) *móczuka, kāp pamãti tóki pasistràjijusi, ìr rõnkas nuláda* „als die Stiefmutter ihre Stieftochter so schön geputzt sah, ließ sie ihre Hände sinken".

[4]) *straininji bãlna* „den zierlichen Sattel".

sistrainija ist nach Nesselmann s.v.a. „die Kälte ist hartnäckig". Es befremdet daher nicht, wenn Duonelaitis 7,4 von dem Schulzen *Pričkus* (Fritz) sagt *pasistrá(i)nyjęs kryvúlėj* „sich auf seinen Krummstab stemmend".

Im Dzūkischen hat *pastrajyti* der Parallelform *pastrajinti* Platz gemacht, die in der Bedeutung mit russ. *po-*, *ustroitь* „erbauen" harmoniert; vgl. TiZ. I 133, Nr. IV *jis pastraino didžiausių miestų* „er erbaute die größte Stadt".

Daß die Verbalklassen auf *-au-*, *-yti* und auf *-iju*, *-yti* öfters im Lit. mit der auf *-inti* wechseln, ist eine bekannte Erscheinung. Sie erklärt sich aus doppeldeutigen Formen wie Fut. *-ysiu* (*-įsiu*)[1])

So trifft man im Dzūkischen selbst *blūdzinou* „ich irrte umher" für *blūdijau* (aus wruss. *bludzić*) an (TiZ. II 400, Nr. 294, 2.4). Im Wilnagebiete begegnet das aus wruss. *hutaryć* „sprechen, reden, plaudern, schwatzen" entlehnte *ũtaryti*, *ũturti* noch in der Gestalt *ũtarinti*; vgl. Lazūnai 38,7 *vūtarija* : 39,7 *ažsivūtarino, privūtarindzinėci* (Iterativ); Zietela 42,1 *pavūtarina*[2]). In Zietela 42,1 findet man noch *musino* „mußte" aus apoln. *musić* (heute *musieć*) für gewöhnliches *musijo*[3]).

Neben *pišytis* „übermütig sein" (bei Bretkun, s. Skardžius, Slav. Lehnwrtr. im Altlit. 169), *pasipùišęs* „sich geschmückt habend" im Memelgebiete (Bezzenberger, Lit. Forschg. 160) aus wruss. *pyšicca* existiert laut Jušk., Lit. slov. noch *iššipuĩšinti* „sich herausputzen". Doch kann dies auch zu *p(u)išnas* „stolz, hochmütig" (aus wruss. poln. *pyszny*, Skardžius a. a. O. 169) wie *lẽpinti* „verwöhnen, verhätscheln" zu *lẽpnas*, *lepnùs* „verwöhnt, verhätschelt" usw. gebildet sein[4]).

Das neben *iššipuĩšinti* ebenfalls von Juškevič angeführte Synonymum *iššipuĩkinti* (vgl. *puikintis* Niemi - Sabal. Dain. 1080, 6) stammt dagegen von *puikùs* „prächtig, schön, stolz", über dessen Herkunft zuletzt außer mir (REI. 1426 ff.) noch Machek (ZfslPh. XVIII 26 ff.) unter Berücksichtigung der früheren Arbeiten gehandelt hat. Man hat hier also nicht gegenüber *iššipuĩšinti* „Wechsel der Gutturalreihen" vor sich, wie Specht, Streitberg-Festgb. 635 annahm.

Natürlich ist von *iššipuĩšinti* „sich herausputzen" homonymes

[1]) Vgl. Specht, LM. II 472 mit Anm. 1, jetzt Skardžius, Liet. kalb. žodžių daryba 545 ff.

[2]) S. Balticoslav. II 30 ff. und über die Sippe noch Būga, ZslPh. I 55; Skardžius, Slav. Lehnwrtr. im Altlit. 84.

[3]) Vgl. über lit. *musyti* Brückner, Slav. Fremdwrtr. im Lit. 111; Skardžius, Slav. Lehnwrtr. im Altlit. 137.

[4]) Vgl. Arch. phil. VII 24 ff. und u. Nr. 8.

puĩšinti „berußen, mit Ruß beschmutzen“ zu trennen. Dies gehört nebst *puĩšos*, *piẽšos* „Ruß“, *paĩšas* „Rußfleck“, *paĩšinas, puĩšinas* „rußig“ zur Sippe von lit. *piẽšti* „(be)malen, zeichnen“, abg. *pьsati* (*pišą*) „γράφειν“, ai. *piṁśati* „schmückt, ziert“, *peśa-*, av. *paēsa-* „Schmuck und Zierde“ (das avest. Wort heißt als Adj. „aussätzig“), ai. *peśalá-* „künstlich gebildet, verziert“, griech. *ποικίλος*, abg. *pьstrъ* „bunt“, got. *filufaihs* „πολυποικίλος“, ahd. *fēh* „bunt“ usw.[1]).

Material aus žemaitischen Dialekten für das Schwanken zwischen *-yti* und *-inti* liefert außer anderen Forschern[2]) auch Stang, Slav. u. balt. Verbum (Oslo 1942), 139. 177. 180. 209ff. Dieser verzeichnet auch Fälle, wo in slavischen Lehnwörtern preuß. *-int* einem lit. *-yti* gegenübersteht.

So wird es auch erlaubt sein, lit. *našìnti* „verkünden, Gerüchte verbreiten“ als Ersatz eines genau zu slav. *nositi* stimmenden **našýti* aufzufassen, auf das auch lit. *našystà* „Tracht, Mode“, *našỹstas* „abgetragen“, *našỹklė*, *našylà*, *našỹlai* „Trage, Tragbahre, Tragstange“ weisen[3]).

Die Bedeutung von *našìnti* ist ähnlich der von *pranèšti* „berichten, erzählen“. Es ist interessant, daß im Slavischen nicht nur russ. *donesti* (*donositь*), poln. *donieść* (*donosić*) wie lat. *deferre* „hinterbringen“ bedeuten können, sondern daß, den lit. *našìnti*, *noščioti* (Ruhig-Mielcke 183b, Nesselm. 420) neben *pranèšti* entsprechend, im Altrussischen gelegentlich auch einfaches *nositь* in diesem Sinne gebraucht wird (vgl. lat. *ferunt*, *fertur* = *dicunt*, *dicitur*). Potebnja, Iz zapisok po russkoj grammatike II[2]316ff. zitiert aus der Hypatiuschronik 132 (434) *nošachutь Rusi* (überl. *Rusь*) *sъ* 15 *mužь utekši a Kovujevъ* (überl. *Kovujemь*) *mněje, a pročiji v morě potoposa* „sie meldeten, daß von den Russen etwa 15 Mann entkommen seien, aber von den Kovujen weniger; dagegen die übrigen waren im Meer ertrunken“.

IV. Lit. *tandus* „faul, träge“: ai. *tándate* „läßt nach, ermattet“, *tandrā* „Mattigkeit, Erschlaffung, Abspannung, Trägheit“, *tandrāyate* „wird matt, müde“, *tandrayú-* „lässig, träge“, *tandrālu-*, *tandrāliván-* „matt, abgespannt, müde“.

In dem in Mūsų Senovė III 137 von V. Biržiška abgedruckten Gedichte des in der zweiten Hälfte des 19. Jhrh. wirkenden Petras

[1]) S. noch Būga, RfV. LXVI 230, KS. I 266; Specht, Urspr. d. idg. Dekl. 121.

[2]) Gerullis-Stang, Lietuvių žvejų tarmė Prūsuose 55; Jonikas. Pagramančio tarmė 69.

[3]) S. über diese Būga, KS. I 143; besonders Skardžius, Lietuvių kalbos žodžių daryba 200. 356. 368. 532.

Arminas von der Beute des Esels (*pagrobimas asilo*), der sich nicht entschließen kann, aus der vollgefüllten Krippe zu fressen, sondern mitten zwischen dem Futter vor Erschöpfung aus dem Leben scheidet (*tarpu piano nugiviano*), wird zum Schlusse die Warnung ausgesprochen: *tandiems moskłas isz to liko* „dies gereichte den Faulen zur Lehre".

Die Bedeutung des von den modernen Lexika nicht verzeichneten und auch von Skardžius, Liet. kalbos žodžių daryba 57 ff. unter den *-u*-Adjektiva nicht aufgeführten *tandus* geht aus Szyrwid, Dict. s. v. *gniuśny, piger, iners, deses, ignavus, tingus, rumbus, tundus* (ostlit. für *rambùs, tandus*) deutlich hervor.

Dadurch gewinnen wir Anknüpfung an die im Titel genannte altindische Sippe. *tandus* verhält sich zu ihr wie das ob. Nr. 2 erwähnte engl. *lazy* „faul, träge" zu got. *lasiws* „ἀσθενής", mhd. *erleswen* „schwach werden", lat. *sublestus* „schwach" (vgl. auch das a. a. O. einerseits über lit. *gur̃sti, gurdùs* = griech. *βραδύς*, andererseits über lit. *gùrti* : griech. *βαρύς* usw. Bemerkte).

Natürlich sind ai. *tándate*, lit. *tandus* usw. genau wie lat. *tendere* Dentalerweiterungen der idg. Wurzel *ten-* (ai. *tanómi*, griech. *τανύειν, τείνειν*, got. *þanjan* usw.), zu der aus dem Baltischen lit. *tìnti* (Praes. *tį́stu*) „schwellen", *tãnas* „Geschwulst", *tenė́ti* „gerinnen, sich verdicken, sich verdichten" (vgl. lat. *tenēre* „halten"), *sutanioti* „verwickeln" Vilniaus tautosaka 598, lett. *tît* „winden, wickeln, flechten", lit. *tiñklas*, lett. *tìkls* „Netz" (eig. „Ausgespanntes") u. v. a. gehören[1]).

Persson, Beitr. z. idg. Wf. 342[1]. 556[1] macht zur Bedeutung von ai. *tándate* usw. noch aufmerksam auf die ebenfalls von Wz. *ten-* abgeleiteten lat. *tenuis* „dünn, zart, schwach, dürftig" (vgl. *attenuare* „verdünnen, abschwächen, herunterbringen"), ai. *tanú-*, griech. *τανυ-, ταναός*, an. *þunnr*, ahd. *dunni*, lit. *tę́vas*, lett. *tiêvs*, abg. *tьnъkъ*[2]).

Die Wz. *ten-* tritt noch in anderen Erweiterungen auf; vgl. zu *temp-* aus dem Baltischen lit. *tem̃pti*, lett. *tiept*, zu *tens-* lit. *tę́sti* (wie ai. *taṁsáyati*, got. *atþinsan*, ahd. *dinsan*) usw.

Uns interessiert hier besonders *teng-*[3]) wegen lit. *tingùs* „faul, träge", das mit abg. *tęžьkъ* „βαρύς", an. *þungr* „heavy, weighty" ver-

[1]) Lidén, IF. XIX 331 ff.; Persson, Beitr. z idg. Wf. 341 ff. 393 ff. 484 ff. 556. 648. 844 ff. 866[2]. 870[2]; Trautmann, BlslWb. 323; Būga, KS. I 293, ob. LI 114; Specht, ob. LIX 101; LXII 66 ff.; Endzelin, Izv. 15, 2, 206, Senprūšu valoda 242; Skardžius, Žodžių daryba 468.

[2]) S. über die baltischen Wörter auch Būga, KS. I 293; Skardžius, Žodžių daryba 376 ff. 468.

[3]) Meillet, Et. 255. 273. 327 ff. 399; von der Osten-Sacken, IF. XXXIII 261 ff., der

glichen werden kann. Seine Grundbedeutung wäre also „beschwert, belastet, schwerfällig"[1]). Auch dies ist eine Bestätigung dafür, daß sich griech. *βαρύς* und *βραδύς*, lit. *gùrsti* und *gur̃ti* (*gurdùs*) in der Bedeutung nahekommen können. Ich erinnere auch an das ebenfalls mit *tingùs*, *tęžьkъ* usw. verwandte russ. *tugij* (*tugoj*) „fest, stark, hart, gespannt, straff, schwer, langsam".

V. Zu lat. *balbus*, *balbūtire* und lit. *balbatúoti*, *balbãtyti*, *bal̃basúoti*, *bàlbãsyti* sowie zu sonstigen onomatopoëtischen Bildungen des Litauischen und anderer Sprachen.

Den onomatopoëtischen Charakter von lat. *balbus* „stammelnd", *balbūtire* „stammeln" betonen mit Recht Walde-Hofmann, Lat. etym. Wb. 94 und Ernout-Meillet, Dict. étym. de la langue latine 97. Deshalb hat ein Vergleich mit ähnlich klingenden Wörtern anderer idg. Sprachen, auch wenn sie sich zur Not lautlich mit der lat. Wortsippe vereinen lassen, nur einen sehr bedingten Wert. Sind doch auch sie lediglich auf schallnachahmender Grundlage erwachsen, so daß eine Zurückführung auf einen gemeinsamen Nenner mit den Ausdrücken der übrigen idg. Sprachen müßig ist. Ich kann es daher auch nicht billigen, wenn Leumann, Lat. Gr.[5] 319 betreffs des Suffixes von lat. *balbūtire* besonderes Gewicht auf den altindischen Mannesnamen *Balbūthá-* „Stammler" legt. Aus diesem Namen folgt keineswegs, daß *balbūtire* eine aus uridg. Zeit ererbte Bildung ist.

Ich möchte hier zu den von den Etymologen[2]) aufgeführten Anklängen noch einen übersehenen litauischen fügen.

Wie lit. *blebénti* „dummes Zeug reden, läppisches Geschwätz machen, faseln" stark an serb. *blebètati* „plappern" (neben *br̀blati*, *br̀bljati*, *fr̀fljati*; vgl. griech. *βάρβαρος*, ai. *bárbara-* „stammelnd", *balbalākaroti* „er stammelt"), ohne deshalb damit urverwandt zu sein, erinnert, so denkt man bei klruss. *boubotaty* „stammeln", poln. dial. *bełbotać* (daneben aber auch synonymes *bełkotać*) an lit. *balbatuoti*; vgl. Andrioniškis (Bez. Ukmergė), Basan. Pasak. yvair. 2, 103, 173 *virėjas balbatuodamas ar neims bėgti* „der Koch stammelnd,

aber unberechtigterweise abg. *tęžьkъ* „schwer" von *tęgnąti* „ziehen" trennt; vgl. russ. *tjanutь* „ziehen, ausdehnen, recken" und „wiegen, schwer sein" (ebenso griech. *ἕλκειν* „ziehen" und „eine Wage aufziehen, wägen, wiegen").

[1]) Von der Osten-Sacken, a. O. 262.

[2]) S. außer Walde-Hofmann und Ernout-Meillet noch Walde-Pokorny II 106; Berneker, Slav. etym. Wb. I 69. 117. Über den *-a*-Vokal von lat. *balbus* als einer Bezeichnung eines physischen Gebrechens vgl. de Saussure, Festschr. Thomsen 203. 205 = Public. scientif. 596. 598.

brabbelnd (da ihm die Zunge abgeschnitten war) fing tüchtig zu laufen an". Daneben kommt auch *balbãtyti* vor[1]).

Beide lassen sich auf ebenfalls gebräuchliche *balbãtas*, *balbatà* „Plapperer, Schwätzer" zurückführen[2]) die von *balbė́ti* (*bal̃ba*) = *šnekė́ti* (*atsibalbė́ti* „abschlagen, sich weigern") abgeleitet sind. *-ata* dient im Baltischen öfters zur Bildung von Nomina agentis und von denominativen Substantiven. Während Specht, ob. LXVI 216 ff., Ursprg. d. idg. Dekl. 358 ff. 389 nach Endzelin, Lett. Gr. 283 ff. (s. jetzt auch Latviešu valodas skaņas un formas 100 ff.; E. Hauzenberga, Filol. mater. 82 ff.) lettische, z. T. auch litauische Beispiele gibt[3]) und einerseits griech. Bildungen wie *ἱκέτης*, andererseits solche wie *οἰκέτης*, *ἱππότης* vergleichen möchte, erwähnt Skardžius eine Reihe litauischer Belege; vgl. noch *barškatà*, *biauratà*, *senata* = *senis* usw.

Neben *balbatúoti*, *balbãtyti* kommt noch die Spielart *balbasúoti*, *balbãsyti* „plappern" vor[4]), die — natürlich unter den obigen Reserven — mit serb. *blàbositi* „stammeln" zu vergleichen ist. Hier könnte theoretisch ein **balbãsas* (**balbasà*) zugrunde gelegt werden. Allerdings ist das Formans *-asa-* heute meist nur in Orts-, z. T. auch in Personennamen anzutreffen. Aber dafür ist die Doublette *-esa-* auch in Appellativen häufig[5]). Immerhin läßt sich einem anzusetzenden **balbãsas* in gewissem Sinne das bedeutungsverwandte *narnãsas* „mürrischer, brummender Mensch" (: *narnė́ti* „murren, brummen"), das einzige Appellativ des Ausganges *-asas*, an die Seite stellen. *kalbãsyti* „plaudern, sich unterhalten"[6]) und *kalbasúoti* (s. Juškevič Slov.) sind genau wie ihre „Reimwörter" *balbãsyti*, *balbasúoti* gebildet und verhalten sich zu *kalbė́ti* „sprechen, reden" wie diese zu *balbė́ti*. Hier ist wenigstens ein Abstraktum *kalbesỹs* „Gespräch, Unterhaltung", *kal̃besis* „Sprichwort" vorhanden, das ebenso beschaffen ist wie *kaukesỹs* „Geheul, Gewinsel", *klegesỹs* „Geschnatter", *šnekesỹs* „Reden, Unterhaltung", *rėkesỹs* „Geschrei", um nur bedeutungsverwandte Wörter herauszugreifen[7]). Mehrere von diesen können Umbildungen alter *-s*-Stämme sein, und von einigen Mustern aus kann das Formans produktiv geworden sein.

---

[1]) Skardžius, Liet. kalb. žodžių daryba 311. 494.

[2]) Skardžius a. O. und 334. 336.

[3]) Über die preuß. Namen auf *-ete* sowie die vielleicht ebenfalls z. T. hierhergehörenden auf *-ato*, *-oto* s. Trautmann, Apreuß. Personennmn. 181. 184; Endzelin, Senprūšu valoda 52.

[4]) Skardžius, a. O. 311. 494. 539.

[5]) S. auch Skardžius, Arch. phil. VII 42 ff.

[6]) Skardžius, Žodžių daryba 539.

[7]) Skardžius, a. O. 312 ff. 367.

Wie das Zusammentreffen von lit. *balbatúoti*, *balbătyti* mit lat. *balbūtire*, so ist auch das von *lalúoti*[1]) mit griech. *λαλεῖν*, lat. *lallus*, *lallare*, mhd. *lallen*, russ. *lala* „Schwätzer" usw. Zufall und beruht hier wie dort auf interjektionell-onomatopoëtischem Charakter der integrierenden Elemente oder auf Entlehnung aus der Kindersprache[2]).

Das Gleiche gilt, wie ich jetzt im Gegensatz zu IF. XL 98ff. annehme, für die Ähnlichkeit von griech. *βακτηρία*, *βακτήριον*, *βάκτρον*, lat. *băculum*, air. *bacc* usw. mit lett. *bakstît* „stochern, wiederholt stoßen", lit. *bakstýtis* „sich stoßen", *bàkterėti* „leise (in die Seite) stoßen", *bàkstelėti* „einen leichten Stoß tun", *baksėti* „leicht stoßen, stechen, schlagen", *baksnóti* dass., *bakióti* „schlagen, stoßen", *bàkterėti* „picken" (s. die Zusammenstellungen Leskiens IF. XIII 183ff.).

Endzelin, Izv. 17, 4, 149, Lett. Gr. 172ff., Latv. valodas skaņas un formas 67 rechnet mit Kontamination von lit. *bastýti* „hineinstoßen", *bastýtis* „sich stoßen, umherstreifen, sich herumtreiben", *bastinėti* „mehrmals stoßen", *bàstelėti*, *bàsterėti* „leicht stoßen" mit lit. *bakióti*, *bàkterėti*. Aus dieser wären lit. *bakstýti(s)*, lett. *bakstît*, lit. *bàkstelėti* hervorgegangen (vgl. auch die Interjektionen lit. *bàst*, *bàkt* und *bàks(t)*, *bàkš(t)*, lett. *bak(s)*, *baku*). Lit. *bastýti*, *bastinėti* usw. aber sind, wie ich hervorhebe, ebenso wie *baslŷs* „Pfahl"[3]) Ableitungen der Wurzel von lit. *bèsti* (*bedù*) „stechen, stoßen" (vgl. abg. *bosti*, lat. *fodere* und Būga, KS. I 217).

Lit. *baslŷs* verhält sich semasiologisch zu *bèsti*, *badýti*, *badinėti*, lett. *badît* wie lit. *miẽtas* „Pfahl", lett. *mìets* zu lett. *mìet* „(Pfahl) einjagen, bepfählen" (vgl. ai. *methí-* „Pfosten, Pfeiler", an. *meiðr*

---

[1]) Vgl. Basan. Pasak. yvair. 3, 194, 318 = MLLG. II 144 *žalčiai gavę marčią su lalavimu apleido senių namus* „als die Schlangen die Braut bekommen hatten, verließen sie lallend das Haus der alten Leute".

[2]) Vgl. besonders Berneker, Slav. etym. Wb. I 700 unter *lel'a*, Endzelin, Lett.-dtsch. Wb. unter *lelle* „Puppe" (vgl. lit. *lėlė* aus wruss. *ljalja*, poln. *lala*), *lęl(l)uot*, *lęluot*, *lēlêt* „Hirtenlieder singen, Vieh zusammenrufen, schreien, heulen, Kinder in den Schlaf singen" = lit. *(su)lelóti*; lett. *lulluot*, lit. *li(ū)liúoti*, dtsch. *lullen*, čech. *lulati*, *lilati*, poln., osorb. *lulać*, russ. Interj. *ljulju*, *ljul'ka* „Wiege" u. v. a. (s. IF. LV 89 mit Literatur; ZslPh. XI 41ff.). Über griech. *ἀλαλά*, *ἀλαλάζειν* und Ähnliches vgl. noch Schwyzer, ob. LVIII 170ff. 177.

[3]) Vgl. Niemi-Sabal. Dainos Nr. 539 *Švintas Jonas baslalius bastė, švintas Petras tvorelas mastė* „St. Johannes stieß Pfähle hinein, St. Peter flocht Zäune". Zu *mastýti* „flechten", das mit *mègzti*, *magztýti*, *mazgýti*, *mazgióti*, *mezgióti* „knoten, knüpfen, stricken" zusammenhängt, vgl. dzūk. TiŽ. II 307, Nr. 88, 2 *sumascysiu gelsvų kaselį*, ebd. 394, Nr. 279, 2 *kaselį masto*, 395, Nr. 282, 3 *gelsvų kasų masto*.

„Balken“ : ai. *minóti* „befestigt, senkt in den Boden ein, gründet, errichtet, erbaut“); ae. *sticca*, ne. *stick*, dtsch. *Stecken* zu ae. *stician*, ne. *to stick*, dtsch. *stechen*, *stecken*.

Auch die sicher altes *k* enthaltenden *bakióti*, *bàkterėti*, *bàkt* dürfen nicht ohne weiteres mit den oben genannten Bezeichnungen des Stockes, Stabes im Griech., Lat., Kelt. verglichen werden. Die lit. Wörter sind ebenso schallnachahmend wie auf germanischem Boden engl. *box* „Schlag mit der Hand (Faust), Ohrfeige“, als Verbum „mit der Faust schlagen, ohrfeigen“, ndd. *baks* „Ohrfeige“, mhd. *buc* „Schlag, Stoß“ usw. Auch Walde-Hofmann, Lat. etym. Wb. 92 drücken sich mit einer gewissen Reserve über die Berechtigung der Heranziehung der lit. Wörter zur Erklärung von lat. *baculum* usw. aus. Ernout-Meillet, Dict. étym. de la langue latine 95 nennen richtig lat. *baculum* und seine griech. und kelt. Verwandten wegen des *b* und *a* „mots populaires“, wozu auch die expressive Gemination des Gutturals im lat. Deminutivum *bacillum* und in air. *bacc* stimmt. Nur muß man, was für diese Wörter gilt, auch auf den Charakter von lit. *bakióti*, *bàkterėti*, *bàkt* übertragen. Auch diese sind eminent volkstümlich, ohne darum mit jenen in einem genetischen Zusammenhange zu stehen.

VI. Lett. *ceplis*, *ceplītis*, *paceplītis* „Zaunkönig, Schneekönig“.

Endzelin, Lett.-dtsch. Wb. s. v. *ceplis* fragt, ob dieser Vogelname, für den er auch auf *priekšceplis* „Vorlauter, Vorwitziger“ verweist, vielleicht mit slov. *čepériti se* „das Gefieder ausbreiten, sich wichtig tun“ und anderen Wörtern bei Berneker, Slav. etym. Wb. I 143 (vgl. russ. *čopornyj*, „geziert, gezwungen, überhöflich“, klruss. *čepurnyj*, *čepurkuvatyj*, wruss. *čepurić* „zierlich kleiden“, čech. *čepýřiti* „sträuben“) zusammenhängt.

Ich glaube, wir können uns bei der Frage nach der Herkunft dieser Wörter auf den baltischen Sprachzweig beschränken. *priekšceplis* ist sicher mit demselben Worte in der Bedeutung „Vorofen in der Riege“ identisch. Auch das von Endzelin selbst herangezogene *priekškurs* heißt außer „Vorfeuer zur Beförderung des Brotausbackens“ (vgl. *kurs* „Heizstelle in der Küche, Ofen voll Holz, Feuerherd, Feuer“ = lit. *kùras* „Heiz-, Brennmaterial, Heizung, Feuerung“, *kur̃t* = lit. *kùrti* „heizen, Feuer anmachen“) noch „ein Vorlauter“.

Die letzte Bedeutung basiert auf „vor dem Ofen, vor der Heizstelle befindlich, sich dort aufdrängend“. Beide Komposita sind also aus *priekš* „vor“ mit davon abhängigem Substantiv hervorgegangen (s. u. über *paceplītis*).

ceplis, *ceplītis*, *paceplītis* „Zaunkönig" aber werden beleuchtet durch lit. *pečlindà* „Zaunkönig", eig. „Ofenkriecher" aus *pẽčius* „Ofen, Backofen", das dem weißruss. *pečь* entstammt, und *lį̃sti* (*lendù*) „kriechen".

Neben *pečlindà* erscheint mit anderer Ablautsstufe (vgl. Iterat. *landýti*, *lánda* „Schlupfloch" usw.[1])) *pečialánda*, ostlit. *pečialúnda*[2]); vgl. Andrioniškis (Bez. Ukmergė) Basan. Pasak. yvair. 2, 102, 169; Anykščių šilelis 163[3]).

Lett. *ceplis* „Zaunkönig" ist demnach in suffixaler Hinsicht ebenso beschaffen wie *ceplis* „Backofen, Ofen in der Getreidedarre" (vgl. *cept* = lit. *kèpti* „backen, braten", urverwandt mit abg. *peką*, *pešti*, griech. *πέσσειν*, lat. *coquere* usw.)[4]). Nur ist die Vogelbezeichnung *ceplis*, *ceplītis* natürlich eine Kurzform des synonymen *paceplītis*, eig. „der sich unter dem Ofen Aufhaltende"; vgl. *paceplis*, *paceple* „Raum unter oder an dem Ofen". Das Hinterglied hängt wie in obigen *priekšceplis*, *priekškurs* von der Präposition ab[5]).

Daß der Zaunkönig als „Ofenkriecher, sich unter dem Ofen Aufhaltender, Versteckender" bezeichnet wird, ist nicht auffällig. Im Deutschen heißt er auch *Zaunschlüpfer*, im Griechischen *τρωγλοδύτης* „Loch-, Höhlenschlüpfer, Höhlenbewohner". Andererseits sind abg. *peštь* „Ofen", russ. *pečь*, poln. *piec* identisch mit abg. *peštь* „Höhle". Auch die Weiterbildung abg. *peštera* vereinigt die Bedeutungen „*σπήλαιον*, *τρώγλη*" und „*κάμινος*, fornax"; vgl. noch russ. *pečory* „Höhlen, Grotten" neben dem aus dem Kirchenslavischen entlehnten *peščera*; serb. *pèćina* „Höhle" und Meillet, Et. 166ff. 278. 285. Nur trennt dieser Forscher mit Unrecht die slavischen Wörter für Höhle von *peštь* „Ofen" und zieht sie zu lat. *specus*. Dies gehört vielmehr zu *specere* „sehen", griech. *σκέπτεσθαι*, *σκοπή*, *σκοπιά* „Warte", ahd. *spehōn*; vgl. griech. *ὀπή* „Lücke, Öffnung, Loch"; ir. *derc* „Auge" und „Höhle" : griech. *δέρκεσθαι* „sehen"[6]). Abg. *peštera* „Höhle" usw. aber sind dadurch zu ihrer Bedeutung gekommen, daß die Höhlen mit Vorliebe als Kochstätten dienten. *-er-* ist Suffix der Vergleichung[7]). Ich erinnere noch an lit. *krósnis*

[1]) Leskien, Abl. 334.

[2]) S. auch Skardžius, Žodžių daryba 426. 432.

[3]) *dagīlai*, *p'aczalúndos*, *strazdẽliai*, *czyžýlos* „Distelfinken, Zaunkönige, Drosseln, Zeisige".

[4]) Būga, KS. I 177ff.; Skardžius, Žodžių daryba 580ff.

[5]) Über die aus *pa* „unter" + regierter Kasusform hervorgegangenen Kompositen vgl. Endzelin, Latysk. predl. I 148ff., Lett. Gr. 515, Latv. valodas skaņas un formas 155.

[6]) Walde, Lat. etym. Wb.[2] 730; Walde-Pokorny, Vgl. Wb. d. idg. Spr. II 660.

[7]) Vasmer bei Machek, ZslPh. XIX 54.

(lett. *krâsns*) „Steinhaufen, Steinofen, Ofen“ [1]). *pečlinda* (so betont in Alytus) ist nach Skardžius, a. O. 426 auch s. v. a. *urvinė kregždė* „in Erdlöchern hausende Schwalbe, Uferschwalbe“.

VII. Nochmals der baltische Wachtelname.

Ob. LXIII 192, Stud. balt. VII 107 ff. (vgl. auch Balticoslav. II 18) ist über die Veränderung des baltischen Wachtelnamens, lit. *píepala*, preuß. *penpalo* Ench. 770, dissimiliert aus **pelpalo* [2]), lett. *paîpala*, urverwandt mit russ. *perepel* [3]), zu lett. *putpęlava*, infl. *putpęlęda*, lit. *pùtpela*, *-ė* gesprochen worden. In den letztgenannten Formen ist die Intensitätsreduplikation im Anschluß an den Wachtelruf durch *put-* ersetzt worden; vgl. S. Z. Ivošiškis *už auksinio šydo* (hinter goldenem Schleier) im Lietuvos Aidas vom 1. VIII. 1935, Sp. 6: *išgirdau draugišką putpelės kvietimą: „Pitpililit, pitpililit!“ sušuko ji ir nutilo*. Endzelin s. v. nimmt an, daß auch lett. *putvista* „Uhu, Eule“ auf einer Deutung des Rufes (*put vist*) beruhe. Der Ausgang von lett. *putpęlava*, infl. *putpelēda* ist seinerseits an *pęlavas* „Spreu, Kaff“, bzw. an *pęlêda* „Eule“ = lit. *pelėda* (eig. „Mausfresserin“) angeglichen worden.

In Pušalotas, TiŽ. I 333, Nr. 31 wird lit. *pùtpela*, *-ė* weiter zu *puspėdė* durch volksetymologische Assimilation an *pėdà* „Fuß als Längenmaß, Maßschuh, Zollstock“, *pėdžià*, *pėdė* „Stütze, Krücke, Gabelholz, Achsennagel, gabelförmiger Ast zum Aufhängen des Brunnenschwengels“, *pėdas* „Garbe“; vgl. *brėžlė* (*brendžia*): *keršə, palšə, keršə, palšə.* | *Puspėdė: puspede, puspede!* „der Wachtelkönig zwitschert: schwarzscheckig, fahl. Die Wachtel: Halbfuß, Halbfuß“. Natürlich ist auch *puspėdė* einer Anknüpfung der Vogelstimme an ähnlich artikulierte Wortelemente entsprungen.

VIII. Nochmals lit. *lùginti*.

Specht, ob. LXVIII 36 erwähnt aus Daukša, Post. 489, 30 = Or. 366, 13 ein Verbum *lùginti*, das in dem Satze erscheint: *nes' geresnes yra žáizdos nůg priételaus o neg łúginaiié* (l. *łúginąiie*) *pabuczêwimai* (gedr. *pabuczêwimas*) = Wujek *abowiem lepsze są rany od przyiaciela a niżli zradliwe pocałowanie od nieprzyiaciela.*

Mit Recht bemerkt er, daß *lúginąiie* Nom. pl. m. der bestimmten

[1]) Būga, KS. I 178 ff. 186. 229; Skardžius, Žodžių daryba 13. 221 ff. 580 ff.

[2]) Bezzenberger, ob. XLIV 299 [3]; Endzelin, Slav.-baltijsk. ätjudy 90 [2]; Senprūšu valoda 39. 222.

[3]) S. noch Būga, KS. I 227; Meillet, BSL. XXVII 136 ff.; Skardžius, Žodžių daryba 24 ff.

Flexion des Partic. praes. act. sei, und daß deshalb *pabuczêwimai* für *pabuczêwimas* der Überlieferung hergestellt werden müsse. Er zitiert noch sonstige gleichgebildete Nom. pl. m. von Partic. praes. act. Selbstverständlich ist Specht zuzugeben, daß der von Daukša gesetzte Akut über dem *u* der ersten Silbe nicht maßgebend ist und ohne weiteres durch den Gravis ersetzt werden darf, so daß das *u* als Kürze angesehen werden kann. Er übersetzt deshalb „lügnerisch" und vergleicht abg. *lъgati*, got. *liugan* „lügen", air. *follugaim* „verberge". Das keltische Wort scheint aber eher aus *vo-* (= ai. *úpa*, griech. ὑπό) + *log-* = got. *lagjan* „legen" zu bestehen, d. h. „zur Seite legen, seponere, deponere" als Grundbedeutung zu haben[1]).

Ich will mich hier nicht mit Endzelins Ansicht (ob. LII 114ff.) beschäftigen, daß *lügen* mit *locken* (an. *lokka*, ae. *loccian*, ahd. *locchōn*, *lucchen*), dies weiter mit lett. *lùgt* „bitten" (Praes. *lùdzu* analogisch für **ludzu* = abg. *lъžą*), lit. žemait. *lūgóti* dass. zusammenhängt[2]), sondern mich darauf beschränken, nachzuweisen, daß *lùginąjie* bei Daukša sehr gut an litauische Wörter angeknüpft werden kann. Ohne weiteres bietet sich zum Vergleiche lit. *lùgnas* = *lankstùs* „biegsam, gelenkig, geschmeidig, schmeichlerisch", *palugnùs* = *palankùs* „geneigt, dienstfertig, schmeichlerisch" dar[3]).

lùgnas, *palugnùs* sind auch mit griech. λύγος „biegsamer Zweig zum Flechten, Rute, Gerte", λυγίζειν „biegen, winden, drehen", λύγινος „geflochten", an. *lykna* „to bend the knees" usw. verwandt[4]).

lùginti verhält sich zu *lùgnas*, *palugnùs* wie *lēpinti* „verwöhnen, verhätscheln" zu *lēpnas*, *lepnùs* „verwöhnt, verhätschelt"; *lipìnti* „festkleben machen, leimen" zu *lipnùs* „klebrig" usw. (s. auch Nr. 3 über *iššipuišinti* : *p(u)išnas*).

lùginąjie bei Daukša steht daher für die reflexive Form. Dies hängt damit zusammen, daß Partic. act. von reflexiven Verben im Litauischen öfters der Partikel *-si* in ihrer Deklination verlustig gehen, da die Anfügung dieses Elements bei ihnen häufig Schwierig-

---

[1]) H. Pedersen, Vgl. Gramm. d. kelt. Spr. I 184; II 572ff.; Thurneysen, Hdb d. Altir. 314.

[2]) S. noch Skardžius, Liet. kalbos žodžių daryba 510.

[3]) S. über diese Adj. Būga, KS. I 194. 197. 258; Skardžius, Žodžių daryba 216. 224ff.; vgl. auch Capeller, Kaip senieji lietuvininkai gyveno 29, 28 *su palugneis žòdżeis liépė už stálo pasisėst* „lud sie mit schmeichlerischen Worten ein, am Tische Platz zu nehmen".

[4]) Zupitza, GG. 164; Endzelin, ob. LII 116; unwahrscheinlich Būga, KS. I 258, der lit. *liūg(n)as* „Pfütze, Lache, Sumpf, Morast", russ. *luža* „Pfütze, Lache", illyr. *luga(s)* „Sumpf" vergleicht (s. über diese auch REI. II 34).

keiten bereitet, die Participien außerdem leicht völlig adjektivisch werden; s. Jablonskis[2] 39; E. Hermann, Lit. Stud. 89 über Fälle wie *su juokiančiais juokis, bet su giriančiais nesigirk; Jonaĩ pykstasi, Antanaĩ plūstasi; vakar mačiau ir vienus ir antrus — ir pykstančius ir plūstančius.* Über das Slavische handelt Havránek, Genera verbi v slovanských jazycích I 121[1], der serb. *Boga bojeć* „gottesfürchtig", ačech. *sluha bojící Boha* „der gottesfürchtige Diener", apoln. *nad bojącymi siebie* „super timentes se" (wo sich *siebie* wie lat. *se* auf das Subjekt des Satzes bezieht), serb. *smejuć* „lachend" anführt[1]).

Also spricht Daukša von „sich einschmeichelnden, schmeichlerischen, daher tückischen, verräterischen (poln. *z(d)radliwe*) Küssen". In der Tat zitiert Ryteris, Liet.-latv. žodynas, wenn auch mit Fragezeichen, ein *lugintis* = *(pie)glausties* „sich anschmiegen, sich anschmeicheln, liebkosen".

IX. Zur volksetymologischen Umgestaltung von Fremdwörtern im Litauischen: *navynà* „Neuigkeit" zu *navydnà*.

Wegen der in östlichen lit. Dialekten sehr offenen Aussprache von *e* wird dort die Negation *ne* oft geradezu zu *na*. Daher wird in diesen Mundarten gelegentlich das aus wruss. *navina*, poln. *nowina* entlehnte *navynà* „Neuigkeit, Nachricht" durch Mißdeutung der ersten Silbe und Anknüpfung an *(iš)výsti* „sehen, erblicken", slav. *viděti* in *navydnà*, Demin. *navydnẽlė* umgestaltet, als ob es „nicht Gesehenes" bedeutete. Die letzteren Formen des Wortes begegnen in Kupiškis, TiŽ. III 427, Nr. 120; 446, Nr. 177; 462, Nr. 231; IV 527, Nr. 307; 536, Nr. 328; 567, Nr. 6 (dagegen ebd. TiŽ. IV 550, Nr. 358 *návyna*; Panevėžys, TiŽ. IV 593, Nr. 31, 4 *navinėlė*).

Besonders lehrreich ist für die Entstehung dieser Wortgestalt Kupiškis, TiŽ. III 462, Nr. 231 *ũžgirdaũ, ûžvydau dîdžiū navydnãły* „ich vernahm und erblickte eine große Neuigkeit".

Hamburg. Ernst Fraenkel.

---

1) Weiteres bei Verf., Mél. Boisacq I 379.

Der Konditional im Sinhalesischen.

Ein Beitrag zur indoarischen Sprachentwicklung.

Wie alle mittel- und neuindoarischen Sprachen besitzt auch das Sinhalesische eine eigene sprachliche Form, durch die unterschiedslos in Bezug auf Person und Modus ein temporales, konditionales und auch konzessives Verhältnis zum Ausdruck gebracht wird, und die mit dem zwar nicht ganz passenden, nun aber einmal eingebürgerten Namen Konditional bezeichnet wird. Auf Grund dieser Besonderheit erklärte Wilhelm Geiger noch in seinem grundlegenden Werk über die sinhalesische Sprache[1]: „The origin and character of the Conditional Mood are rather obscure ...“ Daß der Konditional im Sinhalesischen sich aus arischem Sprachgut entwickelt hat und keineswegs mit der dravidischen, im Tamil *viṉai-y-eccam* genannten Kategorie[2], welche Absolutiva und nominale Formen umfaßt, durch die ein konditionales und konzessives Verhältnis ausgedrückt wird, morphologisch zusammengebracht werden kann, daß aber die ganze Entwicklung dieser nominalen Ausdrucksweise wohl unter dem Einfluß der dravidischen Umwelt begünstigt wurde, soll im folgenden nachgewiesen werden. Denn das ist stets zu beachten, der Konditional ist eine durchaus nominale Form, wie auch W. Geiger in seinem genannten Werk erklärt[3]: „So much, however, seems to be certain that we have to deal with a nominal, not a verbal, formation, since the same form is used for all persons, for both the numbers, and for both the activ and passiv voices, with only the present and past tenses merely distinguished.“ Diese letzte Bemerkung gilt aber nur für die nachklassische, moderne Sprache, in der ältesten Periode wird der Konditional einzig und allein vom Praesensstamm abgeleitet, besitzt dabei aber auch die Funktion des Praeteritums. Das wird einmal von dem einheimischen Grammatiker Vedeha[5] ausdrücklich betont und durch die

[1] Wilhelm Geiger, A Grammar of the Sinhalese Language, Colombo 1938, §152 II.

[2] P. S. Subrahmanya Sastri, History of Grammatical Theories in Tamil and their Relation to the Grammatical Literature in Sanskrit, Madras 1934, p. 187: „*Viṉai-y-eccam* corresponds to indeclinable past participles like Sanskrit *gatvā* and gerunds like *gantum* in Sanskrit, and infinitive verbal forms denoting condition and cause, which are not found in Sanskrit.

[3] Wilhelm Geiger, A Grammar, § 152 II.

[5] Sidat-sañgarāva, Sūtra 54. Eine Ausgabe dieses wichtigen Werkes mit Übersetzung und einer Untersuchung über das Verhältnis zur Sanskrit- und Pāli-Grammatik wird von mir vorbereitet und steht vor dem Abschluß.

ältere uns erhaltene Literatur bestätigt[1]). Sie lehrt uns aber auch noch, daß die Konditionalbildung vom Praeteritalstamm sich langsam anbahnt[2]).

Als Konditionalformen vom Praesensstamm, der also in erster Linie von Bedeutung ist, führt W. Geiger folgende Formen an, wobei er noch hinzufügt, daß nicht alle Konditionalformen von ein und demselben Verbum gebildet werden können, und zwar für die Konjugation I, Verba mit dem Infinitiv auf *-anu*: a) *balata*, b) *balatat*, c) *balatot* „if (though) one looks or if (though) it is looked at", für die Konjugation II, Verba mit dem Infinitiv auf *-inu*: a) *badita*, b) *baditat*, c) *baditot* „if (though) one fries or if (though) it is fried", und für die Konjugation III, Verba mit dem Infinitiv auf *-enu*: a) *äleta*, b) *äletat*, c) *äletot* „if (though) one adheres or if (though) it is adhered to".

Dieser Formenstand, einschließlich der später noch zu besprechenden Formen vom Praeteritalstamm, entspricht der heutigen, gesprochenen und in der literarischen Prosa gebrauchten Sprache. Die ältere Sprachperiode ist vor allem durch einen ärmeren Formenstand gekennzeichnet, zeigt aber schon die Vorstufen zu den heutigen Formen und unterscheidet die Konditionalbildung hinsichtlich der drei Konjugationen.

In der I. Konjugation ist die weitaus am häufigsten ge-

---

[1]) Die ältere Dichtung ist von Wilhelm Geiger in seiner Grammar nicht herangezogen, er hat sich allein auf die Inschriften und die Prosa beschränkt. Eine Bearbeitung der dichterischen Sprache wird noch manche Ergänzungen bringen. Es handelt sich dabei um folgende Werke, die auch hier in meiner Untersuchung herangezogen wurden: Muvadevdāvata (Muv), von einem unbekannten Dichter vielleicht im 12. Jahrhundert verfaßt. Die Sprache ist sehr schlicht und einfach. Sasadāvata (Sas), von einem unbekannten Dichter zwischen 1197 und 1200 verfaßt, und Kavsiḷumiṇa (KSiḷ), verfaßt von dem König Parākramabāhu II (1236—1271). Es ist wohl das wichtigste und sprachlich reichhaltigste Werk in der gesamten sinhalesischen Literatur, außerdem hat es einen sehr archaischen Sprachtypus bewahrt.

[2]) Die Prosawerke dieser Zeit, die schon einen fortgeschritteneren Sprachtypus aufweisen, kennen bereits den Konditional vom Praeteritalstamm, der Dichtung ist er aber noch durchaus fremd. Ausgang bilden die Formen auf *-hot*. Ich kann allein aus dem Muv 115 eine Konditionalform vom Praeteritalstamm anführen:

mesē ta yasa-sirin siri-pat lō naravarā
galā vana-sō-muhuduhi giya-hot kima ehi udā

„O bester Fürst, wenn die Welt, die von der Pracht deines Ruhmes solche Herrlichkeit erlangt hat, im Meer des Trennungsschmerzes versinkt, welches Emportauchen gibt es daraus?" *giya-hot* = pāli *gata* + *honta*. Also eine umschriebene Form aus part. perf. und praes.

brauchte Form die auf *-ata* (vgl. *balata*), daneben gibt es aber auch eine verkürzte auf *-at*, während die übrigen (*balatat* und *balatot*) noch gänzlich fehlen. Die volle und die verkürzte Form kann von ein und demselben Verbum gebildet werden. Als Beispiel dafür nenne ich das Verbum *galanu* (= Sk. P. *galati*) „untertauchen, versinken":

galata: KSiḷ 508: *Pabavata galata galata somi vuvanata disnā*
miṇimutu piyum siri hā venasak no-dat biṅgu-raja

„Als der Hals der Prabhāvatī [beim Baden] versank, erkannte der Bienenkönig keinen Unterschied zwischen ihrem lieblichen, noch sichtbaren Antlitz und der Pracht des voll entfalteten Lotos[1])".

galat: KSiḷ 322: *kopol-tele patalē kokum| aṅgarā piyavurē*
samara-delen ada vä galat piviṭ' ev nur' evhu urē

„Als das Mal[2]) auf der Wangenfläche und die Sandelsalbe auf dem Busen vom Schweiß feucht geworden herabträufelte, zog gleichsam das Verlangen in seine Brust ein".

Auch die Verba der III. Konjugation bilden entsprechend denen der I. Konjugation den Konditional auf *-eta* oder *-et*: Beispiele sind: *nägenu* (= Sk. *laṅghati, laṅghyate*) „emporsteigen, sich aufrichten", Kond.: *nägeta*:

KSiḷ 329: *sāmuva pinmen bäsä sā nägeta yora-yora*
turu-pet nan sidan van käṅdī men muvan kän

„Als die Zweige, durch das Herumhüpfen der Affen auf ihnen heruntergedrückt, sich immer wieder erhoben, schien die Baumreihe die in die verschiedenen Höhlen[3]) eingedrungene Gazellenschar herbeizurufen".

Ferner *pätirenu* (= Sk. *prastīryate*) „sich ausbreiten", Kond.: *pätiret*:

Muv 35: *ē raja-pun-sisin vimal yasa-räs pätiret*
rupun| aṁbuvan| äs saṅdakänmiṇin mimi äs-dara-tō

[1]) Ich mache hier noch auf eine Eigentümlichkeit der sinhalesischen Ausdrucksweise aufmerksam. Körperteile werden fast immer in einer Verbindung mit *at* oder *ata* (= Sk. P. *anta*, **antaka*) gebraucht. In der zitierten Strophe z. B. *galata* (= P. *gala* ' **antaka*), *vuvanata* (= Sk. P. *vadana* ' **antaka*). Was der Grund zu dieser Ausdrucksweise ist, vermag ich nicht zu erklären.

[2]) *patalē* = Sk. *patralekhā*. Es ist ein mit Moschus oder anderen wohlriechenden Stoffen aufgetragenes Zeichen in Form von Blättern usw. *samara* = Sk. *śrama* „Ermattung", entstanden durch Aufspaltung der Doppelkonsonanz und Metathese von *r* aus **sarama*. Vgl. Wilhelm Geiger, A Grammar, §§ 36, 2; 88, 2.

[3]) *sidan* ist obl. pl. zu *sida* = Sk. *chidra*. Diese Form ist wieder ein Beleg dafür, daß die ältere Sprache auch noch nicht die Differenzierung der Nomina in die beiden Klassen, Belebtes und Unbelebtes, kennt.

„Als sich die fleckenlosen Ruhmesstrahlen von diesem einen Vollmond gleichen König ausbreiteten, brachten die Augen der Feindesfrauen wie der Mondedelstein einen Tränenstrom hervor“.

Ganz anders jedoch als die heute gebrauchten Formen lauten in der älteren Periode die der II. Konjugation. Abgesehen von den Formen auf *-itat* und *-itot* (vgl. *baditat* und *baditot*) gibt es auch nicht die auf *-ita* (vgl. *badita*). Vielmehr enden die Konditionale dieser Konjugation auf *-utu* oder verkürzt *-ut*, bzw. auf *-itu*, und zwar ist der Vokalismus verhältnismäßig streng geregelt. Enthält die Wurzelsilbe einen velaren Vokal, so lautet der Konditional immer auf *-utu* oder *-ut*, hat sie dagegen einen palatalen Vokal, so endet er auf *-itu*, hier kann dann allerdings durch Analogiezwang auch die Lautung auf *-utu* eintreten. Zu beachten ist, daß bei den Formen auf *-itu* nie die verkürzte auf *-it* vorkommt. Im ganzen genommen ist die Konditionalbildung der II. Konjugation genau so wie die der beiden anderen Konjugationen, nur unterliegen die Formen dem Vokalausgleich (vowel-levelling)[1]. Als Beispiele nenne ich das Verbum *maḍinu* (= Sk. *mardati*, P. *maddati*, Pk. *maḍḍai*) „zerstören“, Kond.: *maḍutu*:

KSiḷ 45: *maḍutu ē satsara diyaga tedagamaṅḍalen*
surayaṅga sid'asaran kän vuhuṭu sanahann'asin ā

„Wenn dieser Held mit dem Feuerkranz seines Machtglanzes die Enden der Welt vernichtete, vertrieb die Himmelsgaṅgā die Schar der Siddhas und Apsarasen, die im Verlangen in ihr zu baden, herbeigekommen war[2])“.

Für die Kurzform auf *-ut* nenne ich *yadinu* (= Sk. *yācate*, P. *yācati*) „bitten, flehen“, Kond.: *yadut*:

KSiḷ 95: *nävatā detā yadut mā ekvan guru-varan*
piḷisev no-pälăṅgi vī uvasara sitā satsara

„Als seine beiden erhabenen Eltern daraufhin in einem fort ihn anflehten, erwiderte der Held nach einem Ausweg sinnend: ‘eine Ablehnung [eurer Bitte] schickt sich nicht’“.

In den eben genannten Verben enthielt die Wurzelsilbe einen velaren Vokal (*a*), für ein Verbum mit palatalem Vokal nenne ich *keḷinu* (= Sk. *krīḍati*, P. *kīḷati*) „spielen“, Kond.: *keḷitu*:

---

[1]) Siehe hierüber Wilhelm Geiger, A Grammar, § 21. Der Konditional ist dort nicht behandelt.

[2]) Die Farbe der Macht im Indischen ist rot. Durch den roten Glanz wird die Himmelsgaṅgā, die sonst ein blendendes Weiß hat, selbst auch rot und erscheint daher feurig, infolgedessen schreckt sie die Götter ab.

Sas 205: *e purehi mulu-mulu va lāli keḷitu vam̆iyan*
uḍuhuru vat siri balā sidu kaḷa sidu taman risi

„Wenn in dieser Stadt die Frauen gruppenweise lustig ihr Spiel trieben, erfüllten die Siddhas, die die Anmut des emporgewandten Antlitzes betrachtet hatten, ihr Verlangen[1]".

Als Beispiel für den Analogiezwang, durch den auch bei palatalem Wurzelvokal die Lautung *-utu* auftritt, nenne ich *bin̆dinu* (= P. *bhindati*) „zerbrechen", Kond.: *bin̆dutu*:

Sas 85: *geṇä tara-koṭa an̆duru bin̆dutu gasā ras'atin*
hisuṇu an̆duru suṇu van sasalē sarā-san̆dehī

„Wenn zur Herbstzeit der Mond die Finsternis fest gepackt und mit seinen Strahlenhänden sie schlägt und dabei zerreißt, wird sein Hasenzeichen gleichsam wie das ausgestreute Puder, nämlich die Dunkelheit[2]".

Interessant für die Wirkung des Vokalausgleiches ist in diesem Zusammenhang auch die Lautung des Konditionals der Wurzel *pim̆binu* „blasen", die statt des zu erwartenden **pim̆bitu* oder **pim̆butu* ein *pum̆butu* hat:

Siḷ 291: *säkī dala mahanel net-piḷibim̆bu vit'hī*
pum̆butu mat'e yōnan naranin̆du sinen biji

„Der König strahlte vor Lachen, wenn diese berauschten Frauen, die den Widerschein ihrer Augen im Weinbecher für ein Blatt der Wasserlilie hielten, es wegblasen wollten".

Hier hat der Vokalausgleich, dem die Konditionalformen unterliegen, auch die Wurzelsilbe verändert, was durch die Labialen

---

[1]) Das Subjekt des Hauptsatzes, die Siddhas (sinh. *sidu*), ist als Kollektiv in der endungslosen Stammform gebraucht, infolgedessen steht auch das Praedikat (*kaḷa*) im Singular, aber das Reflexivpronomen ist unter der Vorstellung des Plurals in den obl. pl. gesetzt (*taman*), statt in den zu erwartenden obl. sgl. *tamā*. — *uḍuhuru* „hoch, emporgerichtet" fehlt in den Wörterbüchern. Es ist Sk. *ūrdhva*, P. *uddhaṃ*, Pk. *uḍḍha*. Es ist entstanden durch Aufspaltung der Doppelkonsonanz und *r*-Metathese aus **uruḍuhu*. Vgl. Wilhelm Geiger, A Grammar, §§ 36,2; 88,2.

[2]) *sasalē* = Sk. *śaśalekhā* ist einmal Subjekt zu *hisuṇu an̆duru suṇu van*, dann aber auch Subjekt (d. h. Obliquus sgl.) zu dem Konditional *bin̆dutu*. Einmal ist es ein Tatpuruṣa-Kompositum, das andere Mal ein Bahuvrīhi-Kompositum: „wenn der mit dem Hasenzeichen Ausgestattete (Bahuvrīhi)", „das Hasenzeichen (Tatpuruṣa) ist wie Puder". — *hisenu* (part. perf. *hisuṇu*) fehlt in den Wörterbüchern. Es ist die Passivform, d. h. III. Konjugation, zu *isinu* „sprenkeln" (II. Konjug. = Sk. P. *sin̆cati*). *suṇu* „Puder" (= Sk. *cūrṇa*, P. *cuṇṇa*) muß in diesem Fall wegen der Alliteration mit *-ṇ-* geschrieben werden. Inschriftlich begegnet auch *sunu*. Siehe Wilhelm Geiger, A Grammar, § 68.3.

p und *m̆b* begünstigt wurde. Aus diesem Formenstand der älteren Sprache ersehen wir aber auch, daß die heute gebrauchten Konditionalformen auf *-ita* (vgl. *badita*) junge, nach Analogie der I. und III. Konjugation gebildete Formen sind, wobei der Vokalausgleich aufgehoben wurde.

Die unter b) genannten Formen (*balatat, baditat, äletat*), die wie W. Geiger ausführt, durch Hinzufügung der Partikel *-t* (= *-da, -du* = Sk. P. *ca*) gebildet sind[1]), haben ihre Vorstufe in der noch volleren Form auf *-du*. Ich nenne z. B. nur *kiyanu* (= Sk. *kathayati*, P. *katheti*, Pk. *kaheï*) „sagen“, Kond.: *kiyatu-du*:

Muv 125: *kiyatu-du mese sovin e mulā-vū ämättan*
raja-siri dinī e niriňdu tamā kula-kot put hata

„Obwohl diese vom Kummer bestürzten Minister so sprachen, übergab jener Männerfürst die Königswürde seinem Sohn, einer Säule des Hauses“.

Die mit der Partikel *-t* (= *-da, -du*) gebildeten Konditionalformen sind nun ein schönes Beispiel für den Einfluß des Tamilischen auf die Syntax des Sinhalesischen. Als Konditional wird im Tamilischen *ceyin̲* gebraucht, von dem S. P. Subrahmanya Sastri[2]) sagt: „*ceyin̲*: This means: „if you do“ . . . This may be taken as an ablative infinitive.“ Um einen konzessiven Sinn zu erhalten, wird an diese Form die Partikel *-um* „und“ gefügt. Darüber sagt er[3]): „Besides, the form *ceyin̲um* is used in the literature of the ancient period in the sense ‘though one does’ . . . This is evidently formed from *ceyin̲* by the addition of the particle *um*. This is to a certain extent parallel to the form *kṛtvāpi* (*kṛtvā* + *api*) in Sanskrit.“ Die Übereinstimmung ist auffallend, an die nominale Form *kiyata/u* tritt die Partikel *-t* (*-du, -da*) und die Bedeutung wird konzessiv, statt der sonstigen konditional-temporalen. Wir ersehen aber zugleich auch, daß das Sinhalesische nicht das tamilische *-um* übernommen hat, sondern das arische *-t* (= *-du, -da* = *ca*). Auch hier zeigt sich wieder, daß das Sinhalesische arisches Sprachgut trotz dravidischen Einfluß bewahrt und verarbeitet hat.

Sehr häufig ist diese Form in der älteren Zeit noch nicht, ebensowenig wird auch die moderne auf *-tot* (vgl. *balatot* usw.)

---

[1]) Wilhelm Geiger, A Grammar, § 152 II, 2.

[2]) B. P. Subrahmanya Sastri, A History of Grammatical Theories in Tamil, p. 190.

[3]) S. P. Subrahmanya Sastri, loc. cit., p. 191.

gebraucht, die W. Geiger[1]) über ein **balat'hot* usw. erklärt, wobei *-hot* die Partikel *hō* + *-t* = *-da* ist, also eine erweiterte Form darstellt. Die von W. Geiger erschlossene Zwischenform findet sich nun literarisch verwendet bei dem Verbum *palaňdinu* (= P. *pilandhati*) „sich schmücken", Kond.: *palaňdut'hot*:

Muv 4: *haňgim-da mā menen guṇa himiyā kiyannaṭa*
pohoṃ neḷumbäsin avuṇā palaňdut'hot tusara-hara

„Zwar (*-dā*) beabsichtige ich in meinen Gedanken die Vorzüge des Herrn [= Buddha] zu schildern, aber ebensogut könnte ich von einem Lotosstengel den Tau sammeln und als Perlenkette umlegen".

Neben der Form *palaňdut'hot* gibt es aber auch die regelmäßige *palaňdutu*[2]). Außerdem nenne ich noch KSil 202, wo auch eine Konditionalform auf *-in* (*-hotin*) erscheint:

iti-du-hotin pasak kärä Pabavatun ẹ vilas
simiyeta-hota puvatnen Kusā savanata raňdavā

„Wenn [oder: weil] das so ist, wenn diese Schönheit der Prabhāvatī gefällt, so führt [ihm ihre Anmut] vor Augen und schmückt die Ohren des [Königs] Kusa mit dem Bericht [von meiner Zustimmung][3])".

Damit ist der Formenstand des Konditionals in der älteren klassischen Sprache erschöpft. Auffallend ist dabei der überwiegende Gebrauch der Formen auf *-ta*, dem gegenüber die auf *-t*, *-hot* (*-hotin*) und *-du* ganz zurücktreten.

Gewinnen wir somit wieder einmal einen Einblick in die historische lautliche Entwicklung des Konditionals, so ist es an Hand der älteren klassischen Dichtung auch möglich, seine mor-

---

[1]) Wilhelm Geiger, A Grammar, § 152 II, 3. *hot* ist natürlich nicht *hō* + *t*, sondern pāli *hontaṃ* statt des häufigeren *santaṃ*. Also doppelter Kond.

[2]) In dem Beispiel, das ich hier zitiere, ist *palaňdutu* in derselben syntaktischen Verbindung, abhängig von dem zu *poho* synonymen *pohosat* (= Sk. *prabhusattva*), gebraucht.

Muv 102: *yam ' ekek vädī nam tamā diviyaṭa daḷa pem*
palaňdutu vidu-liya-kalaba pohosat-nu he karā sulabe

„Wenn jemand seinem Leben eine größere Freude bereiten wollte, könnte der nicht leicht sich mit Kränzen aus Blitzesranken schmücken?"

[3]) *Simiyeta-hota*, Kond. zu *simiyenu*, das in den Wörterbüchern fehlt. Der Kommentar gibt es wieder mit *abhiprāyānukūla vuvahot* „wenn es dem Verlangen entspricht". Ich möchte es als Passiv-Intransitiv (III. Konjugation) zu dem Denominativum Sk. *svāmīyati* „für den Herrn halten" stellen. Es hieße dann „herrschen, dominieren", also: „wenn die Schönheit der Prabhāvati (man beachte hier den Plural obliquus honorificus) zum herrschenden Prinzip wird". Das *-a* in *hota* ist nach Analogie der Formen auf *-ta* angetreten.

phologische Herkunft zu erkennen. Über seine mutmaßliche Herkunft hatte sich bereits W. Geiger geäußert, indem er von der durchsichtigeren Konditionalbildung vom Praeteritaestamm auf die vom Praesensstamm zurückschloß. Er sagt[1]): „Since the base of the forms in group 2 a (*bäluva* etc.) is clearly the stem of the pprt., we expect the base of the forms in group 1 a (*balata* etc.) to be the stem of a pprs. If this is correct, then the whole construction of the so-called Conditional would become comparable with that of the *locativus absolutus.*"

Ein Vergleich mit dieser im Sanskrit und Mittelindoarischen geläufigen Konstruktion drängt sich unwillkürlich auf, wenn man bedenkt, daß beim sinhalesischen Konditional, oder wenn man so sagen darf, in diesem „Konditionalsatz", ein eigenes Subjekt auftritt, das verschieden ist von dem des Hauptsatzes, wie auch die genannten Beispiele zeigen, während in einem solchen Fall, wo Haupt- und Nebensatz das gleiche Subjekt haben, entweder das Partizipium, wie bei der aus dem Lateinischen bekannten Konstruktion mit dem *participium conjunctum* (das häufig als Relativsatz wiederzugeben ist), gebraucht wird, oder das Gerundium. So nenne ich beispielsweise KSil 489 (Partizipium) und 490 (Gerundium): *dulu nan' abarana-mini-kälum īlē kelenā*
vana-aṁbara tevnā piyak sura-sävhi-kälum' isilū

gena muvarada-ron kataka patalē sadamin
muva-mī häyī e niriṅdu lavanata-pabala-odamin

„Wenn eine seiner Geliebten auf der mit verschiedenen leuchtenden Schmuckstücken besetzten und von Edelsteinen funkelnden Schaukel sich vergnügte [oder: eine seiner Geliebten, die sich ... vergnügte], trug an sich die Pracht des Regenbogens, der am Himmel über dem Walde erstrahlt.

„Wenn jener Fürst Blütenstaub nimmt, ihn als Wangenzeichen bei seiner Geliebten aufträgt [wörtl.: genommen habend ... auftragend], trank er aus dem Korallenbecher ihrer Lippen den Honig ihres Mundes[2])".

Daß es sich bei der Konditionalkonstruktion im Sinhalesischen um eine dem im Sanskrit und Mittelindoarischen gebrauchten Locativus absolutus vergleichbare Erscheinung handelt, hatte

[1]) Wilhelm Geiger, A Grammar, § 152 II.

[2]) Der Kommentar gibt *patalē* als Lokativ von *pādatala* „Fußfläche" wieder. Das ist ganz sicher nicht richtig, sondern *patalē* ist wie in KSil 322 = Sk. *patralekhā*. Das zeigt aber, daß wir nicht immer dem Kommentar folgen dürfen.

bereits der einheimische Grammatiker Vedeha erkannt, wenn er in seinem *Sidat-saṅgarāva*, Sūtra 33, erklärte, daß für das Subjekt dieses „Konditionalsatzes" der Akkusativ gebraucht würde, obwohl ein Lokativverhältnis vorläge. Falsch ist natürlich, daß hier der Akkusativ als Subjektskasus gebraucht werden soll. Vedeha hat nicht erkannt, daß es sich um eine nominale, nicht verbale, Form handelt. Vielmehr wird die endungslose Stammform oder der casus obliquus verwendet, der sich aus dem Genetiv des Mittelindoarischen entwickelt hat. Der ganze Ausdruck ist also eher ein lockeres Kompositum (Tatpuruṣa-Kompositum). Auch in dem Beispiel, das Vedeha anführt, steht nicht der Akkusativ, sondern die endungslose Stammform[1]).

Daß der Konditional morphologisch die Fortsetzung des Partizipium praesentis des Alt- und Mittelindoarischen (Sk. *-ant*, P. Pk. *-anto*) ist, wird durch die archaische Sprache des KSiḷ. in nicht wenigen Fällen unter Beweis gestellt. Natürlich kann im Rahmen dieser Untersuchung nur eine Auswahl geboten werden. Besonders aufschlußreich sind die Formen der Wurzel *bamanu* (= Sk. *bhramati*, P, *bhamati*) „taumeln, umherstreifen". Es handelt sich dabei um die Formen *bamata, bamat* und *bumut*. Der Vokalismus der letztgenannten Form ist bedingt durch den Vokalausgleich infolge der Labialen *b* und *m*. Ganz eindeutig ist *bumut* in KSiḷ 289 ein Partizipium praesentis. Diese wichtige und morphologisch kostbare Stelle lautet:

päsi hiṅguru amadā palahā kaṭa mī miyuru
bamat ätoran bī siyal aṅgā mada bumut van

„Wenn die Haremsfrauen, die den kandierten Ingwer gekostet, sich dabei den Hals verbrannt und daraufhin süßen Honig getrunken haben, taumelnd sich bewegen, streift gleichsam der Liebesgott in ihrem ganzen Körper umher[2])".

[1]) Sein Beispiel lautet:

balāvāla-daḷa-yutu vidu-div dahara-lam̆bakes
mahamē-rakusu hamuvata piya-nam-maturu dapa vana

„O vom Gatten getrennte Frau, wenn dir der Dämon (*rakusu*) „große Wolke" mit den Fangzähnen „Kranichschwarm", mit der Zunge „Blitz" und den herabhängenden Haaren „Regengüsse" begegnet, sprich das Zauberwort, den Namen des Geliebten". *rakusu* (= Sk. *rākṣasaka*) ist in der endungslosen Stammform gebraucht. Auch in Sūtra 27 hat Vedeha den Stammauslaut *-u* in *Siduhatkumaru* „den Prinzen Siddhārtha" fälschlich als Akkusativendung aufgefaßt.

[2]) *amadā*: Gerund II zu *amadanu* „kosten", fehlt in den Wörterbüchern. Carter, Sinhalese-English Dictionary kennt das Substantiv *amadu* „eating, feeding." *amadanu* stelle ich zu Sk. *saṃmādyati* „sich freuen über", mittelindoar. **saṃmajjati*. *amadu* ist abgeleitet von dem Gerund. *saṃmādya* > **saṃ*-

Es ist in diesem Fall ganz unmöglich, *bumut* als Konditional zu fassen, denn *van* (= Sk. *varṇa*, P. *vaṇṇa*) „wie“ steht nur in Verbindung mit einem Substantiv[1]) oder Partizip (Adjektiv). Für eine Partizipialkonstruktion nenne ich Muv 75, wo *van*, abgesehen davon, daß es mit dem Part. perf. *gat* (= Sk. **ghṛpta*) gebraucht ist, ebenso wie in KSiḷ 289 verwendet wird: *gat van* „wie einer, der angefaßt hat“ und *bumut van* „wie einer, der herumstreift“.

Muv 75: *maligiya-kusum-dam-vilasin somi sarāsaňda*
kalun susädi varaḷhī pähä-komal'atin gat van

„Lieblich wie (*vilasin*) ein Jasminblütenkranz faßte gleichsam der milde Herbstmond mit seinen zarten Glashänden die schön geschmückten Haare der hübschen Frauen“.

Man könnte eventuell bei KSiḷ 289 einwenden, daß *van* nicht „wie“ bedeute, sondern „betrat“ (part. perf. zu *vadinu* = Sk. *vrajati*, P. *vajati*) und daß demgemäß zu übersetzen wäre: „Der Liebesgott betrat den ganzen Körper, wenn er herumstreifte [etwa in der Welt usw.].“ Abgesehen von dieser sehr ungewöhnlichen Ausdrucksweise ist aber entscheidend, daß auch dann nicht der Konditional gebraucht werden könnte, sondern das Gerundium. Besonders instruktiv ist das KSiḷ 521, wo *van* „betrat“ mit dem Lokativ konstruiert ist[2]) (vgl. *siyal'aňgä* in 289):

majja > **amaja* > *amadu*. Vgl. *kadu* = P. Pk. *khajja*. Wilhelm Geiger, Studien zur Geschichte und Sprache Ceylons, S. 15. *palahā*: Ger. II zu *palahanu* „verbrennen“, fehlt in den Wörterbüchern. Es gehört zu Sk. *ploṣati*, mittelindoar. **pilosati* mit Aufspaltung der Doppelkonsonanz und Wechsel von *s* zu *h*.

[1]) *van* „wie“ in der Verbindung mit einem Substantiv finde ich z. B. KSiḷ 421. Diese Strophe ist insofern wieder von Bedeutung, als auch hier ein historisches Partizipium praesentis auf *-t* vorkommt. Ohne ein solches anzunehmen, ist eine Konstruktion nicht möglich. *det lela* statt *leladet* (= Sk. *lola* + Wz. *dā*: *dadat*, sinh. *denu*: *det*), und *soyat* zu *soyanu* „suchen, nachfolgen“. Auch der Kommentar gibt es beide Male als Partizipium praesentis wieder. Die Strophe lautet:

dalaradahu gim soyat das' äňdiri vat det lela
dalana vidu-peneheli mut dala-ron van kababa-peḷa

„Der Glühwürmchenschwarm ist wie Feuerfunken, die aus dem leuchtenden (*dalana* = part. praes. in der Neubildung zu *dalanu* = Sk. *jvalati*), flackernden (*det lala*) Blitzesbrand gefallen sind, wenn die Weltgegenden durch den auf die Hitze folgenden Wolkenfürsten (*soyat daḷaradahu*) dunkel werden“. *äňdiri vat* ist ein regelrechter Konditional.

[2]) Gewöhnlich wird *van* „betrat“ mit dem Akkusativ (= Stammform) oder dem Dativ auf *-ṭa* konstruiert. Ich nenne für den Akkusativ KSiḷ 211:

nē danan nuvan-pähä-raja-yot-dahasnen
äyennī men saba van tunu-kälum ' alu-kärā viman

„Gleichsam von Tausenden von Seilen, den Glanzstrahlen der Augen der vielen

divayuru pattu varä adavē gimin mē van
denemin Pädumhu Kusā nelumbu-dala-vadalē van

„Als die Sonne in die Konstellation Aries (*adavē* = Sk. *ajavīthi*) eintrat, betrat [König] Kusa das Gewirr der Lotosblätter, indem er Pradyumna, der wegen der Hitze in die Wolke einging, besiegte[1])“.

In KSil 289 habe ich *bamat* als Konditional übersetzt, im Gegensatz zu dem Kommentar, der es als Partizipium praesentis faßt und demgemäß mit *bhramat-vannā-vū* paraphrasiert: „taumelnd werdend“. Würden wir dem Kommentar folgen, so hieße die Übersetzung dieser Strophe: „Der Liebesgott streift gleichsam im ganzen Körper der Haremsfrauen umher, die taumelnd werden, da sie den kandierten Ingwer gekostet, sich dabei die Kehle verbrannt und daraufhin süßen Honig getrunken haben.“

Morphologisch besteht nun keine Schwierigkeit *bamat* ebenso wie *bumut* als ein historisches Partizipium praesentis aufzufassen, es ist die lautgesetzliche Entwicklung aus P. *bhamanto*, denn die Lautung *-anta* wird im Sinhalesischen zu *-at*[2]).

Jetzt aber erhebt sich die Frage, dürfen wir solche offensichtlich konditionale Formen als Praesenspartizipien auffassen, wo doch sonst das Part. praes. im Sinhalesischen auf *-nā̆* endet, und weshalb hat das Sinhalesische die historischen Formen auf *-t* (< *-nta*) verloren und durch die auf *-nā̆* ersetzt? So nenne ich beispielsweise von dieser Wurzel *bamanu* das Part. praes. *bamanā* in Muv 58:

nägī bäsa bamanā bamara-kälan' avala vimal
supul piyum' iḷu bäbalī sahadum dum-kehellev

„Die makellose, herrlich blühende Lotosgruppe, umsäumt von den auf und ab (*nägī' bäsa*) fliegenden Bienenschwärmen, leuchtete wie ein rauchiges Feuer“.

Leute herbeigezogen werdend, betrat sie die Königshalle, wobei sie den Palast mit dem Glanz ihres Körpers erhellte“. Und für den Dativ Muv 121:

diriya-tara-ṭämba bindä nuvaraṭa sō-gajindu van
ohu navatā nirindu-sanda vadan-tiyuṇ' akusu-belen

„O mondgleicher König, der Elefantenfürst Kummer betrat die Stadt, nachdem er die feste Säule der Standhaftigkeit zerbrochen hatte; treibe ihn zurück mit der Kraft des scharfen Lenkstabes deiner Worte“.

[1]) *pattu* ist die substantivierte Form des Adjektivs *pat* (= part. perf. Sk. *prāpta*, P. *patta*), entstanden durch Kontraktion aus *pat' hu*.

[2]) P. *kantāra* zu sinh. *katara*, P. *tanti* zu sinh. *tät* usw. Siehe Wilhelm Geiger, A Grammar, § 40 II, 1.

Der erste Teil unserer Frage wird bereits durch die verschiedene syntaktische Konstruktion, wo kein Konditional stehen kann, sondern höchstens das Gerundium, bejahend beantwortet. Bezieht sich in KSiḷ 289 *bamat* auf den casus obliquus = Genetiv *ätoran*, so gehört *bamat* in KSiḷ 26 zu dem Subjekt *bamara-väla* „Bienenschwarm“, muß also, da Haupt- und Nebensatz das gleiche Subjekt haben, ein Partizipium sein. Auch vom Kommentar wird es richtig mit *bhrānta-vannā-vū* „umherschweifend“ wiedergegeben. Die Strophe lautet:

muvarada-bara bamara-väla tam̆bara-saknī bamat
miṇi-nil bada kanamuvā purakatan[1] *ata valā van*

„Der um die Kelche der Lotosblüten fliegende, mit Blütenstaub beladene Bienenschwarm [oder: der ... Bienenschwarm, der um die ... fliegt] ist wie ein mit Saphiren besetzter, goldener Ring an der Hand der Stadtfrauen“.

Auch in Strophe 147 des KSiḷ ist *bamat* als ein Part. praes. aufzufassen. Diese Strophe bildet ein Attribut zu dem in Strophe 154 genannten Lokativ *gan̆ga-väḷahi* „am Flußufer“ und lautet:

muvarada-bara väḷahi taran̆ga-väla nu vä bamat
mihi-vamiya rudu ran-dam puḷul[1] *ukuḷe ran̆danā van*

„[Sie stellten die Statue am Flußufer auf], mit den entsprechend dem Wogenschwall an der Böschung fliegenden (*bamat*) blütenstaubbeladenen [Bienen], welches wie ein großer goldener Gürtel war, der auf der breiten Hüfte der frauengleichen Erde saß“.

Auf Grund der verschiedenen syntaktischen Verhältnisse sind wir durchaus berechtigt, in diesen Formen auf *-t* die Reste des historischen Partizipium praesentis des Mittelindoiranischen auf *-(a)nto* zu sehen. Besonders interessant und aufschlußreich sind die Fälle, wo dieselbe Form einmal als Konditional, das andere Mal als Partizipium (conjunctum) gebraucht ist. Als Konditional ist *bamata* in KSiḷ 50 gebraucht:

bamata mulu-tediyehi paḷa heḷa ohu yasa paban̆da
Anata-kula Sakpal-nā-kula gata bedun no-giṇī

„Wenn sein klarer, weißer, ununterbrochener Ruhm in der ganzen Dreiwelt umherschweifte, legte das Geschlecht des Ananta und das Schlangengeschlecht des San̆khapāla keinen Wert auf einen Unterschied [in der Farbe] ihres Körpers“.

Aber in KSiḷ 186 ist *bamata* als Part. praes. gebraucht. Die Strophen KSiḷ 186—189 bilden einen Satz, da wegen der zahlreichen Konditionalformen der Gebrauch von *bamata* als Part. praes. besonders deutlich wird, führe ich die ganze Stelle an:

dana deda da vadan-raḷa-gos avi-amin-min
bamata raja-saba-muhudu naraniňdu-iňdu-vajaṁbamen

vimal iňdunil-bamara kiruḷu 'vala vilä raňdanā
pudata pudata raja-mulu muhuḷ 'äňdili-taṁbara-venen

no-pä popi nuvan sala sē semera-val gat
balat | ohu ma varauganan sura-kalna haňgavat vat

yuvaraja-rajan | ämäti-baḷa-vip-vädisutan kän
tamā siya tän pat vat sakoba vi-y-udam sayur 'ev

„Die beim Erscheinen des mondgleichen Königs in Bewegung geratende (*bamata*) meergleiche Königshalle, mit dem Wogengetöse der Reden von Bürgern und Brahmanen, mit den zahllosen Fischen, nämlich den Waffen, war wie der wogende Ozean zur Flutzeit, wenn die Fürstenschar im Teiche seines Diadems, das übersät war mit den Bienen der fleckenlosen Saphire, weilend mit dem Lotoswald ihrer gefalteten Hände immer wieder ihre Verehrung bezeugte (*pudata pudata*), wenn die herrlichen Frauen, die ohne mit der Wimper zu zucken den schwankenden, weißen Yakwedel halten, das Gesicht von Götterfrauen darstellen (*haňgavat*), während sie ihn [den König] betrachten[1]), wenn der Yuvarāja und die Prinzen, die Schar der Ratgeber, Offiziere, Brahmanen und Lobredner ihre bestimmten Plätze einnehmen (*pat vat*)".

Genau so deutlich sind auch die Formen der Wurzel *vajambanu* oder *väjaṁbenu* (= Sk. *vijṛmbhati*, P. *vajambhati*) „sich ausbreiten, verweilen", wo *väjaṁbut* als Konditional gebraucht ist:

KSiḷ 71: *taman adahas-nadan mäti-sak vadan-däpuṇē*
väjaṁbut kälī viňdiyō yaha-da no-mä simidiyō

„Als sich der Schatz ihrer Gedanken auf dem Spiegel ihrer Worte ausbreitete, empfand die Schar der Ratgeber nur ihr böses Geschick und gedachte nicht mehr des Glückes".

[1]) *balat* kann als Partizipium conjunctum auf *varaňganan* bezogen werden, doch kann es auch als untergeordneter Konditional gefaßt werden, also: „wenn die herrlichen Frauen, die ihn betrachten, das Antlitz von Götterfrauen darstellen" oder: „wenn die herrlichen Frauen das Antlitz von Götterfrauen darstellen, während sie (wenn sie) ihn betrachten". Zwei Konditionale in einem Satz, wobei jeder Konditional ein eigenes Subjekt hat, kann ich aus KSiḷ 507 anführen:

basut sädi piyan panat | e-tara diya tera-him
Pabavata-kata samāmen tuṭin | utuḷ' ev yaheli-vil

„Wenn die geschmückten, lieben Frauen [zum Baden in den Teich] stiegen, und wenn im selben Augenblick das Wasser die Grenzen des Ufers übersprang, schien der einer Freundin gleiche Teich vor Freude über die Zusammenkunft mit der Geliebten Prabhāvatī überzufließen".

Während neben der Form *väjambutu*, die als Part. praes. gebraucht ist, vgl.

KSil 49: *në saha-tara kaṭa-miṇi-rilu-lesin isilī*
väjambutu ted' e mahatmā davaha siyal bujaṅga-lev

„Die ganze Schlangenwelt trug beständig den sich ausbreitenden Machtglanz dieses Helden wie eine Masse von vielen, funkelnden Halsjuwelen",

kommt auch noch das gewöhnliche, heute allgemein gebrauchte Part. praes. auf *-nā* vor, z. B.:

KSil 171: *madiṅduhu dū raja-kula-ambarē vajambanā*
kalā-siri-pat saṅda men pebayū sit-kumudu-vil

„Es ist die Tochter des Königs der Madra, die wie der die Pracht des Sechzehntels besitzende Mond am Himmel der Königsfamilie weilt und den Lotosteich der Herzen erweckte [1])".

Schließlich nenne ich noch für den Beweis, daß wir in den heute ausschließlich als Konditional gebrauchten Formen Partizipia praesentis zu sehen haben, die in der älteren Periode gleichwertig neben den Neubildungen auf *-nā* gebraucht wurden, die einem Relativsatz entsprechende Partizipialkonstruktion [2]).

KSil 219: *e-tara vaḍut saṅda viyū pilihāriyaka has*
läṅgemin' aṅga lomudehen sadamin raja viman van

„Indem der König sich an die Seite einer seiner Torhüterinnen lehnte, die erklärt hatte: „Jetzt ist die Zeit, wo man auf-

---

[1]) Das gleiche Nebeneinander von historischer Form und neu gebildeter haben wir m. E. auf Grund der oben genannten Konstruktionsverschiedenheit bei gleichem und verschiedenem Subjekt auch bei *bona* und *bota* „trinkend", obwohl der Kommentar *bota* als Konditional faßt. Ich nenne dafür KSil 215:

risi-sē ayā bota dene nil-net-penela-lā
rū-sayur' äya lomudehen tunuhi visal vilas pā

„Das Botenvolk, welches das Meer ihrer Schönheit mit (*lā*, wörtl. gelegt habend auf) den Kanälen seiner dunklen Augen nach Herzenslust heranzog (*ayā*) und es trank (*bota*), zeigte durch das Härchensträuben an seinem Körper seine große Befriedigung".

Aber *bona* in KSil 305:

kataka bona mī-vit' hī heta kiyambu-siṅduvara
dura-lann' asin pimbiye muva-mī gat' e nāravarā

„Dieser Beste unter den Männern im Verlangen, die Blüten der Vitex Negundo aus den Stirnlocken wegzublasen, die in den Weinbecher gefallen waren [oder: wenn sie in den Weinbecher fielen], aus dem eine seiner Geliebten trank (*bona*), bekam den Honig ihres Mundes zu trinken".

[2]) Über den Verlust des Relativpronomens und dessen Ersatz durch eine Partizipialkonstruktion siehe Wilhelm Geiger, A Grammar, § 133.

bricht", und seinen Körper mit vor Wonne sich sträubenden Härchen zierte, betrat er den Palast[1])".

Abgesehen davon, daß auch der Kommentar hier *vaḍut* als Part. praes. auffaßt und mit der gebräuchlichen Form *vaḍanā* wiedergibt, wird die Richtigkeit unserer Erkenntnis unterstrichen durch KSiḷ 643, wo das Synonym zu *sam̆da* in 219, *samā* (= Sk. P. *samaya*) „Zeit" gebraucht ist mit dem Part. praes. auf *-nă*. Die Übereinstimmung der Konstruktion von KSiḷ 643 und 219 ist noch um so größer, weil auch hier kein eigenes Subjekt genannt ist. Die Strophe lautet:

kala muḷu-ge-deḷen dava saranā samāhī
mahasat pat vehesnen asun[1] *in̆duhu no-sihil vī*

„In dieser Zeit, wo [er] die Tage mit der Beschäftigung im Hause des Koches seiner Geliebten verbrachte, wurde der Thron Indras infolge des Ungemaches, das das große Wesen [= Kusa] befiel, heiß".

Die Formen *bamata* in KSiḷ 186 und *väjam̆butu* in KSiḷ 49, die als Part. praes. gebraucht sind, gehen nun nicht direkt auf das Part. praes. im Mittelindoarischen auf *-nta* zurück, sondern auf eine durch das *ka*-Suffix erweiterte Form, wobei das *ka*-Suffix in adjektivbildender Funktion gebraucht ist[2]). Mit dem *ka*-Suffix erklärt sich aber auch zwangsläufig der Konditional. Er ist die substantivierte Form des Part. praes., das in der endungslosen Stammform auf *-at, -ut, et*, oder der durch das *ka*-Suffix erweiterten Stammform auf *-ata, -utu* oder *-eta* gebraucht wird[3]).

Wir haben nun noch den zweiten Teil unserer Frage zu beantworten, weshalb nach der mittelalterlichen Periode die substantivierten, historischen Partizipien des Praesens nur noch für den Konditional verwendet werden, während das (adjektivische) Partizipium auf *-nă* neu gebildet wurde. Diese Formdifferenzierung hängt engstens zusammen mit der Funktion, die das substanti-

---

[1]) Aber in Sas 69 ist *vaḍutu* ein regelrechter Konditional:

paḷa vī mäḍi-siyan siya-gosa dasanudesahī
gana-raja vaḍutu pera-maga keḷenā turu-gosa-lesin

„Deutlich wurden die eigenen Stimmen von Hunderten von Fröschen in den einzelnen Gegenden, gleichsam als seien sie der Ton der Musikinstrumente, die vor ihm auf dem Wege spielten, wenn der Wolkenfürst dahinzog".

[2]) Über das *ka*-Suffix habe ich eine eigene Studie verfaßt in ZDMG 97 (1943) 89 ff. Darin habe ich einmal den worterhaltenden, dann aber auch den adjektivbildenden Charakter dieses Suffixes herausgearbeitet.

[3]) Über die substantivbildende Funktion des *ka*-Suffixes siehe Wilhelm Geiger, Studien zur Geschichte und Sprache Ceylons, S. 24, Abschnitt 10.

vierte Partizipium zu erfüllen hatte. Indem die historischen Partizipien des Praesens mit einer neuen Funktion gefüllt wurden, d. h. auf einen bestimmten Gebrauch festgelegt wurden, mußte eine Ersatzbildung gefunden werden, um das Gleichgewicht der Sprache, das durch den Ausfall gestört wäre, zu erhalten. Diese für das historische Partizipium praesentis eintretende Ersatz- oder Neubildung, die natürlich schon vorhanden war, ehe die historischen Partizipien den Funktionswandel durchmachten, wurde in dem nominalen Suffix *-(a)na* gefunden[1]). Der Anfang dieser Formen- und Bedeutungsdifferenzierung, die den übrigen mittelindoarischen Sprachen fehlt, wird in die Periode des proto-sinhalesischen Prākrits zu setzen sein, die darauf folgende Periode kennt sie schon und mit der mittelalterlichen Periode ist dann der Bildungsprozeß und die Bedeutungsfestlegung abgeschlossen. Wir können also mit Sicherheit feststellen, daß das ältere Sinhalesisch noch das historische Partizipium praesentis des Mittelindoarischen auf *-(a)nta*, bewahrt hat, daß sich aber schon ein überwiegender Gebrauch der Neubildungen auf *-nă* bemerkbar macht[2]). Diese das gesamte Indoarische kennzeichnende substantivierende Ausdrucksweise, die keine scharfe Unterordnung, sondern nur eine Nebenordnung kennt, die nicht etwa wie die lateinische Sprache ein organisch durchgebildetes Satzgefüge aufzuweisen vermag, hat ihren Ursprung einmal in der ganzen gleichordnenden indischen Geisteshaltung, ist aber auch wesentlich vom Dravidischen her beeinflußt.

Während das Mittelindoarische noch Nebensätze kennt, die z. B. durch den als Modalpartikel gebrauchten Ablativ singularis des Relativpronomens *yato* eingeleitet werden, kennt das Sinhalesische, ebenso wie das Tamilische und spätere Sanskrit, nur noch die rein nominale Ausdrucksweise durch den Ablativ-In-

[1]) So auch Wilhelm Geiger, A Grammar, § 137. Siehe auch William Dwight Whitney, Indische Grammatik, § 1151, 2.

[2]) Dieses Nebeneinander der historischen Formen auf *-t* und der neu gebildeten auf *-nă* bestätigt wieder die von W. Scherer ausgesprochene Erkenntnis, daß der Ersatz vor dem Verlust da ist und die Ursache des Verlustes wird. Im Sinhalesischen kommt dazu noch der Funktionswandel. Siehe besonders Wilhelm Havers, Handbuch der erklärenden Syntax, Heidelberg 1931, S. 198. — Mit dieser Erscheinung steht das Sinhalesische aber nicht allein da. Mein Studienkollege Dr. Georg Solta macht mich aufmerksam, daß im Rumänischen sich das Plusquamperfectum aus dem lateinischen Konjunktiv *cantavissem*, *cantassem* entwickelt hat, der Konjunktiv muß nun wieder umschrieben werden: Plusquamperfect: *eu cântasem* „ich hatte gesungen“, Konjunktiv: *să fi fost căntat*.

strumental, d. h. eine flektierte nominale Form des Verbums (oder Substantivs). Als Beispiel nenne ich den Instr.-Abl. *ladin* vom Part. perf. *lada* (= Sk. *labdha*, P. *laddha*) in Muv 52:

no-ladin e kal somi pahas piyayuru-maṅḍalē
maha-gal lakal no-palan siki-kän-nilupul-kalaba

„Weil zu dieser Zeit der gewaltige Berg nicht die liebliche Berührung mit dem Wolkenrund erlangte, schmückte er sich nicht mit den Gruppen von blauem Lotos, nämlich den Pfauenscharen".

Ferner nenne ich noch den Instr.-Abl. von dem durch das *ka*-Suffix erweiterten Part. perf. *hunu* (= Sk. P. **sannaka*) auf *hunuyen* in Muv 21:

sarā-velehi-du vī komala vidu-liya hunu van
nala-pata ran kehellē pahan pähä-kiṅdu hunuyen

„Weil auf den vom Winde bewegten goldenen Fahnen liebliche Glanzteile saßen, schienen auch auf der Herbstwolke zarte Blitzesranken zu verweilen".

Diese eben genannten Formen auf *-in* (*-an*) geben aber auch die Erklärung für die Konditionalformen auf *-ōtin*, älter *-otin*[1]). Da der Konditional eine nominale Form ist, die durch das *ka*-Suffix erweitert werden kann und in der endungslosen Stammform zumeist gebraucht wird, stellt die auf *-in* die flektierte Form dar. Der Konditional bekommt dadurch eine leichte modale Färbung. Diese Endung *-in* geht zurück auf Sk. P. Pk. *-ena*, hat also keinerlei morphologische Beziehungen zu dem tamilischen *-iṉ* bei Formen wie *ceyiṉ* usw. Damit ist aber auch wieder der arische Charakter dieser so isoliert stehenden Konditionalform im Sinhalesischen erwiesen.

Wir dürfen unsere Untersuchung nicht schließen, bevor wir nicht noch einen Blick auf die Konditionalformen vom Praeteritalstamm geworfen haben. W. Geiger[2]) nennt für die I. Konjugation die Formen a) *bäluva*, b) *bäluvat*, c) *bäluvot* und *bäluvōtin*, für die II. Konjugation a) *bädda*, b) *bäddat*, c) *bäddot* und *bäddōtin*, die durch Kontraktion aus **bädiya* usw. entstanden sind, und für die III. Konjugation a) *äluṇa*, b) *äluṇat*, c) *äluṇot* und *äluṇōtin*. Für die unkontrahierten Formen der II. Konjugation nennt er *siṭiya*, *siṭiyat*, *siṭiyot* und *siṭiyōtin*. Da wir oben gesehen haben, daß die ältere Sprache noch die volleren Formen auf *-du* statt *-t* kennt, so scheinen einige Formen, die der Stamm des Part. perf. mit

[1]) Die Länge des *-ō-* in den modernen Formen *bäluvōtin* usw. dürfte durch die häufiger als *ho* gebrauchte lange Form *hō* beeinflußt sein.

[2]) Wilhelm Geiger, A Grammar, § 152 I, 2.

hinzugefügtem *-da* sind, Konditionalformen vom Praeteritalstamm zu sein, und damit wäre unsere eingangs gemachte Feststellung, daß das ältere Sinhalesisch keinen Konditional vom Praeteritalstamm kennt, nicht richtig. Eine sorgfältige Analyse dieser Formen zeigt aber, daß es sich um ein flektiertes, bzw. unflektiertes Partizipium perfecti handelt, das als verbum finitum gebraucht ist, wobei zur Bekräftigung des finiten Gebrauches *-a*, das der Rest von Sk. P. *iti* ist[1]), und die verbindende, oft aber auch einschränkende Partikel *-da* hinzugefügt ist. Wir können im Deutschen diese Ausdrucksweise gut mit *„zwar — aber“* wiedergeben. Als Beispiele für das unflektiert gebrauchte Partizip nenne ich KSil 19:

sun-a-da tat mini-vene kalun rat[1] *at-tambarata*
rävä vatala bingu-väla tat-siri isulu pura-verē

„Zwar sind die Saiten auf der edelsteinbesetzten Laute gerissen, aber der um die rötlichen lotosgleichen Hände der Frauen summend schwirrende Bienenschwarm stellt in der herrlichen Stadt die Pracht der Saiten dar[2])“.

Ferner nenne ich Muv 129:

pū-v-a-da pul piyum miyuru mī lol has-pela
no-ma lī komala digu räv pera-kal-seyin yuhu-vā

„Zwar trank noch die lüsterne Schwäneschar den süßen Honig in den aufgeblühten Lotosblumen, aber nicht mehr stieß sie wie früher passend den lieblichen, langtönenden Ruf aus[3])“.

Schließlich sei auch noch Sas 4 genannt:

munindu-guna maharu väku-v-a-da ma kudu tepalē
utum mä-no e muni-dam liyu-v-a-da no-ran-pat hī

„Zwar werden die Vorzüge des Fürsten unter den Weisen [= Buddha] in meinen geringen Worten zusammengedrängt, dennoch sind sie kostbar; zwar wird das Leben des Weisen nicht auf goldene Tafeln geschrieben, aber ist es nicht doch großartig?[4])“

Handelte es sich in diesen Beispielen um das unflektiert gebrauchte Partizipium perfecti, so kommt aber in gleicher Weise auch die flektierte Form vor, was also die Richtigkeit unserer

---

[1]) Wilhelm Geiger, A Grammar, § 89, 2.

[2]) *sun* = Sk. P. *chinna*.

[3]) *pū* ist part perf. zu *bonu* „trinken“. Zum Vokalismus vergleiche man *lū* neben *lī* von Wurzel *lanu*. Siehe Wilhelm Geiger, A Grammar, § 139, 1. Zu *bonu* siehe auch § 148, 6.

[4]) *väku* ist part. perf. zu *vakanu*, siehe Wilhelm Geiger, A Grammar, § 62, 3. *liyu* ist part. perf. zu *liyanu* = Sk. P. *likhati*. Wilhelm Geiger, A Grammar, § 42 I, 2.

Erkenntnis, daß es sich nicht um Konditionalformen vom Praeteritalstamm handelt, beweist. Ich nenne von Wurzel *mäḍinu* (= III. (intrans. Konjugation zu Sk. *mardati,* P. *maddati*, Pk. *maḍḍai*) die 3. pers. sgl. praet. *mäḍī* (*mäḍī-y-a-da*) in Muv 82:

kalun kan-mahanil geḷa läba väṭa mäḍī-y-a-da
mana-doḷa pirī sepiyan rasanā-miṇi-meraja-raja

„Zwar verlöschte die Lampe, als sie einen Schlag vom Jasmin in den Ohren der schönen Frauen erhielt, aber die Strahlenkette der Edelsteine am Gürtel der geliebten Frauen erfüllte das Verlangen [ihrer Liebhaber][1])".

Daß dieses *-a* der Rest von Sk. P. *iti* ist, zeigt sich deutlich bei konsonantisch auslautenden Themen. Ich nenne *vat* „imstande", das einmal als Attribut gebraucht ist, dann aber auch als Verbum finitum mit dem hinzugefügten *-a*. Die Beispiele stammen aus dem selben Werk: Sas 180:

nan̆gā ek' an̆gilak mulu-lō aḷu-karata vat
maha-bam̆ba munin̆du vet-vat rivi-hamuyē kadō van

„Der große Brahmā, der imstande ist (*vat*), die ganze Welt in weißes Licht zu tauchen, wenn er nur einen Finger hebt, ist wie das Glühwürmchen in Gegenwart der Sonne, wenn der Fürst der Weisen [= Buddha] herbeikommt".

Aber Sas 55:

vahata no-vat-a bin̆gu maharī-kusum sivmäḷi
kuriru maha gi usulā, bala lev-vatun asirī

„Die zarte Blüte von Adenanthera pavonina, die die grausame gewaltige Hitze erträgt, ist nicht imstande (*no-vat-a*) die Biene zu halten; wunderbar ist in der Welt die Kraft der Dinge verteilt".

Daß es sich außerdem bei *-y-* und *-v-* nur um einen hiatustilgenden Einschub handelt, zeigt sich deutlich bei *vī-y-a* (= Sk. *bhūta iti*) in Muv 33:

vī-y-a Muvadev nam nirin̆du-tumak pura-verē
kaḷ' eka-helī mulu poḷō yasa-vaturen nirature̥n

„In der herrlichen Stadt lebte ein edler Fürst, Makhadeva mit Namen, der beständig mit dem Wasser seines Ruhmes die ganze Welt in ein einzigartiges weißes Licht hüllte".

Schließlich mache ich noch darauf aufmerksam, daß ebenso wie *-a-da* statt *-a* auch die Verstärkungspartikel *ma* (*mä*) gebraucht werden kann, die in dieser Verbindung immer als *me* + *da* erscheint. Die Konstruktion ist die gleiche, entweder wird das

[1]) Die Strophe ist eine Reminiszenz aus Kālidāsas Meghadūta, 62.



unflektierte oder flektierte Partizipium perfecti gebraucht. Zwei Beispiele mögen das zeigen, flektiert in KSiḷ 28:

keḷe me-da tuṭu monara pure gajanā gaja-velē
dävavi vahā siyot-kän visurū pokuru-podanen

„Der in der Stadt brüllende wolkengleiche Elefant erfreute zwar die Pfauen, aber er vertrieb geschwind die Schar der Vögel mit den ausgestreuten Wassertropfen des Teiches".

Für das unflektiert gebrauchte Partizipium nenne ich KSiḷ 482:

liya-gumnī yonak puḷul ukuḷu-him disnā
palam me-da kusum-kän liya-kiňduru-siri hā gat

„Eine junge Frau, die bis zu ihrer breiten Hüfte im Lianendickicht sichtbar wurde, schmückte sich zwar mit Blütenkränzen, eignete sich aber auch die Anmut einer Kinnarafrau an [1])".

Als Resultat meiner Darlegung ergibt sich, daß der Konditional im Sinhalesischen eine rein arische Bildung ist, indem er das Partizipium praesentis des Mittelindoarischen, nun mit neuer Funktion gefüllt, fortsetzt, daß ferner in der älteren Periode noch ein Nebeneinander der historischen Partizipien und der auf Grund der Bedeutungseinschränkung neu gebildeten Partizipien besteht, wobei allerdings die Tendenz sich bemerkbar macht, diese Neubildungen in besonderem Maße zu verwenden. Vom Beginn der mittelalterlichen Periode an (ca. 1300) ist der Gebrauch streng geregelt, als Partizip wird nur noch die Neubildung gebraucht, das historische Partizip ist als Konditional festgelegt. Außerdem zeigt sich, daß der heutigentags vom Praeteritalstamm gebildete Konditional eine sehr junge Bildung ist. Wenn auch die nominale Ausdrucksweise des Sinhalesischen vom Tamilischen her beeinflußt worden ist, ebenso wie das spätere Sanskrit, so hat das Tamilische doch keinen Einfluß auf die Morphologie gehabt [2]). Somit ist der arische Charakter des Sinhalesischen erneut bewiesen.

Wien. Herbert Günther.

---

[1]) *palam*: der Auslaut *m* ist durch Assimilation an den folgenden Konsonanten entstanden, in Muv 52 hatten wir *palan*. Es ist das part. perf. zu *palaňdinu* = P. *pilandhati*, vom Sk. part. perf. *pinaddha* abgeleitet; **paladu*, **palaňda*. Zur Beibehaltung des Vollnasals, obgleich nur eine spontane Nasalierung anzunehmen ist, siehe Wilhelm Geiger, A Grammar, § 23, 1 d.

[2]) Die Sprachmischung hat also nicht nur zerstörende Wirkung, sondern auch erhaltende. Siehe Wilhelm Havers, Handbuch der erklärenden Syntax, S 138.

Der indogermanische Himmelsgott im Baltisch-Slavischen[1]).

Das Slavische, z. T. auch das Baltische haben in ihrem Wortschatz die Begriffe, die sich auf den Himmel beziehen, stark verändert und durch neue Wörter ersetzt. So ist das idg. **di̯ēus* „Himmel“ im Baltischen nur noch in der Ableitung pr. *deywis*, lit. *diẽvas*, lett. *dìevs* „Gott“ vorhanden, im Slavischen ist es scheinbar ganz geschwunden. An seine Stelle ist im Balt. pr. *dangus*, lit. *dangùs* eigentlich „der Bedeckende“, im Slav. *nebo* = griech. *νέφος* „Wolke“ getreten. Das lett. *debess* „Himmel“ gegenüber lit. *debesìs* „Wolke“ rückt in seiner Bedeutung näher an das Slavische. Einen ganz ähnlichen Ersatz scheint das Thrakische gehabt zu haben. Denn thrak. *σεμέλη* „Erde“ setzt als gegensätzliche Bildung ein **nebelā* „Himmel“ = griech. *νεφέλη* voraus, s. Verf., Urspr. 22. Auch im g. av. *nabah-* ist die Bedeutung „Himmel“ vorhanden, wie aus dem Gegensatz *ząmčā ... nabåsčā* (Yasna 44,4) deutlich hervorgeht. Das übliche Wort im Iranischen ist aber für den „Himmel“ av. *asman-*, das dem ai. *áśman-*, got. *himins* entspricht (Verf. a.a.O. 271.331). Da das Thrakische einst das Verbindungsglied zwischen Slaven und Iraniern gebildet hat[2]), so liegt die Annahme nahe, daß der Übergang von „Wolke“ zu „Himmel“ in allen den genannten Sprachgruppen gemeinsam vollzogen ist. Man wird die unfreundlichere Witterung des Ostens, und wenn der Bedeutungsübergang später erfolgt sein sollte, auch das seit Ende der Bronzezeit immer schlechter werdende Klima dafür verantwortlich machen müssen[3]). An die Stelle des alten idg. Wortes für die Wolke ist im Pr. *wupyan*, im

---

[1]) Dieser und die folgenden Aufsätze sind von mir bis Ende 1944 in Breslau fertiggestellt und an den Verlag gesandt worden. Am 20. 1. 1945 wurde ich in den Volkssturm gesteckt und südlich Breslau an der russischen Front eingesetzt, aber nach kurzer Zeit mit erfrorenen Füßen in einem Sammeltransport bis Dresden gebracht. Auf diese Weise habe ich in Breslau meine sämtlichen Bücher, Manuskripte, Sammlungen, Aufzeichnungen, Entwürfe, Kolleghefte usw. restlos eingebüßt, so daß mir ein wissenschaftliches Arbeiten unmöglich geworden ist. Die neu gegründete Universität Mainz kann vorläufig dafür keinen Ersatz bieten. Ich bin daher nicht in der Lage, die Wörter und Zitate auf ihre Richtigkeit nachzuprüfen.

[2]) Vgl. Verf., Die Ausbreitung der Indogermanen 21.

[3]) Auch heth. *nepiš* „Himmel“ (Friedrich, Hethit. Elem. 23f.; H. Pedersen, Hittitisch 47) kann seine Bedeutung bei der Ostwanderung der Hethiter erhalten haben. Vgl. Verf., Die Ausbreitung der Indogermanen 12f. Auch im Ai., aber noch nicht im RV. hat *nábhas-* gelegentlich die Bedeutung „Himmel“ angenommen, namentlich in dem dualischen Dvandva *nabhasī* „Himmel und Erde“, das sich seit AV. findet.

Lett. *mākuôņa*, im Slav. *oblakъ* getreten. Bei den Wörtern für „Sonne" und „Mond" sind in der Regel wenigstens die alten Stammwörter, wenn auch etwas umgebildet, geblieben. Nur ist das abg. *měsęcь* in der Bedeutung „Mond" in vielen Fällen schon durch *luna* verdrängt worden[1]). Ihm entspricht bekanntlich pr. *lauxnos* „Gestirne" und lat. *lūna*, die alle auf die Grundform **louksnā* zurückgehen. Das Wort ist auf einen ganz bestimmten Sprachkreis beschränkt, den ich in „Die Ausbreitung der Indogermanen 15" genauer umrissen habe. Das aus einem *s*-Stamm abgeleitete adjektivische **louksno-* kehrt zwar auch in av. *raoxšna-*, in griech. *λύχνος* ursprünglich „leuchtend", dann „Leuchter" und in ir. *luan*, *lón* „Licht, Mond" wieder. Aber entscheidend in diesem Falle ist der Gebrauch des Femininums im Sinne eines himmlischen Gestirnes, besonders des Mondes. Diese Verwendung des Femininums bei dem Worte für den „Mond" ist eine jüngere idg. Spracherscheinung und kann nicht bei den Nordindogermanen aufgekommen sein (o. LXVI 52ff.). Sie wird sich bei den weiter südlich vorgedrungenen Indogermanen, wie den Römern, entwickelt und sich von dort bis zu den Slaven und Westbalten ausgebreitet haben. Bis zu den weiter östlich wohnenden Litauern und Letten ist wahrscheinlich der neue Ausdruck mit seinem femininen Geschlecht gar nicht gekommen. Das Wort für den „Stern" wird durch pr. *swāigstan*, lit. *žvaigzdė̃*, *žvaigždė̃*, lett. *zvàigzne*, abg. *dzvězda* ersetzt; über die Gründe s. o. LXII 249.

Während sich nun für das Idg. leicht eine Wendung für den „Schnee" zurückgewinnen läßt, ist eine idg. Grundform für den „Regen" nicht vorhanden. Die Gründe dafür sind ganz klar. Der Regen war für den idg. Bauern, namentlich in der jüngeren Steinzeit mit ihrem größeren Trockenklima so ungemein wichtig und unentbehrlich, daß man ihn, wenn er einmal ausblieb, mit allerlei Zauber herbeizurufen suchte[2]). So haben unabhängig voneinander M. Weyersberg-H. Lommel in einem Aufsatz „Regenkamm und Himmelswind"[3]) und Helmers, Mannus XXXI (1939) 225ff. auf Grund archäologischen und vorgeschichtlichen Materials und my-

[1]) Im Marianus, Assemanianus, der Sava Kniga und dem Euchologium Sinaiticum (3_{25} 7_2 99_{20}) kommt *měsęcь* in der Bedeutung „Mond" überhaupt nicht mehr vor. Im Psalterium Sinaiticum begegnet *luna* 7mal, *měsęcь* „Mond" nur 1mal. Im Suprasliensis stehen sich 2 *luna* und 1 *měsęcь* „Mond" gegenüber. Im Zographensis überwiegt zwar *měsęcь* „Mond" (2mal) vor *luna* (1mal). Aber das bedeutet bei dem seltenen Gebrauch des Wortes nicht viel.

[2]) Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens unter Regen und viele Stellen der Veden, wie RV. V 83, X 98 oder AV. I 33, IV 15, VII 18 u. a.

[3]) Paideuma, Mitteilungen zur Kulturkunde I (1939) 120ff.

thologischer Vorstellungen des Vedas auf die Bedeutung des Regenzaubers hingewiesen[1]). Eine Sache aber, die der vorgeschichtliche Mensch notwendig braucht, wie etwa die Biene für den Honig, den Igel im Kampf gegen die Schlange (o. LXVI 57), oder in diesem Falle den Regen zum Gedeihen der Pflanzen, pflegt er nicht mit dem eigentlichen Namen zu nennen, weil er sonst befürchten muß, daß ihm die Hilfe, die ihm die benannten Gegenstände bieten, versagt bleibt. Er hat daher notgedrungen, weil solche Ausdrücke für ihn Tabu waren, zu Ersatzwörtern gegriffen. Es ist daher kein Wunder, daß Balten und Slaven, die sonst in ihrer Wortwahl vielfach Hand in Hand gehen, diesmal voneinander abweichen, ja, daß nicht einmal die Balten das gleiche Wort verwenden. Während die Preußen dafür *aglo, suge,* die Litauer *lietùs, lytùs,* die Letten *liẽtus, lîts* sagen, gebrauchen die Slaven dafür abg. *dъždь*, das Vaillant, RESl. VII 112f. und Trubetzkoj, Z. f. slav. Phil. IV 62ff. unabhängig voneinander auf **duz-djus* zurückgeführt haben. Sie sehen darin ein Kompositum, dessen erstes Glied dem ai. *duṣ-*, griech. *δυς*, got. *tuz-* in *tuzwerjan* entspricht und dessen zweiter Bestandteil das idg. Wort **di̯ēus* enthält. Nach dem von Joh. Schmidt, o. XXV 51ff. gefundenen Kürzungsgesetz mußte im Kompositum bei ehemaligem Doppelakzent eine doppelte Schwächung eintreten, die von **di̯ēus* über **di̯ūs* zu **di̯us* führte. Die Grundbedeutung von *dъždь* war demnach „schlechter, böser Himmel". Daraus ergibt sich für ehemaliges **di̯ēus* im Slavischen der Wortsinn „strahlender Himmelsraum"[2]). Dies Wort ist aber, wie wir bereits ob. 115 gesehen haben, durch *nebo* ersetzt worden, das dem trüben Himmel des Ostens viel besser gerecht wurde.

Gegen diese Deutung ist aber von Kořinek, Studie z oblasti onomatopoje 132f. Einspruch erhoben worden. Er beanstandet zunächst, daß idg. *dus-* im Slav. sonst nicht nachzuweisen ist. Aber wie E. Fraenkel, IF. LIV 270 gezeigt hat, bedeutet das nicht viel. Noch viel weniger belanglos ist sein zweiter Einwand, daß der Übergang von „häßlicher Tag" zu „Regen" wenig Wahrscheinlichkeit besitze. Dagegen ist zunächst zu sagen, daß idg. **di̯ēus* ursprünglich „leuchtender Himmel" und nicht „Tag" bedeutete. Aus der Bedeutung „Himmel" geht aber leicht der Sinn „Witterung, Klima" hervor, wie der Gebrauch von lat. *caelum* und *Juppiter* lehren. Idg. **dus-di̯us* läßt sich demnach hübsch durch

[1]) Weitere Literatur bei Weyersberg-Lommel, a. a. O. 135, 1.

[2]) Vgl. dazu ferner P. Kretschmer, Glo. XIII 109ff.

die lat. Wendung *nebulae malusque Juppiter*[1]) umschreiben, wo sich **di̯us* in **dusdi̯us* und *Jū* in *Juppiter* auch etymologisch genau decken. Auch an den *Juppiter uvidus* (Verg. Georg. I 418) und den *Juppiter pluvius* sei dabei erinnert. Aber selbst wenn bei idg. **di̯ēus* die Bedeutung „Tag" von jeher gleichbedeutend neben „heitrer Himmel" gestanden hätte, ist der Übergang von „schlechter Tag" zu „Regen" gar nicht auffallend, wie die bereits von anderen angeführten ai. *durdina-* und *durdivasa-* „häßlicher Tag, Unwetter" lehren. Weiter sei an die Gegenstücke ai. *sudivá-*, griech. *εὐδία* erinnert. Das maskuline *εὔδιος* findet sich geradezu als Gegensatz zu *ὑετός*[2]). Auch das adjektivische ai. *vr̥ṣṭí-dyāvā* (N. Du.) und *vr̥ṣṭídyāvaḥ* (N. Pl.) „regnenden Himmel habend", die sich gelegentlich im RV. finden, kommen dem urslav. **duzdjus* in der Bedeutung sehr nahe.

Kořinek selbst möchte in slav. *dъždь* ein lautnachahmendes Gebilde sehen und erinnert dabei an das ai. Partizipium *jáj-jhatīs*[3]), das RV. V 52,6 Beiwort der *vidyútas* „Blitze" ist[4]). Aber „Blitz" und „Regen" stehen sich trotz mancher Berührungen in der Bedeutung doch zu fern, ganz abgesehen davon, daß sich ai. *jájjhatīs* und abg. *dъždь* auch in ihren Lauten nicht decken. Ich kann also in den Ausführungen Kořineks keinen Fortschritt erkennen und halte die Deutung von abg. *dъždь* aus **duzdjus* für unerschüttert.

Bei der starken Übereinstimmung zwischen dem balt. und slav. Wortschatz ist von vornherein anzunehmen, daß auch das Baltische ehemals das idg. Wort **di̯ēus* besessen hat, zumal die Ableitung daraus idg. **dei̯u̯os* allen balt. Sprachen im Gegensatz zum Slav. noch geläufig ist. Zu seinem Nachweis gehe ich von der Tatsache aus, daß die Begriffe „glänzen, leuchten" leicht den Sinn „glühen, brennen" und diese wieder den von „trocken" annehmen können. Ich berufe mich für diese Bedeutungsübergänge auf folgende Beispiele: slov. *sólnce graní* „die Sonne scheint", serb. *grànuti* „aufleuchten, hervorstrahlen", aber abg. *gorěti* „brennen", ai. *háras-* „Glut", arm. *jer* „Wärme, schönes Wetter" (Berneker,

[1]) Horaz, Carm. I 22 *quod latus mundi nebulae malusque Juppiter urget*

[2]) Vgl. Anthol. Pal. XII 156, 3
καὶ ποτὲ μὲν φαίνεις πολὺν ὑετόν, ἄλλοτε δ' αὖτε εὔδιος.

[3]) Zu dem ai. Worte vgl. J. Wackernagel, Altindische Grammatik I, Einl. XIX und 163.

[4]) Wenn Endzelin Z. f. sl. Phil. XIII 78 ff. die Zurückführung von *dъždь* auf **duzdjus* ablehnt, so beruht das auf seiner Lehre des slav. Wandels von *tj* zu *š*, der ich nicht folgen kann.

SLEW. I 333); ai. *jvalati* „brennen, flammen, glühen, leuchten", ai. *jvāla-* „Licht, Flamme, Fackel", aber ai. *jvárati* „heiß sein, fiebern", ai. *jvalaná-* „brennend, Feuer", lett. *zvilnêt* „flammen", lett. *zvirêt* „funkeln", lett. *zvęrs* „funkelnd"; lett. *svîst* „tagen", lit. *svidëti* „glänzen", lat. *sidus*; griech. *αἴθρη* "heiterer Himmel", griech. *αἴθριος, αἴθων, αἴθουσα*[1]), aber *αἴθομαι* „brenne"; ai. *dyotate* „leuchten, glänzen", aber ai. *abhidyut-* „brennen", ai. *dyuttá-* „entzündet" (AV. IV 14,2); lit. *blãgnytis* „sich aufhellen", aber griech. *φλέγω* „brennen" (Trautmann, BB. XXX 328); lat. *lucēre* usw. „leuchten", an. *log*, ags. *líeg* „Flamme"; lat. *ardēre* „brennen", aber lat. *āridus* „trocken"[2]), ai. *kṣáyati* „brennen", aber griech. *ξηρός* „trocken"; lat. *torris* „Feuerbrand", ursprünglich „der Brenner", aber lat. *torridus*, ai. *tṛṣú-*, got. *þaúrsus* usw. „trocken"; ai. *śo-c-ate* „leuchten", aber griech. *καίω* „brennen", griech. *καναλέον, ἢ καναλές· ὑπὸ Αἰολέων τὸ αἶθος ἢ κατακεκαυμένον, καπυρόν, ξηρόν, θερμόν* Hes.; poln. *swąd* „Brandgeruch", aber abg. *prisvędati, prisvenąti* „marcescere, torrefieri" (Walde-Pokorny I 261 f.); griech. *σκολοφρή· κατακεκαυμένη* Hes., *σκόλεφραι· κατακεκαυμέναι τὰς τρίχας* Hes.; aber *σκέλεται· ξηραίνει, ἰσχναίνει* ... Hes.; ags. *sengan* „sengen, anbrennen", abg. *sąčilo* „Ofen", aber abg. *prěsąčiti* „trocknen", russ. *izsjáklyj* „ausgetrocknet, versengt". Diese Übergänge veranlassen mich auch, lat. *sūdum* „klarer Himmelsraum, heiteres Wetter" nicht von lat. *sūdus* „trocken" zu trennen.

Aus lit. *džiáuju, džióviau, džiáuti* „zum Trocknen aufhängen", lett. *žaût* „trocknen" (trans.), lit. *džiovà* „Dürre, Trockenzeit", lit. *džiovìnti* „trocknen" usw. ergibt sich eine Wz. **di̯ēu-*. Da nun der Begriff „trocken" usw., wie wir gesehen haben, von „brennen, leuchten, strahlen" nicht getrennt zu werden braucht, so muß sich dieses **di̯ēu-* mit der gleichen Wz., die in der bekannten Gleichung ai. *Dyaus*, griech. *Ζεύς* usw. vorliegt, genau decken. Vorbalt. **di̯ēus* wäre demnach der „strahlende Himmelsraum", eine Bedeutung, die wir auch für das Slavische aus dem gegensätzlichen **duz-djus* „Regen" gewonnen haben. Sie stimmt zu dem, was Kretschmer, Glo. XIII 109 für das Idg. erschlossen hat.

Es fragt sich nun, was die Balten und Slaven veranlaßt haben mag, dieses alte, ehrwürdige Wort aufzugeben. Abgesehen von der

---

[1]) Griech. *αἴθουσα* verhält sich zu *αἴθομαι* wie griech. *μέδων* zu *μέδομαι* oder ai. *dviṣánt-* „Feind" zu *dviṣṭé*, ai. *járant-* „gebrechlich, alt" im Sinne von *jūrṇá-* zu einem Medium **járate* u. v. a. oder got. *fijands, frijonds* zu den Passivbildungen von *fijan, frijon*, d. h. das Partizipium des Aktivs galt ursprünglich auch für das Medium.

[2]) Vgl. Ovid Fast. IV 510 *et arsuris arida ligna focis* (*portat*).

ungewöhnlichen Flexion, die im Balt.-Slav. ganz für sich stand, paßte die alte Bedeutung nicht mehr für das neue Siedlungsgebiet mit seiner sehr viel unfreundlicheren Witterung. Wichtig ist aber noch ein weiterer Grund, auf den mich W. Havers brieflich aufmerksam gemacht hat. Idg. *di̯ēus* bezeichnet nicht bloß den Gott des strahlenden Himmelsraumes, sondern auch den Gott des Blitzes. Vgl. dazu Kretschmer, Glo. XIII 112ff. Ein Begriff wie Gewittergott war aber Tabu, und daher konnte sein Name leicht durch einen anderen ersetzt werden. Der Ersatz im Balt. war das verwandte *diẽvas* oder zumeist das Deminutivum *dievâitis* „der kleine Gott", d. i. „Sohn des großen Gottes". Dafür verweise ich auf Ruhig I 26[a] „*Dievaitis, -aičio* m. der Donnergott, Jupiter. *Dievaitis gráuja* es donnert", ferner II 102[a] „Donner. *Perkúnas, ūno* m. *Grovimmas, -mo* m. *Perkúno Grovimmas. Dievaitis, -čio*". Der von Ruhig abhängige Mielcke fügt I 50[b] noch hinzu: „*Dievaitis ji numušė* der Donnergott hat ihn erschlagen" und „*Dievaitė šventa* die Göttin des Regens der alten Litauer"[1]). Die letzte Wendung hat Mielcke, wie ich aus W. Mannhardt, Letto-Preußische Götterlehre 612 (Riga 1936) ersehe, dem handschriftlichen Wörterbuch Brodowskis entnommen. In Matthäus Prätorius' Deliciae Prussicae[2]) heißt es P. 20f. = M 536: „Noch zur Zeit höret man, dass sie den Perkuns Gott nennen, sprechende in ihrer Sprache *Dievas, Dievaitis* ein Gott, ein Sohn Gottes" und P. 21 = M. 538: „Denn wenn solche heylige Hölzer von *Dievaitis* i. e. Gott (so nennen ihn noch die Nadrawen gleichsam κατ' ἐξοχήν) gerühret würden, würd es auch mit denen, die dieselben geehret und gebraucht hätten, hin sein." Gegenüber dieser eindeutigen, aus lebendigem Sprachgefühl geschöpften Erklärung von *dievâitis* als „Sohn des großen Gottes" ist die Vermutung E. Fraenkels IF. LIII 51 *dievâitis* könnte Lehnübersetzung des poln. *bożek* sein, kaum haltbar. Wir gewinnen somit für **Di̯ēus* „Gott des glänzenden Himmelsraums" auch die Bedeutung „Gewittergott". Das allgemeine Wort *diẽvas, dievâitis* „Gott" hat also die besondere Bezeichnung „Blitzgott, Donnergott" mit übernommen. An ganz ähnliche Vorgänge denkt W. Havers auch im Germanischen, wo gleichfalls altes **di̯ēus* durch **dei̯u̯os* in ahd. *ziu*, an. *tívar* abgelöst worden ist. Vgl. Wolfg. Krause, GGN. 1940, 155ff.

---

[1]) Sie ist offenbar das weibliche Gegenstück und die Ergänzung zu *dievâitis*, der das Gewitter bringt.

[2]) Ich benutze die Ausgabe von William Pierson (Berlin 1871) und den für gewisse Teile vollständigeren Abdruck bei Mannhardt a. a. O.

Der Ersatz für **di̯ēus* in der Bedeutung „Himmel“ ist, wie wir schon ob. 115 sahen, im Balt. und Slav. verschieden gewesen. Während Preußen und Litauer zu *dangùs* ursprünglich „der Bedeckende“ griffen, das durch seinen *u*-Stamm auch äußerlich wie **di̯ēus* die sakrale Bedeutung zum Ausdruck brachte, wählten die Letten mit ihrem *debess* das Wort für die Wolke. Das gleiche taten die Slaven mit *nebo*.

Von sonstigen etymologischen Deutungen des lit. *džiáuti* ist mir die Verbindung mit ahd. *tawalôn*, got. *dauþs*, an. *deyja* usw. durch Endzelin, LDW. IV 793 bekannt. Er nimmt also für die reich bezeugte germ. Sippe als Grundbedeutung „austrocknen, verdorren“ an, aus der sich dann „erstarren, töten“ entwickelt haben müßte. Aber davon findet sich im Germ. keine Spur. Außerdem würde man die germ. Sippe nicht ohne zwingenden Grund von abg. *daviti* „πνίγειν, ἄγχειν“ losreißen. Eine andere Deutung hat Berneker, IF. X 158 gegeben. Er stellt lit. *džiáuti* mit ai. *dunóti* „brennen“, ai. *dava-* „Brand“ zusammen. Da sowohl urbalt. **dēuti*, als auch **djēuti* im Litauischen *džiáuti* ergeben müßte, so ist diese Gleichung lautlich unantastbar. Sie stimmt aber auch sonst mit meinem Vorschlag völlig überein. Wie ich ob. LXVI 5f. ausgeführt habe, kann im Idg. ein *i̯* im Anlaut nach Konsonanten schwinden, ohne daß wir im einzelnen die Gründe dafür angeben können. Ich berufe mich für diesen Lautwandel auf folgende Beispiele: ai. *vyadh-*, griech. ἴϑρις, aber ai. *ávadhīt*, griech. ἐϑρίς; ai. *dīv-* „spielen“, *dyūtá-*, „Würfelspiel“, aber 1. Sg. Konj. Aor. *daviṣāṇi* (RV. X 34, 5), griech. κίνδυνος; ai. *ṣṭhīv-*, lit. *spjáuti* „speien“ usw., aber ai. *niraṣṭhaviṣam*, lat. *spuo*, ahd. (Tatian) *spuuun*; ai. *mīv-* „schieben“, aber *kāmamūta-* „von Begierde getrieben“, ai. *mūrá-* „drängend“; ai. *sīv-* „nähen“, ai. *syū́man-* „Band“, *syūtá-*; aber *sūcí* „Nadel“[1]), lat. *suere*, ahd. *soum*[2]); ai. *hyas* „gestern“, griech. σερός· χϑές. Ἠλεῖοι Hes., aber lat. *heri*, an. *í gǽr* (o. LXVIII 201 ff.); ai. *pī́vas-* „Fett“, ai. *pīyū́ṣa-* „Biestmilch“, av. *pīpyūšī* „säugend“, aber germ. **feusa-* „Speck“ (Kluge, Urgerm.[3] 17; Gamillscheg, Rom.-Germ. I 350), griech. πῦαρ, πύϊον usw.; av. *šyā-*

---

[1]) Wackernagel-Debrunner, o. LXVII 174 haben, wie ich glaube, ohne Grund ved. *sūcí* von ai. *sīv-*, *syū-* getrennt. Das für sie auffällige *c* in *sūcí* verhält sich zu *syū-* nicht anders als ksl. *ži-c-a* „Faden“ zu lit. *gijà* „dass.“, ai. *jyā-s*. Vgl. Verf., Urspr. 211.

[2]) Vgl. hierzu auch Wackernagel, Ai. Gram. I 267 f. Ai. *sūnā́* „geflochtener Korb“, das man gleichfalls in diesem Zusammenhang zu nennen pflegt, könnte auch zu der Wz. *su* „biegen“ in lit. *sù-k-ti* „drehen“, lit. *sù-p-ti*, air. *sōim* „drehe, kehre“, ags. *sv-á-p-an* „schwingen“ usw. gehören.

neben *šā-* „sich freuen“, und vielleicht auch in ai. *sinā́ti, syā́ti* „binden“, lit. *siẽti* „dass.“, aber ai. *sā-* in *ávasā* „Lösung, Einkehr“, *avasātár-* „Befreier“, *avasā́na-* „Ruheort“, *avasā́* „ruhen“ u. a. aus *si̯ā-*. Eine langdiphthongische Wurzel, die man hier anzusetzen pflegt, ist mir weniger wahrscheinlich [1]). Diesen Verbindungen schließt sich das Paar *di̯ēu-* in ai. *dyaus*, griech. *Ζεύς*, aber *dēu* in ai. *dunóti*, griech. *δαίω* ohne weiteres an. Wegen der Bedeutung „leuchten“ erinnere ich an homerische Wendungen, wie ζ 131 f. *ἐν δέ οἱ ὄσσε δαίεται, M* 466 *πυρὶ δ' ὄσσε δεδήει* gegenüber *A* 200 *δεινὼ δέ οἱ ὄσσε φάανθεν* oder *O* 607 *T* 365 *τὼ δέ οἱ ὄσσε λαμπέσθην* und an die Glossierungen gr. *δάελον· διάδηλον* Hes., *δαηρόν· θερμόν, καυματηρόν, λαμπρόν, προφανές* Hes. Homerisches *δᾱνός* aus **δαϝεσνός* (W. Schulze, Qu. ep. 167, 5) heißt wieder „trocken“ [2]).

Vielleicht ist die Nebenform *dēu-* auch sonst noch in einer versprengten Glosse nachzuweisen. Bei Hesych steht neben *δεικές· λαμπρόν, περιφανές* ein *δευκές· λαμπρόν* [3]). Ähnlich heißt es Etym. Magn. 260, 47 *δεικές· λαμπρόν, περιφανές. γράφεται καὶ δευκές.* Während *δει-* in *δεικές* dem *dei-* in alat. *deivos* gleichzusetzen wäre, könnte *δευκές* zu idg. *dēu-* in Beziehung gebracht werden. Oder ist *δευκής* aus dem Eigennamen *Πολυδεύκης* erst losgelöst worden? Dann steht es wohl wie *Δευκαλίων* für *Λευκαλίων* (W. Schulze, Kl. Schr. 115, 3) für **λευκής* und hat mit der Wz. *di̯ēu-, dēu-* nichts zu tun. Dagegen gehört kaum das bei Anakreon frg. 2, 11 überlieferte *Δεύνυσος* für *Διόνυσος* hierher [4]).

Durch diese Vereinigung der Wurzel *di̯ēu-* und *dēu-* wird noch eine weitere Schwierigkeit beseitigt. Wackernagel, SBA. 1918, 397 ff. hat bekanntlich für das Idg. eine Wz. *di̯ēu-* (ai. *div-*) geleugnet, obwohl slav. *divlją, diviti* „schauen“ [5]) ihm nicht günstig war. Kretschmer, Glo. XIII 108 f. hat ihm daher mit Recht widersprochen. Die von Wackernagel bestrittene Wurzel ist also tatsächlich vorhanden und verbirgt sich nur unter einer etwas veränderten Gestalt. Walde-Pokorny I 767 f. setzen allerdings die idg.

---

[1]) Vgl. auch P. Persson, Beitr. 365. Auch ai. *sīv-* ist Wurzelerweiterung von *sei-* in lit. *siẽti* „binden“.

[2]) Vgl. auch Etym. Magn. 247, 37 *δᾱνά, τὰ ξηρὰ ξύλα,* ähnlich Hesych *ξηρά, καύσιμα ξύλα.*

[3]) Das weitere Interpretament *ὅμοιον*, das auch bei Hesych unter *ἐνδευκέα· ἐμφερῆ, ὅμοια; ἐνδευκές· ὅμοιον* und Etym. Magn. 260, 47 wiederkehrt, lasse ich beiseite.

[4]) Vgl. dazu auch Etym. Magn. 259, 28 und 277, 37.

[5]) Vgl. zu dem Übergang von „glänzen, strahlen“ zu „sehen“ P. Persson, Beitr. 369 ff.

Wurzel von griech. *δαίω* als **dāu-* statt **dēu-* an. Aber das geschieht nur wegen griech. *δάιος* „hostilis, perniciosus, miser“, das sich in den lyrischen Partien der griech. Tragödie findet. W. Schulze, Qu. ep. 86,1 hat jedoch längst darauf hingewiesen, daß hom. *δήιος* in der Verbindung mit *πῦρ* die erste Silbe kurz mißt und „brennend“ heißt, während *δήιος* als Beiwort von *πόλεμος* und *ἀνήρ* lange erste Silbe hat und „feindlich“ bedeutet. Mit Recht hat er daher beide Wörter getrennt und für das erste *δηϊος* die Grundform *δάιος* gefordert. Bechtel, Lexil. 97f. hat ihm zugestimmt. Damit entfällt aber jeder Grund für einen Ansatz **dāu-*. Wenn Walde-Pokorny a. a. O. dagegen geltend machen, daß W. Schulze dann bei Alkman frg. 57 (Diehl) für überliefertes *δάϝιον δαῦιον* lesen müsse, so übersehen sie die Gründe, die er dafür angeführt hat, und seinen Hinweis auf Alkman's *αὐειρομέναι* (frg. 1, 63).

So fügt sich das geforderte balt.-slav. **di̯ēus* in der Bedeutung „glänzender Himmelsraum“ oder „Gott dieses Raumes“ ungezwungen den Vorstellungen, die wir von anderen idg. Völkern kennen.

Mainz. Fr. Specht.

Zur Benennung der Maus.

Das idg. Wort für die „Maus“ **mūs* ist im Lit. durch eine Farbenbezeichnung *pelē̃* „die Graue“ zu griech. *πελιός* ersetzt worden. Das könnte seinen Grund in der Farbenfreude eines noch eng mit der Natur verbundenen Volkes haben, kann aber auch auf einer volkstümlich-religiösen Vorstellung beruhen, wonach die Maus die Seele eines Menschen verkörpert. Derartige Begriffe pflegt man nicht mit dem richtigen Namen zu nennen. Derselbe Vorgang, der uns im Lit. begegnet, kehrt nun auch im Keltischen und Thrakischen wieder. Im Air. heißt die „Maus“ *luch,* G. *lochad,* das die Etymologen bei der Mehrdeutigkeit des Keltischen bald zu lit. *pelē̃* stellen und auf **pluk̑ōts* zurückführen (H. Pedersen, Vgl. Gr. d. kelt. Spr. II 101), bald mit ir. *loch* aus **luko-* „schwarz“ (Stokes-Bezzenberger, Urkelt. Spr. 244) verbinden. In beiden Fällen läge eine Farbenbezeichnung zugrunde. Wie die Thraker die Maus benannten, lernt man aus Stephanus Byzantinus unter *Ἄργιλος, πόλις Θρᾴκης, ὠνομάσθη δέ, ἐπειδὴ ὑπὸ Θρᾳκῶν ὁ μῦς ἄργιλος καλεῖται, σκαπτόντων δὲ εἰς τοὺς θεμελίους καταβαλέσθαι πρῶτος μῦς ὤφθη.* Das Griech. gebraucht *ἄργιλος* von der „weißen Erde“. Vgl. das Interpretamentum *ἡ σμηκτὶς* (überl. *σμικτή*) *γῆ, ἡ λευκόγειος* bei Hesych.

Mainz. Fr. Specht.

Lat. *ignosco*.

Das *in* in lat. *ignosco* hat die verschiedensten Deutungen erfahren, die J. B. Hofmann, LEW.[3] I 677f. anführt und mit dem ihm eignen Scharfsinn geprüft und beurteilt hat. Bei der Besprechung der Ansicht, daß *in* in lat. *ignosco* auf das negative *in* zurückgehe, kann ich ihm aber in dem einen Punkt nicht zustimmen, wenn er sagt, daß „die Bedeutungsentwicklung 'nicht kennen' zu 'nicht kennen wollen, ignorieren, verzeihen' nicht zu stützen ist". Gewiß ist es richtig, daß sonst weder lat. *ignoro* und lat. *nescio*, noch griech. *ἀγνοεῖν* in der Bedeutung 'nicht kennen' zu 'verzeihen' führen. Aber daß für Horaz *ignoro-ignotus- ignosco* innerlich zusammengehörten, scheint mir aus Sat. I, 3,22 ff.

> Maenius absentem Novium cum carperet, „heus tu"
> quidam ait „ignoras te an ut ignotum dare nobis
> verba putas"? „egomet mi ignosco" Maenius inquit,

deutlich hervorzugehen. Außerdem gibt es im An. einen genauen Bedeutungsübergang, auf den bereits Cleasby-Vigfusson in ihrem Wörterbuch hingewiesen haben.

Im An. ist die Partikel *mis(s)* mit dem negierenden *ó* oft gleichbedeutend. Zwischen *misjafn* und *ójafn* oder *missáttr* und *ósáttr* u. a. ist so gut wie kein Unterschied. Nur kann *mis-* im Gegensatz zu *ó-* auch mit Verben verbunden werden. Den Präsensbildungen auf *-skō* stehen ferner oft Präsentien mit *n* gegenüber, wofür ich auf meine Zusammenstellungen, Festschrift für Endzelin verweise[1]). Somit läßt sich bei der Annahme von negativem *in* in *ignosco* das Wort etymologisch genau durch an. *miskunna* „verzeihen" wiedergeben, wozu das Verbalsubstantiv *miskunn* „Verzeihung" gehört. Man vergleiche Beispiele wie diese[2]): Strengleikar (ed. R. Keyser und C. R. Unger, Christiania 1850) 42_{32} *Nu bið ek þik, at þú miskunnir því, er ek hefi misgǫrt* „Nun bitte ich dich, daß du mir das verzeihst, was ich verfehlt habe". Fornmanna sǫgur VIII 239_{15} *mun hann ok ǫllum miskunna, þeim er vilja þjóna at flærðlausu* „er wird auch allen verzeihen, die ihm ohne Trug dienen wollen" oder mit Akkusativ der Person, der der ursprüng-

[1]) Dahin gehört auch die Tatsache, daß im Armenischen neben Präsentien auf *-čim* aus *-skō* solche auf *-num* stehen, wie *tʻakʻčim* neben *tʻakʻnum* „sich verbergen" u.s.w., s. Meillet, Esquisse [2]110. [Nachtrag. Was aus der Festschrift für Endzelin, deren Erscheinen zu Beginn des Jahres 1943 durch den „totalen Krieg" verhindert wurde, geworden ist und wo die Manuskripte, die in Riga lagen, hingelangt sind, weiß ich nicht.]

[2]) Die Beispiele habe ich zumeist Fritzner, Ordbog[2] entnommen.

lichen Bedeutung gerechter wird, sich aber im Lat. nicht mehr findet, Strengleikar 74₃ *Ef hon miskunnar mik ei, kvað hann* „wenn sie mir immer verzeiht, sagte er" oder für das Verbalsubstantiv Egilsaga 22,10 *Vill Þórólfr upp gefaz ok ganga á vald mitt til miskunnar, ok* „Will Thorolf sich ergeben und sich zur Verzeihung in meine Gewalt begeben, so . . .".

Von der Seite der Bedeutung steht also einem Übergang von „nicht kennen" zu „verzeihen" nichts im Wege. Dafür daß lat. *ignoro* und *nescio* nicht den gleichen Weg gegangen sind, hat O. Immisch Glo. XIX 22 ff. Gründe angegeben. Schwierigkeiten macht bekanntlich nur das Formale, weil negatives *in* nur Adjektiva und Partizipia, aber keine Verben verneint[1]). Th. Bergk, Fleckeisens Jhrb. CVII, 43 (1873) ist bekanntlich von *ignoscens fuas(sis)* ausgegangen, das ein ihm gleichbedeutendes *ignosce* hervorgerufen haben soll. Sehr viel wichtiger scheint mir aber für die Schaffung eines *ignoscere* das Partizipium *ignotus* gewesen zu sein, worauf auch Immisch, a. a. O. 24 und in anderer Weise Wackernagel, a. a. O. 292 hingewiesen haben[2]). Da die ganze Neubildung längst vor dem Erscheinen unserer Quellen abgeschlossen ist, lassen sich die Übergänge an der Hand unserer Texte nicht mehr verfolgen. Auffällig ist jedoch zunächst der Gegensatz im Vokalismus zwischen *agnitus*, *cognitus* einerseits und *ignotus* andererseits. Während das einfache Partizipium *nōtus*, griech. γνωτός ungeschwächt blieb, mußte im Kompositum bei ursprünglichem Doppelakzent eine Schwächung erfolgen. Es ist ungefähr dasselbe, wenn das bereits geschwächte ai. *stīrṇá-* in der Komposition *ástṛta-*, *ániṣṣtṛta-* eine weitere Abschwächung erfährt. Nur ist *ástṛta-* eine bereits idg. Bildung. *Ignōtus* dagegen kann erst auf lat. Boden nach *nōtus* geschaffen worden sein. Zu einem solchen *ignōtus* „nicht kennend, unbekannt, verziehen", das auf *notus* reimte, wurde dann nach dem Muster *nōtus: nōsco, nōvi, nōscere* ein *ignōsco, ignōvi, ignōscere* gebildet. Hierbei mögen Sätze wie Ter. Andr. 474 ignotumst, tacitumst, creditumst. Cic. de inv. II Kap. 32 § 100 Atque hoc in loco, si facultas erit, exemplis uti oportebit, quibus in simili excusatione non sit ignotum. Cic. ad Att. XI, 14 Omnes enim Achaici deprecatores itemque in Asia, quibus non erat ignotum, etiam quibus erat, in Africam dicuntur navigaturi. Auct. ad Her. II Kap. 17

[1]) Vgl. dazu Wackernagel, Vorlesungen über Syntax II 284 ff.

[2]) Wackernagel hat aber, Symbolae philologicae O. A Danielsson oblatae (1932) 384 das über *ignosco* mit negierendem *in* Gesagte zu Gunsten einer anderen Erklärung zurückgenommen.

§ 25 si tali de causa aliis quoque ignotum est. Bell. Afr. 31 animadvertebat . . . ignota peccata u. a. den Ausgangspunkt gebildet haben.

Wenn auch für die Bedeutungsentwicklung eines Wortes, dessen Geschichte sich vor dem Beginn unserer Überlieferung abspielt, kein bündiger Beweis erbracht werden kann, daß die Entwicklung so verlaufen ist, so macht doch der gleiche Bedeutungsübergang im Altnordischen und der Gegensatz zwischen *agnitus, cognitus,* aber *ignōtus* die Annahme wahrscheinlich, daß in lat. *ignosco* das negative *in* enthalten ist. Wichtig ist aber in diesem Falle, daß hier wie so oft Germanen und Römer in ihrer Auffassung des Verzeihens als ein „Verzicht auf eine Ahndung" (Immisch, a.a.O. 16) übereinstimmen und im Gegensatz zu der ganz anderen Vorstellung der Griechen stehen.

Mainz. Fr. Specht.

Zum Suffixwechsel *t*—*s*.

Ai. *poṣayitnú-* „nährend" des RV. steht im AV. *poṣayiṣṇú-* gegenüber. Derselbe Gegensatz zwischen adjektivischen Ableitungen auf *-tnu-* und *-snu-* begegnet auch sonst in den vedischen Schriften, wie in *mādayitnú-* neben *mādayiṣṇú-* „berauschend". Vgl. die Sammlungen bei Lindner, Altind. Nominalbild 81 und 113. Diese Bildungen sind morphologisch völlig klar. Von einem Kausativstamm sind zunächst Adjektiva auf *-i* im Sinne eines Partizipium Präsentis gebildet worden. Ein solches **poṣayi-* wurde dann mit *t* oder *s* erweitert, woran noch ein Suffix-*nu* trat. Diese *t*- und *s*-Erweiterungen sind demnach denjenigen Bildungen einzureihen, die ich Urspr. 344 ff. besprochen habe. Der gleiche Wechsel von *t* und *s* findet sich in ahd. *blîdida* bei Tatian[1]) aus urgerm. **blīþi-þ-ō* und ags. *bliþs, bliss,* as. *blîdsea* aus urgerm. **blīþi-s-ī,* in ahd. *miltida* „misericordia"[2]) und ags. *milds, milts,* in ahd. *juhhidi* (Tat.) „Gespann" aus idg. *i̯ug-e-t-* und griech. ζεῦγος aus **i̯eug-e-s-* u.s.w. Eine Ableitung des urgerm. *blîþisî* aus dem Komparativ **blīþis,* wie Falk-Torp, Wortschatz der germ. Spracheinheit 286 annehmen, kommt nicht in Frage. Dem widerspricht auch das dem *s* vorhergehende *i,* das wie das *i* in urgerm. **blīþiþō* nur idg. *e* sein kann.

Mainz. Fr. Specht.

[1]) Vgl. dazu Gutmacher, PBrB. XXXIX 33.

[2]) PBrB. XXXIX 34.

Zum Ersatz des Ablativs.

In den idg. Sprachen wird bekanntlich im Singular der Ablativ bis auf die *o*-Stämme durch den Genitiv, im Plural dagegen durch den Dativ ersetzt. Wackernagel-Debrunner, Ai. Gr. III 1,67 führen die Literatur darüber an und fügen hinzu: „überhaupt ist es schwer verständlich, wieso im Plural der Ablativ mit dem Dativ, im Singular mit dem Genetiv zusammengeht.“ Ähnlich drückt sich Hirt, Idg. Gram. VI 41f. aus: „Das ist außerordentlich auffallend und ganz unverständlich“. Wenn man sich aber einmal von dem Gedanken frei macht, daß die Entstehung der einzelnen idg. Kasus nicht auf einmal erfolgt ist, sondern die Ausbildung lange Zeit gedauert hat und vor allem die Pluralkasus außer dem Nominativ verhältnismäßig spät geschaffen worden sind, so wird, glaube ich, diese merkwürdige Verwendung völlig klar. Im Singular mußten die *o*-Stämme für den Ablativ mit Hülfe der Endung des Personalpronomens einen neuen Kasus bilden (Verf., Urspr. 371), da die zur Verfügung stehenden Endungen, der Kasus auf *ī* und das pronominale -*s*(*i̯*)*o*[1]), deutlich die Zugehörigkeit bezeichneten, die für den Ablativ nicht paßte, Verf. a.a.O. 342. Unter den Pluralkasus ist der Genitiv sicher der späteste, Verf. a.a.O. 367, 376. Er wurde erst geschaffen, als der Ablativ Pluralis schon ausgebildet war. Daher konnte der Ablativ Pluralis nicht beim Genitiv Anschluß finden, sondern verband sich mit dem älteren Dativ zu einer Einheit. Verständlich ist dieser Ersatz ohne weiteres, denn während durch den Ablativ die Trennung von einem Gegenstande wiedergegeben wurde, konnte durch den Dativ auch der gegensätzliche Sinn, die Richtung auf einen Gegenstand, ausgedrückt werden. Begriffe z. B. wie „sich nähern“ und „entfernen“ sind aber eng verwandt und unterscheiden sich nur vom Standpunkt des Beschauers aus. Daher können sie sich auch syntaktisch angleichen. Ich erinnere an griech. Verben wie *πελάζειν*, *πλησιάζειν*, die neben dem Dativ auch mit dem Genetiv im Sinne eines Ablativs verbunden werden können[2]). Auch die merkwürdige Rektion von griech. *ἀπύ* und *ἐξ* mit Dativ im Arkad.-Kyprischen wird man in diesen Zusammenhang rücken müssen.

Mainz. Fr. Specht.

[1]) Vgl. dazu J. Wackernagel, Festschrift für de Saussure 147ff.

[2]) Weiteres Material aus dem Ai. bei Gaedicke, der Akkusativ im Veda 144,1, dazu Delbrück, Vgl. Syntax I 190f., andere Berührungspunkte zwischen Dativ und Ablativ bei Brugmann, Gr.[2] II, 2, 483.

Griech. Ἔνδενδρος.

O. LXVI habe ich zu zeigen versucht, daß das alte idg. Wort für die „Eiche" immer durch neue Begriffe in den verschiedensten Sprachen ersetzt wird, weil der Mensch in der Eiche den Sitz des Blitzgottes sah und ihm daher die Benennung des Baumes mit dem richtigen Namen unheimlich vorkommen mußte. Daß auch griech. *δένδρεον* mindestens mundartlich einst Ersatzwort für die Eiche war[1]), lehrt die Hesychglosse *Ἔνδενδρος παρὰ Ῥοδίοις Ζεύς*.

Mainz. Fr. Specht.

Ags. *ent, entisc*, aksl. *ispolinъ, spolinъ*.

Bei H. Naumann, Geschichte der deutschen Literatursprachen (Leipzig 1926) 7 und A. Bach, Geschichte der deutschen Sprache[2. 3] (Leipzig 1943) 62 finde ich, daß nach neuerer Forschung (Axel Olrik) ags. *ent* „Riese", mhd. *enz* „Ungeheuer" < **anti-*; ags. *entisc* „riesig, riesenhaft"; *entcynn* „Riesengeschlecht" mit dem kunstreichen kaukasischen Volk der *Antier* (Tscherkessen)[2]) in Verbindung gebracht ist. F. Holthausen, Altengl. etym. Wb. 91 s. v. *ent* kennt die Etymologie nicht (oder noch nicht), sondern verweist auf Walde-Pokorny I 181. Ags. „*entisc* und *enta geweorc*" ist eine Formel für kunstreiches kostbares Schmiedehandwerk. Vermittler sollen die Goten gewesen sein. Mit ags. *ent* „Riese": *Antier* vgl. man das Verhältnis von aksl. *ispolinъ, spolinъ* „Riese, gigas" (Miklosich, Lex. Palaeoslov.-Graeco-Lat. 265b und 872a): zum Volksnamen der *Spali* (gens Spalorum bei Jordanes Get. IV 27), *Spalaei* (Plinius VI 7, 22), griech. *Σπάλοι*, Berneker, E.Wb. I 434 s. v. *ispolinъ*; Vondrák, Vergl. slav. Gramm. I[2] 52.

Schwerin i. M. Ernst Schwentner.

---

[1]) Vgl. dazu noch *δενδρυάζειν· ταπεινῶς ὑπὸ τὰς δρῦς παραφεύγειν. προσέχειν σκέπῃ*. Hes.

[2]) Ist damit identisch das Volk der *Anten*, griech. *Ἄνται* bei Menander Protektor frag. 6; Müller, F. H. G. IV 204, mit dem G. Vernadsky, On the origins of the Antae, JAOS. LIX (1939) 56, toch. A *ānt* „Fläche, ai. *tala-*" verbinden wollte? Vgl. o. LXVIII 190.



Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen

BEGRÜNDET VON A. KUHN

NEUE FOLGE / VEREINIGT MIT DEN
Beiträgen zur Kunde der Indogermanischen Sprachen
BEGRÜNDET VON A. BEZZENBERGER

HERAUSGEGEBEN VON
ERICH HOFMANN, F. MEZGER, HANNS OERTEL, FRANZ SPECHT †
und PAUL THIEME

69. BAND
3./4. HEFT



1 9 5 1

Göttingen / Vandenhoeck et Ruprecht

Inhalt.

Beiträge, die vorwiegend die indogermanischen Sprachen Asiens betreffen, werden an Prof. Dr. Paul Thieme, (19) Halle a. S., Hoher Weg 17, erbeten; solche aus dem Gebiet der übrigen indogermanischen Sprachen, sowie über indogermanische Altertumskunde an Prof. Dr. Erich Hofmann, (24b) Kiel, Holtenauer-Straße 134. Beiträge von in Amerika lebenden Mitarbeitern werden am besten an Prof. F. Mezger, Oak Hill Farm, Henderson Road, Bridgeport, Pa., U.S.A., gesandt. Arbeiten über allgemein indogermanische Gegenstände ist jeder der drei Schriftleiter entgegenzunehmen bereit. Die Schriftleitung dieses Heftes besorgte Prof. Hofmann. Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, welche ein Herausgeber erbittet.

Gedruckt mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.

FRANZ SPECHT

Durch einen plötzlichen, vorzeitigen Tod wurde uns wieder ein langjähriger, eifriger Mitarbeiter und treuer Herausgeber entrissen: am 13. Nov. 1949 verstarb in Mainz Franz Specht im Alter von 61 Jahren. Wie für die indogermanische Sprachwissenschaft, so bedeutet das für uns einen herben, einen unersetzlichen Verlust.

Von W. Schulze noch kurz vor seinem Tode im Jahre 1934 zusammen mit E. Schwyzer als Herausgeber unserer Zeitschrift bestellt, hat F. Specht ihr in unermüdlicher, selbstloser Arbeit gedient, mit einer aus innerstem Herzen kommenden Anteilnahme an der Aufgabe, auch über die schwierigsten und bittersten Zeiten die Zeitschrift fortzuführen, die seit nunmehr gerade 100 Jahren das Hauptorgan der deutschen indogermanischen Sprachforschung gewesen ist, auf deren Seiten fast alle führenden deutschen und eine Reihe ausländischer Forscher zu Worte gekommen sind, die die von Franz Bopp begründete Methode der systematischen Vergleichung des Baus der verwandten Sprachen der idg. Familie im Sinne einer historischen Wissenschaft entwickelt und zu glanzvollen Ergebnissen geführt haben. Ihr Erbe, insbesondere das der beiden großen deutschen Indogermanisten Johannes Schmidt und W. Schulze, das zu einem nicht geringen Teil in Arbeiten beschlossen liegt, die in der „KZ." veröffentlicht sind, als kostbaren Besitz zu hüten und zu mehren, betrachtete er als den Beruf seines Lebens, dem er auch als Herausgeber in vorbildlicher Art gerecht geworden ist.

Noch grausamer als der Verlust des Herausgebers trifft uns der des Mitarbeiters. Seit dem Beginn der zwanziger Jahre hat F. Specht unserer Zeitschrift in regelmäßiger Folge seine Beiträge anvertraut. Auch ohne seine größeren Arbeiten — die Herausgabe

und grammatische Bearbeitung der Baranowskischen litauischen Dialekttexte (1920 u. 22), die Ausgabe des Šyrwid (1929) und schließlich das große Werk „Der Ursprung der indogermanischen Deklination“ (1943), in dem ein gewaltiges Material von ganz neuartigem Standpunkt aus und mit selbstgeschaffener Methode gedeutet wird — würde das Bild seiner eigenartigen wissenschaftlichen Persönlichkeit mit hinreichender Schärfe aus diesen Beiträgen erkennbar sein und seine charakteristische Stellung in der idg. Sprachwissenschaft deutlich werden.

Die eigentümliche Begabung F. Spechts lag weniger in der klaren, abwägenden Darstellung und der systematischen, abschließenden Aufarbeitung einzelner Wissensgebiete, wie sie sein ehemaliger Mitherausgeber E. Schwyzer in seiner Griechischen Grammatik in vollendeter Weise geleistet hat, als vielmehr in der ständigen Wachsamkeit und stets überraschend ursprünglichen Kraft seiner Kombination, die sich an Einzelheiten zu entzünden pflegte, denen ihre Erklärung und Einordnung innerhalb des Ganzen noch zu verschaffen war. Er beherrschte in ganz seltener Weise die Tatsachen der sprachlichen Überlieferung — ein hervorragender Kenner, von dem auch der Einzelphilologe lernen konnte, vornehmlich des Baltischen, Griechischen, Italischen und Germanischen. Er kannte sie aus erster Hand, aus den Texten selbst, auch den abgelegensten und sprödesten: innigst vertraut wie etwa mit dem Hesych war er mit den ahd. Glossen. Die im ständigen Verkehr mit den Quellen erworbenen sicheren Kenntnisse hielt ein glänzendes Gedächtnis ihm jederzeit gegenwärtig. Eigentlich lebendig aber wurde die Masse seines Gedächtnisstoffes durch eben seine Gabe des Verknüpfens, des Aufspürens von Zusammenhängen. Sie wurde gewissermaßen in Bewegung gehalten durch einen sprudelnden Reichtum von Einfällen, die häufig gerade durch ihre Einfachheit schlagend wirken. Eine Fülle unbestrittener, unbestreitbarer Lösungen grammatischer Probleme, vor allem auf dem Gebiet der Wortbildung, das er immer besonders gepflegt hat, liegt reich verstreut in seinen kleineren und größeren Aufsätzen, die in unserer Zeitschrift erschienen sind.

Aber F. Specht war nicht nur beobachtender Philologe und vergleichender Grammatiker. Stärker der Spekulation geneigt als sein von ihm hochverehrter Lehrer W. Schulze, der ihm in der Methode sprachwissenschaftlich-philologischer Beobachtung das Vorbild war, hat er sich nicht begnügt, Zusammenhänge zu konstatieren und Entsprechungen aufzuzeigen. Er wollte deuten. Versuche solcher Deutung, die schließlich in seinem „Ursprung der idg. Deklination“ eine Zusammenfassung erfahren, finden sich seit seiner Abhandlung „Zur Geschichte der Verbalklasse auf $\bar{e}$“ (o. LXII 29—115) immer wieder in seinen späteren Aufsätzen. Zusammengehend mit einer Abwendung von der allzu abstrakt-schematischen Sprachauffassung der „junggrammatischen“ Richtung vollzieht sich die Hinwendung zum sprechenden Menschen, zum Volk, das seine Sprache schafft und umgestaltet. Hinter der rekonstruierten Grammatik erscheint die idg. Sprache als Ausdruck einer Denkart, als „Spiegelbild der idg. Kultur“. Mit energischem Zugriff wird die Verbindung mit der Vorgeschichtsforschung hergestellt. Grammatische Einzelheiten werden mit vor- und frühgeschichtlichen Völkerbewegungen in einen meist bestechend anschaulichen Zusammenhang gebracht.

Freilich, das liegt in der Natur der Sache, daß es sich hier nicht mehr um „unbestreitbare Lösungen“ handeln kann. Wir stehen im Gebiet kühner Arbeitshypothesen — kühnerer, so wird es manchem scheinen, als Specht selbst es zugeben wollte, — die an den Tatsachen immer wieder nachgeprüft werden müssen, ehe ihre Gültigkeit sich wirklich bewährt hat. Wie immer aber schließlich die hoffentlich recht lebhafte Diskussion der von Specht mit großzügigem Schwung in Angriff genommenen Fragen verlaufen und zu welchem Ergebnis einmal die Forschung kommen wird, jedenfalls werden seine Gedanken die Zukunft unserer Wissenschaft anregend und befruchtend begleiten, wird seine Arbeitsweise, die sich nie darauf beschränkt alten Argumenten eine neue Seite abzugewinnen, sondern grundsätzlich bemüht ist, die Diskussionsbasis durch frisches Beobachtungsmaterial zu erweitern, und seine leidenschaftliche Hingabe an die Arbeit unser Vorbild sein. Auch

wer es nicht liebt, in den schwierigen letzten Fragen der linguistischen Prähistorie so entschiedene Stellungen zu beziehen, wie sie Specht einnehmen zu können glaubte, wird sich mit seinen Gründen auseinandersetzen müssen und wird dankbar eine Menge von Gesichtspunkten und Tatsachen, die nur ein Forscher zur Diskussion stellen konnte, der wie er die Sprachen, mit denen er arbeitete, kannte, sei es zustimmend, sei es entgegnend in seine Beweisführung aufnehmen.

So wird er bei uns bleiben. Wie im dankbaren Gedächtnis der Schriftleitung und des Verlages unserer Zeitschrift und der Freunde, die ihm menschlich nahe standen und seine Persönlichkeit in ihrer anregenden Lebhaftigkeit, ihrer Schlichtheit und Ehrlichkeit zu lieben gelernt haben, so in der künftigen Arbeit unserer Wissenschaft, der er neue Fundamente erarbeitet und dauerhafte Erkenntnisse in reichem Maße geschenkt hat und der seine auf dem mühsam bestellten Boden grammatischer Analyse erwachsende, vom Abstrakt-Linguistischen zu geschichtlicher Anschauung drängende Phantasie Möglichkeiten einer Schau in die lockenden, rätselhaften Fernen der Frühgeschichte der idg. Sprache und des sie tragenden Volkstums gezeigt hat.

In den großen Schmerz um ihn, der, in seinen letzten Lebensjahren selbst von härtesten Schicksalsschlägen getroffen, die deutsche idg. Sprachwissenschaft in einer Stunde ernstester Not nun fast verwaist zurückgelassen hat, darf doch auch uns das stolze Wort klingen: „Denn er war unser!“

Schriftleitung und Verlag der Zeitschrift
für Vergleichende Sprachforschung

Zu dem Wechsel von *p* und *m* und ein idg. Wort für die „Bohne".

Zu dem Wechsel zwischen *p* und *m*, den ich ob. LXVIII 122ff. behandelt habe, füge ich zunächst aus dem Lettischen und Litauischen noch weitere Beispiele hinzu:

Lett. *strèi-m-uļuôt* „straucheln" neben *streĩ-p-uļuôt, strai-p-alât* „dass.", *streî-p-ulis* „der unsicher geht, taumelt", lit. *stri-p-ailuoti* „taumeln".

Lett. *skrù-m-sla* „kleines Stück, Krümchen, Splitter", *skru-m-stala* „Splitter von einem Knochen", *skru-m-slis* „kleines Stück, Splitter" neben lett. *skru-p-ata* „Krümchen, ein Wenig", *kru-p-s* „winzig", abg. *kru-p-a* „Krümchen, Brocken" u.a. (Berneker, SlEW. I 630; Trautmann, BSlW. 143).

Lett. *klī-m-ât* „hastig und viel (fr)essen" neben *klī-p-ât* „dass.", dazu die Substantiva *klĩ-m-a* und *klĩ-p-a* „der hastig und viel ißt".

Lett. *cir-m-is, ķiȓ-m-is*, lit. *kir-m-ìs* „Wurm, Holzwurm" neben lett. *ķìr-p-is ķir-p-a* „dass.", *cir-p-enis*[1]) „dass.", und mit idg. *b* oder *bh* lit. *kìrb-u, kiȓb-ė́-ti* „sich bewegen, wimmeln".

Lit. *apker-m-ėti* neben *sukér-pėti* „reichlich wachsen" und *b* in *kér-b-ėti* (Jušk. W. II 81b).

Lit. *iššika-m-ar-úoti* neben *iȓsikã-p-an-oti* „sich von etwas befreien".

Lit. *apsikùr-m-ulti apsikùr-m-oti* (Jušk. W. I 68b) „sich fest umwickeln", *apkúr-m-oti* „dicht umkleiden" (Jušk. W. I 49b) neben lit. *kùrpė* „Schuh".

Lit. *gaĩ-m-uras* „kranker, heruntergekommener Mensch und Tier" — lit. *kaĩ-p-ti* „kränkeln" mit wechselnder Artikulationsart im Anlaut und mit *b* in lit. *geĩ-b-ena* „entkräfteter, heruntergekommener Mensch", lit. *gvaĩ-b-ti geĩ-b-ti* „von Kräften kommen".

Lett. *dri-m-ê-t* „zittern, wanken" — lett. *dri-p-êt* „(beben), dröhnen, klirren"; dazu mit andrer Artikulationsart lett. *tri-m-êt* „sich bewegen" — *tri-p-inât* „schütteln" und griech. *τρέ-μ-ω* — *τρέ-π-ω*, abg. *tre-p-etъ* „Zittern".

Lett. *kvẽr-m-is* „Knirps" — lett. *kveȓ-p-is* „dass.".

Lett. *vir-m-uļuôt* „wirbeln" — lett. *vir-p-uļuôt* „dass.".

Dazu kommen aus anderen Sprachen: got. *hil-m-s* „Helm" neben lit. *šel̃-p-ti* „helfen" und *b* in got. *hilpan* „dass."

griech. *δρᾶ-μ-α* neben *δρα-π-έτης* und *b(h)* in lit. *dár-b-as* „Arbeit".

---

[1]) Endzelins Vermutung (Wörterb. I 386), lett. *cirpenis* habe sein *p* nach *cìrpt* oder *tàrps*, ist abzulehnen.

Lat. *pal-m-a* neben *pal-p-us*, *pal-p-um*, *pal-p-are*, die man nach meiner Meinung heute mit Unrecht von einander trennt.

Pol. *tłum* aus **tъl-m-ъ* „Menge, Leute" neben abg. *tlъpa*, russ. *tol-p-á* „dass." (Brückner, o. XLVIII 186).

Lat. *li-m-us*, ahd. *lei-m*[1]) „dass., Lehm" neben ai. *ré-p-as-* „Fleck, Schmutz", hom. *λί-π-α* u. a.

An. *gæi-m-e* „Meer" neben ags. *geo-f-on*, *gi-f-on*, ags. *geƀan* „dass.", falls ags. *f* idg. *p* fortsetzt.

Griech. *κλα-μ-αράν· πλαδαράν, ἀσθενῆ* Hes. neben griech. *κλέ-π-ας· νοτερόν, πηλῶδες ἢ δασὺ ἢ ὑγρόν* Hes., griech. *κλέ-π-ος· ... νοτερόν ...* Hes., lit. *šlã-p-ias* „naß".

Ags. *clǽ-m*, „Lehm", ags. *clǽ-m-an* an. *klei-m-a* „schmieren", ahd. *klei-m-en* „leimen" neben ahd. *kl-e-bên* „kleben", *klei-ben* (Otfr.) „befestigen, ankleben u.s.w.", falls *b*, was höchstwahrscheinlich ist, auf idg. *p* zurückgeht.

Griech. *δολο-μ-άν· μαστροπόν. Λάκωνες* Hes., *δολά-ν-α· μαστροπός* Hes. neben *δόλο-π-α· κατάσκοπον, μαστροπόν* Hes.

Lat. *tu-m-idus* neben ai. *tū-p-ará-*, „hornlos". Vgl. zur Bedeutung das synonyme *turgidus* bei Horaz, carm. III $13_{3ff.}$ cras donaberis haedo, cui frons turgida cornibus . . . .

Hesych kennt ferner ein kypr. *ἀβρε-μ-ής· ἀβλεπής* und ein *ἀβρο-μ-ία· σκοτεία*. Da *l* und *r* oft im Austausch miteinander stehen (Urspr. 318 ff.), so ist die Glossierung *ἀβλε-π-ής* das Gegenstück dazu. Auch das Paar *βλω-μ-οί· στραβοί* Hes. neben hom. *παραβλώ-ψ* gehört hierher.

RV. VII 50,4 stehen die Adjektiva *aśimidā́s* und *aśipidā́s* (NPl.f.) nebeneinander. Es sind Bezeichnungen dafür, daß gewisse Begriffe frei von Krankheiten sind. Ai. *śímidā* ist uns AV. IV 25,4 als Name einer Unholdin bekannt, ai. *śipada-* soll nach Sāyaṇa eine Krankheit bezeichnen. Da diese aber nach altem idg. Volksglauben durch böse Geister hervorgerufen werden, so könnten *aśi-m-idá-* und *aśi-p-adá-* etymologisch wieder zusammengehören.

Niedermann hat IA. XX 176 auf Grund der Arbeit von E. Kuhnert „Feuerzauber" Rhein. Mus. XLIX 37 ff. wahrscheinlich gemacht, daß das zweimal belegte osk. *lamatir* „uratur" bedeutet[2]). Ist das richtig, so steht dem *m* in *lamatir* ein *p* in lit. *ló-p-ė* „Licht, Bündel, Leuchtspäne" pr. *lo-p-is* „Flamme", lett. *lā-p-a* „Fackel"

[1]) Vgl. dazu W. Schulze, Kl. Schr. 468.

[2]) Über andere Deutungen des Wortes s. Marstrander, NTf. Spr. IX 318 ff., der aber Niedermanns Deutung nicht erwähnt.

gegenüber. In diesem Falle könnte das *a* in osk. *lamatir* lang sein. Griech. *λοφνίς*, das auf **lopsnis* zurückgehen könnte, ist wegen seines Wurzelvokals nur mit großer Schwierigkeit damit zu verknüpfen.

Diesen Beispielen füge ich noch ein letztes bei, das einer längeren Erörterung bedarf. Das griech. Wort für die „Bohne" *κύαμος, κύμηχα· κύαμον* Hes. kennt im Anlaut auch Formen mit *p*[1]) in *πύανοι· κύαμοι καὶ πᾶν ὄσπριον* Hes. und Pollux, *πύανοι· κύαμοι, ἀφ' ὧν Πυανοψία* Phot. Lex., *πούανοι· καυμοὶ ἑφθοί, ὄσπριον* Hes., *πύανον = ὁλόπυρον* Heliodor bei Athen. IX 406d, *πυάνα·* „Bohnenbrei" Hes. unter *πυανόψια· ἑορτὴ Ἀθήνησιν* . . ., für das nach dem Lexikon des Harpokration und Phot. Lex. sub *πυανοψία* die übrigen Griechen *Πυανόψια* (*Πυανοψία*) gesagt haben sollen, *πυάνιον· τὸ διὰ τοῦ γάλακτος ῥόφημα. οἱ δὲ πανσπερμίαν ἡψημένην ἐν γλυκεῖ.* Hes., *πύννους· κυάμους ἑφθούς* Hes., *πυνικούς· τοὺς ἑφθοὺς ἐρεβίνθους καὶ φακούς* Hes., dazu der Monatsname att. *Πυανεψιών*, dem in Kyzikos ein *Κυανεψιών*, in Samos ein *Κυανοψιών* entspricht.

Sehen wir von den beiden letzten Namen ab, deren anlautendes *κ* sich leicht durch Beeinflussung von *κύαμος* erklären läßt, so ist die Verteilung von anlautendem *k* und *p* ganz eindeutig; *k* steht vor inlautendem *m*, *p* vor inlautendem *n*, wo *m* und *n* auf älteres *mn* zurückgehen. Das legt den Gedanken nahe, daß *k* vor *m* aus *p* hervorgegangen ist[2]). Es liegt also die gleiche Dissimilationserscheinung vor wie in ai. *klóman-* „Lunge" aus **ploman-* gegenüber griech. *πλεύμων* (W. Schulze, Kl. Schr. 57) oder bei dem gleichlautenden *κύαμος· . . . τὸ ὑπὸ τὴν θηλὴν τοῦ μαστοῦ πρῶτον συνιστάμενον γάλα* Hes. oder bei Poll II. 163 *ὁ δὲ περὶ τῇ θηλῇ μελαινόμενος κύκλος, φῶς, ἡ δὲ πρώτη τοῦ γάλακτος ὑπ' αὐτῷ πῆξις· κύαμος τὸ δὲ ὑποπιμπλάμενον τοῦ γάλακτος κόλπος καὶ ἄσκωμα* gegenüber *πῦος, πῦαρ, πυτία*; *πυόν· γάλα τὸ πρῶτον, ὃ πήγνυται ἑψόμενον* . . . Hes., *πύϊον· γάλα* Hes. u. ob. *πυάνιον· τὸ διὰ τοῦ γάλακτος ῥόφημα* . . . Hes. s. ob. Damit gewinnen wir eine Grundform **pu-mn-* zu einem ehemaligen **peu-men-* „Schwellung", deren unmittelbare Fortsetzungen in *κύμηχα*[3]), *πύννους* und *πυνικούς*

[1]) Das Material bei Joh. Schmidt, Krit. 118f. und Solmsen, Über Dissimilations- und Assimilationserscheinungen bei den altgriech. Gutturalen 13f., denen ich aber in der Einzelbeurteilung nicht folgen kann.

[2]) Wie ich nachträglich sehe, hat das auch Solmsen a. a. O. beiläufig erwogen. Aber er führt griech. *κ* und *π* auf idg. *k̑ᵘ̯* zurück; ähnlich auch Schwyzer, Griech. Gr. 302.

[3]) Wenn in *κύμηξ* altes *ē* vorliegt, so ist es in seiner Stammbildung lat. *carex, frutex, rumex* usw. anzuschließen, Verf., Urspr. 72.

vorliegen. Neben der schwundstufigen Wurzel *pu-* hat aber auch ein *pū-* gestanden, das vor *mn* zu einer Grundform *puu̯mn-* führen konnte[1]). Sie erscheint in allen Formen, in denen im Griech. *α* auf *υ* folgt. Wie sich aber neben idg. **duu̯ō* ein **du̯ō* findet, so war neben **puu̯mn-* auch ein *pu̯mn-* möglich, das in *Πανόψια* wiederkehrt. Diesem idg. **pu-mn-*, *puu̯mn-* u.s.w. steht nun mit *p* lit. *pupà*, lett. *pupa* „Bohne" gegenüber. Man pflegt das balt. Wort wohl mit Recht mit lett. *paũpt* „schwellen" zu verbinden. Die „Bohne" wäre demnach die „Geschwollene", die „Dicke"[2]). Über diese Wurzel *peu-*, *pou-*, *pū-* hat P. Persson, Beitr. 241 ff. ausführlich gehandelt und gezeigt, daß daneben mit anderer Artikulationsart auch die Wurzeln *bū* und *bhū* stehen. Bildet man nun von *bhū* mit den gleichen Mitteln ein Wort für die „Bohne", so ergibt das ein idg. **bhu-mn-ā* oder mit Hochstufe **bhou-mn-ā*, das im Germ. als as. ahd. *bôna*, ags. *béan*, an. *baun* erscheint. So gewinnen wir eine neue idg. Bohnengleichung **pou-mn-*, **p(o)u-p-* und mit Anlautwechsel **bh(o)u-mn-*, die im Griech., Lit., Lett. und Germ. bewahrt geblieben ist. Sie muß zum ältesten idg. Sprachgut gehören. Wenn sich demgegenüber das früheste Vorkommen der Bohne auf idg. Gebiet erst seit der Bronzezeit nachweisen läßt (Verf., Urspr., 71,1), so werden wir wahrscheinlich doch mit einer Fundlücke zu rechnen haben, die hoffentlich noch einmal von der Vorgeschichte geschlossen werden wird.

Die idg. Bohnengleichung lat. *faba*, pr. *babo*, slav. *bobъ* in russ. *bob* wird erst in der Bronzezeit in dem idg. Siedlungsgebiet aufgekommen sein, das ich Ausbreitung der Idg. 13 ff. und ob. LXII 29 ff kurz umrissen habe. Möglich, daß sich mit dem neuen Namen auch eine neue Züchtungsart verband. Aber genau, wie das ob. behandelte **louksnā* scheint auch **bhab(h)ā* nur bis zu den am weitesten westlich wohnenden Balten, den Preußen, gedrungen zu sein. Ich nenne noch weitere Gleichungen, die für einen ehemaligen ital. (kelt.)-balt.-slav. Sprachraum der Bronzezeit sprechen und stelle kulturgeschichtliche Begriffe an die Spitze. Zuweilen stehen Slav. oder Teile des Balt. abseits. Das weist wieder darauf hin, daß die sprachlichen Ausstrahlungen in der Regel vom Westen nach dem Osten gehen. Dahin gehört die Gleichung für den „Bienenkorb" lat. *alvus*, *alveus*, lit. *aulỹs*, *avilỹs* lett. *avuolis*, *avielis*,

---

[1]) Vgl. auch *γύαλον* gegenüber *γυῖον*, *ἔγγυον* u.s.w.

[2]) Vgl. dazu serb. *bȕban* „eine Art Bohne" zu bg. *bъ'bnъ* „schwelle an", serb. *u* und bg. *ъ* gehen auf altes *ǫ* zurück.

russ. *úlej*, cech. *úl* gegenüber der Bedeutung in griech. *αὐλός*, norw. *aul* „hohler Stengel einer Pflanze" (Verf., Ausbreit. d. Idg. 18) und für den Hafer lat. *avēna*, lit. *avižà*, aruss. *ovьsъ* (Verf. Urspr., 298 u. Anm. 1). In dem gleichen Raum wurde ein neues Wort für „Gold" geschaffen, das im lat. *aurum*, sabin. *ausom*, toch. A *wäs* vorliegt und von dort nach Osten bis zu den Preußen und Litauern als *ausis* und *áuksas* vordrang und den älteren Begriff, der im ostlit. *želtas* „golden" noch vorliegt, beiseite schob. Letten mit *zęlts* „Gold" und Slaven mit **zolto* haben den alten Zustand erhalten. Auch lat. *vitrum*, lit. *švìtras* „Glaspapier" (Trautmann, ob. LI 61) gegenüber ai. *śvitrá-* „weiß" wird in dem gleichen Sprachraum entstanden sein. Lat. *vorsus* „Ackermaß" und lit. *var̃stas* „Pfluggewende", pr. *ainawārst* „einmal" (Fick, BB. I 171) setzen für lat. *vertere* und lit. *ver̃sti* den gemeinsamen Übergang von „wenden" zu „pflügen" voraus. Religöser Wortschatz scheint vorzuliegen 1. in lit. *dievótis*, lett. *dievâties* „schwören", osk. *deivātud*, *deivast*, *deivatuns* „dass.", auch pr. *deiwuts*, adv. *deiwūtai* „selig" setzt das gleiche Verbum in gleicher Bedeutung voraus. Žem. *atsidievóti* „sich verabschieden" verdankt seine Bedeutung dem Gruße „*su dievù*". 2. in lat. *secivum* „libum est, quod secespita secatur" Fest. Ihm entspricht abg. *sěcivo* „*πέλεκυς*", wo *ě* aus dem Verbum *sěką*, *sěšti* stammt. 3. in lat. *secūris* abg. *sekyra*, wofür vielfach in den einzelnen slav. Sprachen wie bei *sěcivo* nach dem Verbum langes *ē* eingedrungen ist. In beiden Fällen weist das *v* oder *ū* der Stammbildung auf die alte religiöse Bedeutung (ob. LXIV 1 ff.). Begriffe wie „lügen" sind von den Indogermanen erst geschaffen worden, nachdem sich Teile von ihnen bereits aus der Urheimat entfernt hatten. Die Römer griffen dabei in *mentīri* zu einem *-ti*-Stamm *menti-* aus **m̥nti-*. Das gleiche taten die Preußen in pr. *mēntimai*. Nur legten sie die Hochstufe *menti-* dabei zugrunde. Schließlich nenne ich noch lat. *ros*, abg. *rosa*, lit. *rasà* in der Bedeutung „Tau". Das Wort selbst liegt zwar auch in ai. *rasā́* „Feuchtigkeit", *rása-* „Saft" vor. Aber die Neuprägung „Tau" gehört dem mitteleuropäischen Raum an.

Andere Übereinstimmungen betreffen die Wortbildung. So setzt das slav. Wort für den „Mond" und „Monat" *měsęcь* einen *n*-Stamm voraus, der nur in umbr. *menzne* und sabin. *mesene* wiederkehrt. Das nach idg. *gᵘīu̯os* (lat. *vivus*, abg. *živъ*) umgebildete lat. *mortuus* begegnet nur in abg. *mrъtvъ*. Dem Adjektivum lat. *vetus-tus*, lit. *vẽt-uš-as*, abg. *vet-ъch-ъ* liegt ein *-us*-Namen zugrunde, der in den Sprachen, die die gleiche Wurzel kennen, nicht vorliegt.

Dem *i*-Stamm lat. *axis*, air. *aiss* aus **axis*, lit. *ašis*, abg. *osь* stehen im Germ., Ai. und Griech. andere Bildungen gegenüber. Die verbale *ā*-Erweiterung in lat. *hiāre*, lit. *apžióti*, serb. *zjȁti* ist auf den gleichen Raum beschränkt. Die Bildung des Possessivpronomens des Singulars der 1. Person vom Dat. Sg. des Personalpronomens in lat. *meus*, abg. *mojь*, pr. *mais* ist dem gleichen Sprachkreis eigen. Lit. und lett. mit *mãnas*, *mans* stehen für sich und verwenden die nicht minder altertümliche Ableitung vom Genetiv des Personale. Abermals nur für das Lat., Slav. und Pr. gilt die Verwendung einer adverbiellen Bildung auf *nd* auf die Frage woher, wie lat. *inde*, *unde*, abg. *otъ tądu*, *otъ kądu*, pr. *is twendau*, *is quendau*. Aus der Nominalflexion wäre zu nennen die gelegentliche Verwendung eines N. Sg. auf *-ns* von einem *n*-Stamm, so in osk. *úíttiuf* „Gebrauch", lett. *akmens*, alett. *akmuons* „Stein", pr. *kermens* „Körper", abg. *kamy* aus **kamons* „Stein" (ob. LXIII 183f.). Der Ansatz dazu ist alt, die Entwicklung einzelsprachlich. Im Lat. und Balt.-Slav. treten die Pluralendungen des Dat. Abl. und Instr. lat. *-bus*, lit. *-mis*, *-mus*, abg. *-mi*, *mъ* auch bei konsonantischer Flexion an einen *i*-Stamm.

Mainz. Fr. Specht.

Blattfüllsel.

Mit unserem geflügelten Wort: *„Besser ein Sperling in der Hand als eine Taube auf dem Dach"* vergleiche man ai. *varam adya kapotaḥ śvo mayūrāt* „besser heute (jetzt) eine Taube als morgen ein Pfau"[1]) Stenzler-Pischel, Elementarbuch der Sanskrit-Sprache[8] (1908) 53; Oldenberg, Literatur des alten Indien (1903) 198; lit. *gerèsnis žvìrblis rañkoje nekaĩ élnis gírioje* „besser ein Sperling in der Hand als ein Hirsch im Walde", Schleicher, Lit. Lesebuch (1857) 104; Seidel, Gramm. der lit. Sprache (1916) 171; altn. *betri ein kráka í hendi en tvær í skógi* „besser eine Krähe in der Hand als zwei im Wald" (Laxdæla saga 96), Brugmann, Syntax des einfachen Satzes (1925) 67. Alle vier Belege sind gute Beispiele für den reinen Nominalsatz (besonders im Sprichwort). Anderer Art ist serbisch *bolje je biti pevac jedan dan nego kokoš mesec* „besser ist es, einen Tag Hahn zu sein, als einen Monat Henne", Delbrück, VS. I 374.

Schwerin i. M. Ernst Schwentner.

---

[1]) [KN. G. A. Jacob, A handful of popular maxims[3], Bombay 1925, 44. Th.].

Miszellen zur balto-slavischen Syntax.

I. Einige Nachträge zu baltischen und slavischen Vergleichspartikeln und zur Parataxe.

Synt. d. lit. Kas. §20a, ausführlicher IF. 45, 91ff. habe ich lit. *nelýginant* behandelt, das eigentlich bedeutet: „indem man nicht gleichsetzt“, dann den Sinn von *lýg* „wie, gleichwie, gleichsam, fast“ angenommen hat. Die semantische Entwickelung ist daher bei ihm ähnlich verlaufen wie bei klruss. *nemov* = *mov*. Dieses bedeutet ursprünglich „sage“, jenes „sage nicht“, d. h. „man könnte nicht gerade behaupten“. Beide sind synonym geworden und fungieren als Vergleichspartikeln. Mit *mov* harmoniert aruss. *rci*, während aus dem Lit. *tartum*, *tarytum(ei)* „man könnte sagen“ usw. eine ähnliche Nuance erhalten haben[1]).

Im dzūkischen Dialekt des Litauischen kommen in Übereinstimmung mit dem Promiscuegebrauch von klruss. *mov* und *nemov* für „gleichwie, so zu sagen, fast, geradezu“ neben einander *sakas* „es wird gesagt“ und *nesakas* „man sagt (freilich) nicht“ vor; daher einerseits TiŽ. 2, 431, Nr. 356, 6 *nuvėj bernas šieno kirscia, sakas iš juoko pavirscia* „der Bursche ging, Heu zu mähen und vor Lachen förmlich umzufallen“, ebd. 8 *nuvėj bernas rugių kulcia, sakas iš juoko prapulcia* „der Bursche ging, um Roggen zu dreschen, um geradezu sich tot zu lachen“.

Andererseits heißt es[2]) TiŽ 1, 135, Nr. VII *kada ponia tris kartus sučiaudis ir nesakas nepasakys „ant sveikatos“, tada jis jos dūšią pagriebsiąs* „wenn die Dame dreimal niesen wird und man nicht geradezu „prosit“ sagt, werde er (der Teufel) ihre Seele fangen“ und *jeigu žmogus sučiaudydavo ir nesakas nepasakydavo „ant sveikatos“, tai velnias pagaudavo to žmogaus dūšią* „nieste ein Mensch, und sagte man nicht geradezu ‚prosit‘, so bemächtigte sich der Teufel seiner Seele“.

Auch der lettische Imperativ *sak* kann sich partikelhafter Funktion nähern; vgl. Janševskis Dzimtene 2, 70 *sak, liels cilvēks, bet darās tīri kā puišelis* „sage, es ist ein großer Mensch (= er will ein großer Mensch sein); aber er führt sich geradezu wie ein kleiner Junge auf“.

IF. 43, 297 habe ich Negationen, die die Funktion von Vergleichspartikeln annehmen können, aufgeführt, so u. a. lit. *néi*, das

[1]) Blsl. 11. 40. 58ff., TiŽ. 3, 483.

[2]) Būga war, wie er selbst zur Stelle bemerkt, die Bedeutung von *nesakas* unklar geblieben.

metatonisches *neĩ* „nicht einmal, und nicht“ ist. Poln. *niby* „gleichsam“ enthält ebenso das mit *neĩ* urverwandte *ni*.

In den altrussischen Bylinen begegnet man Wendungen wie *ne belaja zarja zanimalasja, ne krasno solnce vykatalosja: vyježžal tut dobryj molodec, Ilьja Muromec* „nicht erhob sich die weiße Morgenröte, nicht ging die rote Sonne auf; herausritt da der tapfere Jüngling I. M.“, Bylin. 1, 65 Tichonr. *potom ne jasen sokol vostrepenulsja, a mlad Michajla, syn Danilovič, složil s sebja železo i pobil okolo sebja ljudej mnogoje množestvo* „dann erwachte nicht der leichte Falke, sondern der junge Michael, Daniels Sohn, machte das Schwert los und tötete um sich herum eine große Menschenmenge“ usw.

Überall nähert sich diese Ausdrucksweise Vergleichssätzen: „wie die weiße Morgenröte sich erhob —, so —“; „wie der lichte Falke erwachte —, so —“ usw.

Auch dem litauischen Erzählungs- und Volksliederstil sind derartige Konstruktionen nicht fremd; vgl. Krėvė Raštai 5, 52 (Lied) *ne vėjas pučia, medelius laužo, vai duzga, bizgia visur vylyčios* „nicht weht der Wind und zerbricht die Bäume (= wie der Wind weht —), es brausen (= so brausen) und rasseln überall die Pfeile“, ebd. 53 *ne tamsios miglos girias apklojo, tai lenkų šimtai bernus apstojo* „wie dunkele Nebel die Wälder bedeckten, so umringten hunderte von Polen die Jünglinge“.

In der altrussischen Nestorchronik 155 Mikl. = Povestь vremennych let. 242 steht *ne* vor *sъ* + Akk. von Zahlwortbegriffen. Die ursprüngliche Bedeutung dieser Verbindung war „nicht genau so und soviel“, daher „ungefähr so und soviel“; vgl. *po čeredam izbьjeno ne s 200 v to vremja lepšich* „der Reihe nach wurden von mir an die 200 Besten damals getötet“. Daher ist kein Unterschied zwischen bloßem *sъ* + Akk. und *ne sъ* mit diesem.

In der russischen Volkssprache ist *ne ravno* neben *ravno* für „sobald als“ beliebt. Jenes bedeutet eigentlich „nicht zugleich, nicht zu gleicher Zeit“, wie *ravno* „zugleich, gleichzeitig“ heißt; daher:

Afanasьjev, Narodn. russk. skazki i legendy 2, 110 *ne ravno ona rodit, vy pišite ko mne tot raz i tot čas* „sobald sie gebärt, schreibt mir sofort und auf der Stelle!“, 2, 270 *ne ravno protorgujusь, čem ja vam dolg zaplaču?* „sobald ich das Geschäft verliere, wovon soll ich euch meine Schuld begleichen?“

Andererseits liest man aber auch in derselben Sammlung 2, 171 *rovno prijdëšь k perevozčiku, na ätoj storone ne govori jemu tovo,*

čto slyšal! „sobald du zum Fährmann kommst, erzähle ihm auf dieser Seite nicht, was du gehört hast!"

Für „sogleich, unmittelbar darauf" findet man im volkstümlichen Russisch häufig *ne rovën čas* „nicht ist die Zeit gleich", also ein vollständiges Synonymum der gewöhnlichen *sejčas, totčas*, eig. „zu dieser Zeit". *ne rovën čas* ist semasiologisch ähnlich geartet wie *vdrug* „auf einmal, plötzlich, unmittelbar darauf", dessen Grundbedeutung „zur anderen Zeit (sc. *čas*), im nächsten Augenblicke" ist; vgl.:

Afan. Skazki i legendy 2, 313 *nerovën čas — ješčë v takuju bedu popadëšь* „du wirst außerdem gleich in eine solche Not geraten", 321 *a to nerovën čas — pribegut karaulьnyje da ješčë v gorod povedut* „sonst werden gleich die Wächter herbeieilen und mich noch dazu in die Stadt führen" usw.

Auch Dostojevskij im *Dnevnik pisatelьja* 81 sagt *on bojitsja, čto stradanija rebënka vyzovut v nas, neroven čas, čelovečeskije čuvstva* „er fürchtet, daß die Leiden des Kindes sofort in uns menschliche Gefühle wachrufen werden".

Das von Būga nicht verstandene *nesakas* neben *sakas* im Dzūkischen veranlaßt mich, zwei ebenfalls von ihm unerklärt gelassene Verbindungen aus dem žemaitischen Veiviržėnai (Dial. Žt.) TiŽ. 1, 143 ff. zu beleuchten:

kor tas imsenas vaikščioje, joudnuotrynes dyga; | *kor tas imsenas siedieje, degotṡ ištekieje;* | *kor tas imsjaunas siedieje, rūtelė išdyga;* | *kur tas imsjaunas siedieje, leleje žydieje.*

Es sind natürlich *ims senas, ims jaunas* aufzulösen. Formen von *imti* „nehmen" mit Verbum finitum neben *imti* mit Infinitiv = „anfangen, etwas zu tun", sind ebenso gebräuchlich wie die gleichen Konstruktionen von russ. *vzjatь*, poln. *wziąć* usw.[1]); vgl. lit. *ėmė jam nupiovė galvą* neben *ėmė piaut tas žiurkes; Wèncents apsìjeme ir važiawa; ėmė jo protas ir prašvito,* wie russ. *vzjali uχvatilisja budto muž s ženoj,* poln. *chłop wziął, zakrzesał pilno kołek bukowy* u. v. a.

Bei Leskien-Brugm. 172 liest man in analoger Weise *pradė́jo karâlius atsikė̃lė ìš numìrusių* „der König begann (und) stand von den Toten auf" neben 171 *pradė́jo jisaí šnekė́t ìr váikščiot* „er begann zu sprechen und umherzuwandeln".

Der obige Passus aus Veiviržėnai ist daher zu übersetzen: „wo der Alte zu wandeln begann, keimten Brennesseln; wo der

[1]) Blsl. 54 ff., IF. 43, 302 ff., ob. LXIII 109 ff., mit Literatur und ähnlichen Beispielen anderer idg. Sprachen.

Alte zu sitzen anfing, quoll Teer; wo der Junge zu sitzen sich anschickte, sproß eine Raute; wo der Junge zu sitzen anfing, blühte eine Lilie".

Das Futurum *ims* ist nicht auffällig; denn Litauisch und Lettisch kennen in Übereinstimmung mit anderen idg. Sprachen Futur in der Erzählung[1]). Auch bei *būdavo* und *liuob*, die wie russ. *byvalo* zur Betonung der gewohnheitsmäßigen Tätigkeit angewandt werden, ist dieses Tempus möglich. A. O. 112 habe ich auch Futur *lioubs*, žemait. = *liuobs* + Futur eines anderen Verbums aus Telšiai belegt.

Übrigens wird die IF. 43, 304 zitierte Konstruktion *kur esì ėmeĩ?* „wo hast du (die Fische) gefangen?" Marcinkonys, Doritsch Beitr. z. lit. Dial. 44, 63, 15 bestätigt durch andere dzūkische Belege; vgl. Marcinkonys TiŽ. 1, 215, Nr. 36, 1 *kur buvai lakiojai, naktelį nakvojai?* „wohin flogst du, und wo brachtest du die Nacht zu?", 2 *aš buvou lakiojou žaliojon girełėn, naktelį nakvojou lankiojon aglałėn* „ich flog in den grünen Wald und nächtigte auf einer geschmeidigen Tanne", Perloja, TiŽ. 1, 272, Nr. 165, 1 *poukštela lakštela, poukštela mažoji, kur buvai tupėjai, kur nakcį nakvojai?* | *Tai buvou tupėjou, tai nakcį nakvojou sodelin obelij po žaliu lapeliu* „Vögelchen Nachtigall, kleines Vögelchen, wo hocktest du, wo brachtest du die Nacht zu? Ich hockte und nächtigte im Gärtchen auf einem Apfelbaume unter einem grünen Blättchen" usw.

Albanesische Parallelen zu diesem Sprachgebrauche sind IF. 43, 306ff. gegeben worden; neuindische und armenische finden sich bei J. Bloch, BSL. 33, 1, 59ff. und bei Dumézil, BSL. 39, 1, 89ff., wie neuind. *jāū chaū* „je vais-suis" = „je vais"; *kahai chai* „tu dis-es" = „tu dis"; *amhe karaū chaū* „nous faisons-sommes" = „nous faisons"; klass.-armen. *ka-y mn-ay* „il est là il reste", d. i. „il reste"; *ka-y-r čučan-ê-r* „il était là il montrait" = „il était en train de montrer, il montrait" usw.

Mitunter nimmt armen. *ka-m* „je suis là" die zweite Stelle ein; bisweilen wird die Kopulativkonjunktion *ew* zwischen Verbum finitum und Kopula eingeschoben; daher *la-yi-n ew ka-yi-n* „ils pleuraient et étaient là", d. i. „ils étaient là à pleurer, ils pleuraient". Wir treffen daher ziemlich genaue Entsprechungen zu dem behandelten litauischen Gebrauche an.

Bei dieser Gelegenheit mache ich noch auf eine dzūkische Parallele zu dem in Zietela (Wilnagebiet) auftretenden *aš nepiovėla*

[1]) S. die o. LXIII 110[1] angeführte Literatur, dazu noch Pisani RIGI. 16, 19ff.

„ich habe nicht geschnitten“ (Arumaa 41, 2) aufmerksam. Wie dies, so zeigt auch *bõvilo* = *bùvo* in Marcinkonys (Doritsch, Beitr. z. lit. Dial. 47, 66, 10) eine Kontamination von lit. und von slavischem Präteritum[1]). *bõvilo* setzt ein **buvė* voraus; denn auslautendes *ė* wird in Marcinkonys sehr geschlossen ausgesprochen[2]). Auch werden dort *-o-* und *-ė-* Präterita nicht immer reinlich geschieden[3]); daher heißt es sonst zwar *bùvo* (46, 65, 2. 17 u. ö.), aber einerseits *pajílsi* (48, 67, 35), *prírenke* (48, 68, 26, neben *pririñko* 48, 69, 7), *séde* (48, 69, 18: *atsisédo* 47, 66, 16), andererseits *méto* „warf“ (48, 62, 20), *užríšo* (47, 66, 22).

Hinter das slavische *-l*-Suffix ist bei *bõvilo* nochmals die litauische Präteritalendung gesetzt worden. Die Form vergleicht sich also mit alit. Bildungen wie *mėgst(u)osiu*, *bijosiuosiu*, *isigą-siuosiu*, *rūpinuosiu*, mundartl. *stojasia* (Wp.), *griebasia* (R. 1ž.) usw.[4]), inflänt. und ostlett. wie *dûmļu* „ich gebe“, *ītuļu* „ich würde gehen“[5]), mundartl. groß-, weiß-, kleinruss. wie *rodiloso*, *učiccatь*, *zabavljaccatь* usw.[6]).

II. Zum Possessivum in der Anrede und im Ausruf in mehreren idg. Sprachen.

Im Nordgermanischen kann beim Ausruf, besonders wenn dieser scheltender und schmeichelnder Natur ist, zu dem den Angeredeten charakterisierenden Nomen das Possessivpronomen der 2. Person statt des Personalpronomens hinzugefügt werden[7]); vgl. aisl. *þiófrenn þinn!* „du Dieb!“, *huat skal fretkarle þínom suá gott vápn?* „was soll dir Furzgreis eine so gute Waffe?“, schwed. *din gamle tok* „du alter Narr!“, dän. *din lille engel* „du kleiner Engel!“, *fort din hund*! usw.

Das Schwedische kann auch in Ausrufen, in denen der Sprechende auf sich selbst anspielt, Possessivpronomen, in diesem Falle der 1. Person gebrauchen; daher *min stakare* „ich Armer!“, *min gamle narr* „ich alter Narr!“

[1]) Doritsch CLXVIII und E. Hermann, Lit. Stud. 366 war die Form unklar. Das von E. Hermann aus Ragnit (Schl. Lesebuch 205, 13) zitierte *jis pirmą pryštikį laikys lo paskui burną praus* ist Druckfehler für *o* „und“: „er werde das erste Frühstück einnehmen und dann seinen Mund waschen“.

[2]) Doritsch CXLV. [3]) Doritsch CLXVIII.

[4]) E. Hermann, Lit. Stud. 88 ff.

[5]) Endzelin, Lett. Gr. 607 ff. 696 ff.; FBR. XI 188.

[6]) Havránek, Genera verbi v slov. jaz. 1, 71 ff. 118; Margulies, Verba refl. in den slav. Sprachen 37.

[7]) S. vor allem Grimm, Dtsch. Gr. 4 (Neudr.), 351 ff.; Heusler, Aisl. Elementarb[2]. 125. Weitere Literatur bei H. Jensen, ob. L 55.

Vom Dänischen ist diese Gebrauchsweise des Possessivs auch in das benachbarte Nordfriesische eingedrungen; vgl. aus dem Sylter Lustspiel *Geizhals*: 20 *uu din fül Skaren* „u, du fauler Taugenichts!“, 26 *din Rakker!*, 28 *din Tumperdt* „du verrückter Kerl!“, 60 *din arem Stakel* „du armer, bedauernswerter Mensch!“ und *din Fennen* „du Teufel!“

Das Possessivpronomen ersetzt hier den Genetivus definitivus eines Personalpronomens. Also ist aisl. *þiófrenn þinn!* eigentlich s. v. a. „der Dieb von dir!“, „Dieb, der du bist!“, daher vergleichbar mit lettischen Wendungen wie *nabaga puisis* „der arme Bursche“, lit. *uodo nabagas* „die arme Mücke“ usw.[1]). Vor den Genetiv kann auch eine die Trennung bezeichnende Präposition treten; daher lit. *pašėlusi iš tavęs giminaitė!* „du verrückte Verwandte!“ (Žemaitė 2, 294), lett.[2]) *ak tu tītars no zirga!* „ach du Truthahn von einem Pferde!“, d. i. „ach du, der du ein Truthahn, kein Pferd bist!“, R. und M. Kaudzīte, Mērniku laiki 269 *nolādēts velns no cilvēka!* „verfluchter Teufel von einem Menschen“, „verfluchter Teufelskerl!“, poln. *jaki ze mnie dobroduszny człowiek!* „was bin ich für ein gutmütiger Mensch!“, *łotr z ciebie!* „Spitzbube, der du bist!“ usw.

Wie Vendryes, Rev. celt. 1937, 254ff. 260ff. 265ff. nachgewiesen hat, kennt auch das Keltische einen ähnlichen Gebrauch des Possessivums der zweiten Person. Im Britannischen kann *to-*, *do-* „dein“ vor Hypokoristika treten; daher *to- Dimmóc* „toi petit Diarmuit!“

Etwas anders geartet ist der verstärkende Zusatz des Possessivums der zweiten Person zu Akkusativen des Ausrufs[3]) im Lettischen. Dort kann man nicht nur sagen *tavu skaistu dziedāšanu!* „wie schön doch dein Gesang ist!“, *brālīts, tavu saldu alu!* „Brüderchen, wie süß doch dein Bier ist!“ usw., wo das Pronomen zur Bestimmung eines dem Angeredeten gehörigen Dinges, einer von ihm ausgeführten Tätigkeit usw. dient, sondern auch[4]) *bet tavu skuķi!* „das ist aber ein Mädel!“, Janševskis Dzimtene 1, 133 *tavu neredzētu ērmu!* „was für ein sonderbarer Kauz!“, R. und M. Kaudzīte Mērnieku laiki 31 *tavu nejēdzīgu puiku!* „o über den törichten

---

[1]) Endzelin, Lett. Gr. 416, Verf. Lit. Kas. § 77 ff.; Balticoslav. 3, 45 ff.; Fenzlau, Lit. Orts- und Personennamen des Memelgebiets 131.

[2]) Endzelin, Latyšsk. predlogi 1, 135.

[3]) Über exklamatorische Verwendung dieses Kasus s. Endzelin, Lett. Gr. 294, über Ähnliches im Litauischen Bezzenberger, Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 239, Verf. Synt. d. lit. Kas. § 156.

[4]) S. auch Endzelin, Lett.-dtsch. Wb. s. v. *tavs*.

Burschen!" (ähnlich 400), 59 *ak tavu traku spērienu!* „ach über den tollen Schlag!", 427 *tavu brīnumu!* "was für ein Wunder!" usw.

Auch nach einem vokativischen Nominativ kommt ein solcher *tavu* neben sich habender Akkusativ des Ausrufs vor; daher Mērnieku laiki 394 *ak Kungs, ak Kungs, tavu trakumu!* „ach Herr, ach Herr, was für eine Verrücktheit!" (die die Leute niederen Standes begehen, indem sie ihren Kindern nur den höheren Schichten zukommende Namen beilegen), 395 *ak Kungs, ak Kungs, tavu apstulbotu miesas prātu!* „ach Herr, ach Herr, was ist der menschliche Verstand betört!"

Bei wirklicher Anrede können nur Vokative eventuell mit *tu* verbunden werden; vgl. aus dem obigen Roman 129. 394 *ak tu žēlīgo tētiņ!* „auch du gnädiges Väterchen!", 129 *ak tu mīļo Dieviņ!* usw. Die Adjektivendung erklärt sich hier z. T. durch Vermischung von vokativischer Anrede und Akkusativ des Ausrufs[1]). Natürlich kann *tu* auch dann hinzugefügt werden, wenn sowohl Substantiv als auch Attribut im Akkusativ stehen, wie 411 *ak tu manu baltu dienu!* „ach du mein heller Tag!"

Das verstärkende *tavu* setzt die Interessiertheit einer anderen Person an dem durch den exklamatorischen Akkusativ bezeichneten Dinge voraus. Daher kann *your* in der englischen Umgangssprache verglichen werden, das die Aufmerksamkeit des Angeredeten auf die durch dieses Pronomen qualifizierte Person oder Sache lenkt (Oertel, ob. LXVIII 67 ff.); vgl. *oh, I know 'em, your clever folk, who set themselves up to do without the Lord who made 'em; Freddie made no such demand; he was not one of your energetic lovers; Freddie was not one of your restrained, unemotional men* usw.

III. Präfixzusatz im Lettischen unter fremdem Einfluß und lateinische Parallelen.

Während man für „wohnen" im Litauischen einfaches *gyvénti*, im Russischen bloßes *žitь* wie engl. *to live* verwendet, kommen im Lettischen neben gewöhnlichem *dzîvuôt* und *mãjuôt* (: *mãja(s)* „Haus, Behausung") auch *iedzīvuot*, *iemājuot* vor; daher *kuŗā vietā jūs iedzīvuojiet?; aizgājis gar tuo namu, kuŗā iedzīvuoja; ķēniņam ir nuolādēta pils, kur velns iemājuo* „der König besitzt ein verwünschtes Schloß, in dem der Teufel haust" (Lerch-Puškaitis, Latviešu tautas pasakas un teikas 6, 441) usw.

Bei Glück bedeutet *iedzīvuot* dasselbe wie *apdzīvuot* „bewohnen" und wird so im Partic. Praeter. Pass. gebraucht; vgl. Ezech. 26, 19

[1]) Endzelin, Lett. Gr. 294.

pilsātus, kas netuop iedzīvuoti „die Städte, die nicht bewohnt werden“, 2. Macc. 3, 1 *pilsāts ar labu mieru iedzīvuots.* An der ersten Stelle hat die heutige Übersetzung *tās pilsētas, kur vairs nedzīvo* „die Städte, wo man nicht mehr wohnt“, also Simplex und Aktiv. Die aktivische Ausdrucksweise hängt mit der geringen Beliebtheit des periphrastischen Passivs im Lettischen zusammen[1]).

Ohne weiteres klar ist *iedzīvuot* in der Bedeutung „in etwas hineinleben“ (cf. *iedzīvuot jau labi krietni mūža uotrā pusē* „schon ganz tüchtig in die zweite Lebenshälfte hineinleben“). Auch im Litauischen sagt man *įgyvenaũ àš teñ vãlandą = geraĩ ilgaĩ* (Juškevič) „ich habe dort schon eine ganze Weile mich eingenistet“, *Ãfrikoje įgyvẽnusi miẽgo ligà* „die in Afrika heimisch gewordene Schlafkrankheit“, *įgyvénta vietà* „Ort, an dem man schon seit langem ansässig ist“ (Niedermann).

Selbstverständlich fordern auch *iedzīvuoties* „sich einleben, sich in seinen Vermögensverhältnissen gut fördern“, *iemājuoties* „seinen Wohnsitz nehmen, sich ansiedeln“ zu keinen Bemerkungen heraus, da sie eine vollendete Handlung ausdrücken.

Dagegen erwartet man für *iedzīvuot* und *iemājuot* im Sinne „wohnen, hausen“ unbedingt die auch üblichen Simplicia unter eventuellem Zusatz von *iekšā*[2]).

Betrachtet man jedoch die Belege für *iedzīvuot*, *iemājuot* „wohnen, hausen“, die Mühlenbach-Endzelin anführen, so handelt es sich nirgends um echte Volkssprache. Auch die Stelle aus Lerch-Puškaitis beweist nichts, da die dort abgedruckten Texte vielfach nicht auf genauen Aufzeichnungen beruhen[3]).

Anders steht es mit der Nominalzusammensetzung *ìedzîve* „Wirtschaft, Lebenseinrichtung, Inventar, Wohnort“. Diese verhält sich zu *dzîve* „Leben, Lebensweise, Wohnung, Wohnsitz, Wohnraum“[4]) wie *iẽleja* „kleine Vertiefung, Grübchen, Tal“ zu *leja* „Tal, Niederung“; *iemulda* „muldenförmige Vertiefung“ zu *mulda* „Mulde“; lett. *iẽlãma*, lit. *įloma, -is* „Vertiefung, Bodensenkung, Talmulde, Talsohle“ zu lett. *lãma*, lit. *lomà* (*lõmas*)[5]); abg. *ądolъ*,

[1]) Endzelin, Lett. Gr. 763.

[2]) Vgl. zu solchen Fällen Endzelin, Latyšsk. predl. 2, 109. 136 ff.; Lett. Gr. 741 ff. Anders beschaffen sind Beispiele wie *Daugava ietek jūŗā* „die Düna ergießt sich ins Meer“. Hier handelt es sich nicht um wirkliche Gegenwart, sondern um allgemeine Tatsachen (Endzelin, Latyšsk. predl. 2, 118, Lett. Gr. 740).

[3]) Endzelin, Latyšsk. predl. 2, 135.

[4]) S. außer Mühlenbach-Endzelin Wb. auch Endzelin-Hauzenberga, Nachtr. zum Wb.

[5]) Skardžius, Liet. kalbos žodžių daryba 27. 41. 45. 47.

ądolь, ądolije „*κοιλάς*, vallis", russ. *udol, udolь udolije*, poln. *wądół*[1]) zu *dolъ* (*dolina*) usw.[2]). Der Bildung und Bedeutung nach entspricht dem lett. *iedzîve* genau *iemītne* „Behausung, Aufenthaltsort" neben synonymen *mìtne* (cf. *mitêtiês* „nachlassen, aufhören")[3]).

Von lett. *iedzîve* und *iemītne* sind abgeleitet *ìedzîvniẽks, iemītnieks, iemītnis* „Einwohner"; *iedzîvnieks*, Femin. *iedzîvniece* zitieren Endzelin-Hauzenberga, Nachtr. aus Janševskis' Schriften. Als volkstümlich wird *iedzîvnieks* erwiesen durch sein Vorkommen in den mittellettischen Mežamuiža (Gränzhof) und Džūkste (Siuxt)[4]). Dagegen *iemītnieks, iemītnis* findet sich nur in moderner Kunstliteratur (Aspazija und P. Alunāns). Einfache *dzîvelnieks, dzîvalnieks* heißen gleichfalls „Einwohner". Sie sind gemäß den Nachträgen zum Lett.-dtsch. Wb. in den hochlettischen Ramkau (Ranka) und Neu-Pebalg üblich. Außerdem bedeutet *dzîvelnieks* „wer seinen Wohnort häufig wechselt, Tagelöhner". In suffixaler Hinsicht erinnert es an *pušelnieks* „Hälftner, der gemeinschaftlich mit jemand ein Gesinde besitzt oder bewirtschaftet", das wohl aus **pušļnieks* für *puslinieks* hervorgegangen ist[5]).

Während *iedzîvnieks* volkstümlich ist, ist das Nomen agentis *iedzîvuotājs*, das zu lit. *gyvéntojas*, russ. *žitelь* in bemerkenswertem Kontrast steht, ein unter dem Einfluß von dtsch. *Einwohner* zustandegekommener Neologismus. *iedzîvot* in der Bedeutung „wohnen" ist wohl erst an *iedzîvotājs* erwachsen. Begünstigt wurde der Zusatz des Präfixes zum Verbum auch dadurch, daß die Simplicia *dzîvuôt, dzîvât, dzievāt* besonders oft die Spezialbedeutung „arbeiten, eine Arbeit verrichten" angenommen haben. Blese, Valoda un tautas gars 210 zeigt, daß sie namentlich von Feldarbeiten im Gebrauch sind. Lett. *stràdât* „arbeiten" und *stràdniẽks, stràdniẽce* „Arbeiter(in)" sind entlehnt aus russ. *stradatь* „leiden, dulden" (in alter Zeit

---

[1]) Meillet, Et. 162. 266. 383.

[2]) Endzelin, Latyšsk. predl. 1, 90, Lett. Gr. 503; Latv. valodas skaņas un formas 153.

[3]) Vgl. engl. *to dwell* „wohnen, weilen": ae. *dwelian* „in die Irre gehen, umherschweifen", trans. „in die Irre führen, betrügen, aufhalten, hindern"; apoln. *mieszkać* „zögern, zaudern", russ. *meškatь* dass.: neupoln. *mieszkać* „wohnen" (Gdbed. „täppisch wie ein Bär gehen", cf. lit. *meškà* „Bär" aus slav. *meška*, aruss. *mečьka, mešьka*, Kurzform von *medvědь* und Brückner, ob. XLIII 307 ff.; Słown. etym. jęz polsk. 335, Skardžius, Slav. Lehnw. im Alit. 129).

[4]) Livija Bičole FBR. 12, 16, die selbst aus dieser Gegend stammt.

[5]) Endzelin, Wb. s. v. erwähnt noch *cepelnieks* „mit Eisen beschlagenes Stockende zum Herausnehmen der Pfanne aus dem Backofenfeuer" für **cepļnieks* aus *ceplinieks*.

auch „mühselige Arbeiten verrichten“, cf. *strada* „schwere (Feld)-arbeit“, *stradovatь* „eine solche Arbeit verrichten“), *stradnik*, *stradnica* „Fronarbeiter(in) für Feldarbeiten“[1]); die lettischen Wörter werden jetzt mehr von schweren Tätigkeiten in der Stadt verwandt. Um die Jahrhundertwende war bei der bäuerlichen Bevölkerung des westlichen Kurlands *strādāt* viel weniger üblich als *dzīvāt* (*dzīvot*).

Wie lett. *iedzīvotājs* sein Präfix der Einwirkung des dtsch. *Einwohner* verdankt, schafft Vergil Aen. 4, 9 *Anna soror, quae me suspensam insomnia terrent!* (vgl. auch 6, 896)[2]) ein *insomnium* „Traumbild“ nach griech. *ἐνύπνιον*, obwohl das lat. Wort sonst „Schlaflosigkeit“ heißt. An anderen Stellen gebraucht er dagegen gewöhnliches *somnium*. So spricht er Aen. 5, 840 von *somnia tristia*, die der Schlafgott (*Somnus*) sendet, 6, 283 von *somnia vana*. 10, 642 begegnet *quae sopitos deludunt somnia sensus*.

Wie Meillet, Aperçu d'une histoire de la langue latine 219 ff. vermutet, erschien *somnia* Vergil gelegentlich zu familiär, und *insomnia* erzielte durch seine Seltenheit eine feierliche Wirkung. Später ist diese Nachbildung von *ἐνύπνιον* freilich auch in die Prosa übergegangen, und Tacitus und Seneca bedienen sich ihrer.

Bekanntlich sind Vergil Übersetzungsentlehnungen aus dem Griechischen geläufig; daher gibt er *iuga* Aen. 6, 411 in Anlehnung an den Nebensinn von griech. *ζυγά* die Bedeutung von *transtra* „Ruderbänke“ (s. auch Devoto, Storia della lingua di Roma 231). Daß die Kunstprosa von Livius an unter dem Einflusse der vorausgehenden Poesie steht, läßt sich auch sonst beobachten. So weist Wackernagel, Vorlesg. über Syntax 2, 37 darauf hin, daß fem. *dies* besonders von Tacitus auch außerhalb der der klassischen Sprache gezogenen Grenzen nach dem Vorbilde der Dichter, namentlich Vergils, Properz', Ovids verwendet wird.

Nach hellen. *ἔναντι* „gegenüber, angesichts, in Gegenwart von“ neben *ἀντί*, das ebenfalls in dieser lokalen Bedeutung in der Koine vorkommt und in diesem Sinne wie *ἔναντι* im Grunde dorisch ist[3]), bildet Apuleius ein mit *coram* synonymes *incoram*,

---

[1]) Zu der Bedeutung „anstrengend arbeiten“ von russ. *strad(ov)atь* usw. vgl. auch Solmsen, IF. XXXI 504 ff., der als griechische Parallelen *ταλασία*, *ταλάσια (ταλασήια) ἔργα*, *ταλασουργία* usw., die zur Bezeichnung von Wollarbeiten dienen und zu *ταλα-*, *τλᾱ-* „leiden, dulden“ gehören, erwähnt.

[2]) Cf. hierzu Apollon. Rhod. 3, 636 *δειλὴ ἐγών, οἷόν με βαρεῖς ἐφόβησαν ὄνειροι.*

[3]) Wackernagel, Hellenist. 3 ff.

das er obendrein nach Analogie von *ἔναντι, ἐναντίον* mit Genetiv konstruiert. Genau so sagt er *intus aedium* (Metam. 8, 29) nach *ἐντὸς τῆς οἰκίας, foras corporis* (Apol. 50, p. 57, 1 Helm) nach *ἐκτὸς τοῦ σώματος*[1]).

Auch andere Doppelpräpositionen kommen im Vulgär- und Spätlatein in Nachahmung griechischen Sprachgebrauchs vor. Sie begegnen zunächst in der Übersetzungsliteratur, von der aus sie allmählich zu den niederen Volksschichten herabsteigen und im Romanischen beliebt sind[2]). Hierzu gehören *incontra* nach *εἰς τὸ πέραν*, *inante*, das zu *ante* nach *ἔμπροσθεν* neben *πρόσθεν* geschaffen wurde, u. m. a.

Hamburg. Ernst Fraenkel.

Nochmals „Tabak trinken“.

Oben LII 302 wies Hans Detlef Jensen auf die merkwürdige Tatsache hin, daß in zahlreichen zu einander in keinerlei Verwandtschaft stehenden Sprachen die Wortverbindung „Tabak trinken“ gebräuchlich ist; die von ihm beigebrachten Zeugnisse wurden durch Nachträge in den Bänden LIV 158ff. und LV 138ff. ergänzt.

Für das Japanische gab Jensen die Wendung *tabako wo sū* „Tabak saugen“. Zu dieser tritt die sehr viel häufigere *tabako wo nomu* (J. C. Hepburn, A Japanese-English and English-Japanese dictionary, [3]1886, 925; E. M. Satow und J. Masakata, An English-Japanese dictionary, [3]1904; Deutsch-japanisches Wörterbuch, Sapporo 1936, 617), welche genau „Tabak trinken“ bedeutet. Andere Wendungen der Umgangssprache sind *tabako wo fukasŭ* (eigtl. „dämpfen“, Y. Sawai und Y. Tuji, Japanisch-deutsches Wörterbuch 133), *tabako wo mochiiru* (to use, Hepburn 406), *tabako wo kuyurasu* (to burn slowly and emit smoke, Hepburn 354). Die Schriftsprache hat das Substantiv *kitsuen* „das Rauchen“ (R. Fujisawa, Taschenwörterbuch der japanischen Umgangssprache I [1911] 160), das sie mit *suru* „machen“ verbindet.

Berlin. Joh. Irmscher.

---

[1]) Wackernagel, Vorlesg. über Syntax 2, 162.

[2]) Stolz-Hofmann, Lat. Gramm. 538 (mit Literatur).

Zu einigen tocharischen Personalendungen.

§ 1. Als Grundlage für die folgenden Untersuchungen werden hier ausgewählte Beispiele für die morphologische Anwendung der Personalendungen für die 2., die 3. Sg. und die 3. Pl. Akt. im Präsens und Präteritum beider tocharischer Dialekte, des Osttocharischen (A) und des Westtocharischen (B), gegeben. Der Konjunktiv weist für die genannten Personen die gleichen Endungen wie das Präsens auf. Für die Verhältnisse im Optativ (samt dem mit den gleichen Personalendungen verbundenen westtocharischen Imperfektum) genügt eine kleinere Zahl von Beispielen. Im Osttocharischen endlich hat das Imperfektum die Endungen des Präteritums (mit Ausnahme von *yem* „ich ging“ und *ṣem* „ich war“), während es im Westtocharischen stets die gleichen Endungen besitzt wie der Optativ.

Es sei noch bemerkt, daß sämtliche der im folgenden angeführten Formen bei irgendeinem Verb belegt sind, wenn auch einzelne Formen des in der Übersicht verwendeten Beispielwortes nicht bezeugt sind.

I. Präsens

	Osttoch.	Westtoch.
Suffixlos:	*yät*, *yäṣ*, *yiñc* (Wz. *i-* „gehen“)	*yat*, *yaṃ*, *(yaneṃ)* (Wz. *i-* „gehen“)
e/o:	*kenät*, *kenäṣ*, *keneñc* (Wz. *ken-* „rufen“)	**ārṣt*, **ārṣäṃ*, *ārseṃ* (Wz. *ārs-* „verlassen“)
se/o:	**ruṣt*, *ruṣ(ṣ)*, *ruseñc* (Wz. *ru-* „öffnen“)	*prekṣt*, *prekṣäṃ*, *prekseṃ* (Wz. *prek-* „fragen“)
ske/o:	*eṣt*, *eṣ(ṣ)*, *eseñc* (Wz. *e-* „geben“)	**aist*, *aiṣṣäṃ*, *aiskeṃ* (Wz. *ai-* „geben“)
ā:	*lkāt*, *lkāṣ*, *lkeñc* (Wz. *läk-* „sehen“)	*lkāt*, *lakaṃ*, *lakaṃ*[1]) (Wz. *läk-* „sehen“)
nā:	**tärnāt*, *tärnāṣ*, *tärneñc* (Wz. *tärk-* „entlassen“)	*tärkanat*, *tärkanaṃ*, *tärkanaṃ* (Wz. *tärk-* „entlassen“)

II. Optativ

	Osttoch.	Westtoch.
	yāmit, *yāmiṣ*, *yāmiñc* (Wz. *ya-* „machen“)	*yāmit*, *yāmi*, *yāmyeṃ* (Wz. *yām-* „machen“)
	tākit, *tākiṣ*, *tākiñc* (Wz. *tāk-* „sein“)	*tākoyt*, *tākoy*, *tākoyeṃ* (Wz. *tāk-* „sein“)

[1]) Die aktiven Formen *lkāt* usw. sind zwar formal einem *ā*-Präsens völlig gleich (daher noch Med. *lkātär* als Präsens), dienen aber in sämtlichen uns bezeugten Fällen des Westtoch. als Konjunktive.

III. Präteritum

s-los:	*tākaṣt, tāk, tākar*	*takāsta, tāka, takāre*
s:	*yāmäṣt, yāmäs, yāmär*	**prekasta, preksa, prekare*

§ 2. Die Endung der 2. Sg. Präs. Akt. zeigt in sämtlichen Kategorien beider Dialekte ein *-t*.

Während noch A. Meillet (MSL. XVIII 8) diese Endung als das suffigierte Personalpronomen der 2. Sg. auffaßte, dachten spätere Erklärer an Verbindung mit der sonst im Perfektsystem bezeugten Endung idg. *-tha*, z. B. ai. *vettha*, gr. *οἶσθα* u. dgl. H. Pedersen (Toch. 141) verknüpft zwar noch zweifelnd diese tocharische Endung *-t* mit heth. *-ti*, der Endung der 2. Sg. Präs. der *hi*-Konjugation, z. B. *datti* „du nimmst". Dabei erklärt er, im Anschluß an C. J. Marstrander, das Unterbleiben der Assibilierung des hethitischen *-ti* aus dem Umstand, daß dies *-ti* aus älterem *-tHi* hervorgegangen sei, wobei der Laryngal die Assibilierung verhindert habe. Vgl. auch H. Pedersen, Hitt. 87. Später („Zur toch. Sprachgesch. = Det Kgl. Danske Videnskab. Selsk., hist.-fil. Meddel. XXX, n:r 2, Kph. 1944, S. 3) versuchte er eine Kompromißlösung, indem er die tocharische Endung *-t* aus *-tha* + *tu* (enklitisches Pronomen) erklärte. Doch ist mir die Annahme einer Haplologie hierbei höchst unwahrscheinlich.

A. J. van Windekens (Morphologie comparée du Tokharien = Louvain, Bibl. du Muséon XVII [1944] 301) denkt außer an Ursprung aus idg. *-tha* an die indogermanische Medialendung *-thēs*, was aus lautlichen Gründen unannehmbar ist.

Ich sehe kein ernstliches Hindernis gegen Herleitung von toch. *-t* aus idg. *-tha*. Pedersen (an der zuletzt angeführten Stelle) meint zwar, daß auslautendes *-a* des Indogermanischen im Westtocharischen hätte erhalten bleiben müssen nach Ausweis der westtocharischen Endung *-sta* in der 2. Sg. Prät. Akt. (vgl. oben § 1)[1]. Es ist aber sehr wohl möglich, die Erhaltung des *-a* in dieser Form durch Systemzwang zu erklären: Gingen doch auch die 1. und 3. Sg. Prät. Akt. (*takāwa, tāka*) auf *-a* aus, wobei man die 3. Sg. auf *-a* gewiß mit Recht aus idg. *-āt* erklärt hat. So verglich schon A. Meillet (MSL. XVIII 3) den Typus B *weña* „er sprach" mit lit. *bùvo* (uridg. *-āt*).

[1]) Daß idg. *-to* seinen auslautenden Vokal im Westtocharischen nicht verlor (z. B. Endung der 3. Sg. Prät. Med. auf *-te*), spricht natürlich nicht gegen die Annahme, daß der auslautende Vokal von idg. *-tha* apokopiert wurde. Übrigens verrät die Schreibung *aksasto* „verkündest" in einem metrischen Text noch das ehemalige Vorhandensein eines auslautenden Vokals.

In der erwähnten hethitischen Endung *-ti* wird das ursprünglich schließende *-a* (von idg. *-tha*) durch das auch sonst die Präsensformen kennzeichnende *-i* ersetzt sein, sei es noch zur Zeit des bestehenden Laryngals *H*, sei es erst nach dessen Schwund und nach der Wirkung der Assibilationsregel. Man vergleiche noch den lateinischen Typus *vēnistī* mit *-ī* statt *-a* nach *vēnī*.

§ 3. Schwierigkeiten bereitet die Endung der 2. Sg. Prät. Akt. mit ihrem obligatorischen Sibilanten vor dem *t*; denn diese Endung B *-sta* (A *-ṣt*) tritt auch durchweg bei den *s*-losen Präteritalbildungen beider Dialekte auf. H. Pedersen (Toch. 146) vergleicht damit einerseits hethitische Präteritalformen wie *me-mi-iš-ta* (= *memesta*) „du sagtest" (weitere Fälle H. Pedersen, Hitt. 96), andrerseits den lateinischen Typus *vēnistī*. Im einzelnen sind freilich alle diese Bildungen einigermaßen unklar. Die meisten Forscher denken bei ihnen an Einfluß eines *s*- bzw. *is*-Aorists. Besondere Schwierigkeiten bereitet der Vokal vor der Endung B *-sta*, A *-ṣt*: H. Pedersen (Toch. 146) möchte bei Bildungen wie B *swāsäṣṣasta* „du ließest regnen" ein Formans *-e-* annehmen, bei solchen wie *takāsta* aber *-a-*. Es fragt sich aber, ob das kausativische Element *-ṣṣ-* (Palatalisierungsergebnis aus *-sk-*) nicht analogisch in jenen Formentypus auch vor dem dunklen Vokal *-a-* geraten sein könnte.

Ein weiterer Unterschied zwischen dem Tocharischen und dem Lateinischen besteht darin, daß es zu dem lateinischen Typus *dīxistī* mit zweimaligem *s*-Formans im Tocharischen keine Entsprechung gibt: Hier erscheint vielmehr das Kennzeichen *-s-* des sigmatischen Präteritums wohl durch das ganze Medialparadigma hindurch, innerhalb des Aktivs aber nur in der 3. Sg., z. B. B *nekwa, nekasta, neksa*; **nekam, *nekas, *nekāre*. Med. **neksamai, *neksatai, neksate*; **neksamte, *neksat, *neksante* (*näk-* „vernichten"). Ganz entsprechend in A. Für das Tocharische könnte man die Endung B *-sta* (A *-ṣt*) auch als Kontaminationsbildung auffassen, indem die ursprünglich dem Perfekt zukommende Endung *-tha* an die alte Sekundärendung *-s* des Aorists angehängt wäre. Wieweit sich auch für die erwähnten hethitischen und lateinischen Formen eine derartige Erklärung vertreten läßt, wage ich nicht zu entscheiden, weil insbesondere im Lateinischen der Vokal *-i-* vor der Endung *-stī* einer solchen Deutung einige Schwierigkeiten bereitet.

§ 4. Für die Auffassung, daß in der tocharischen Präteritalendung B *-sta* (A *-ṣt*) zwei ursprünglich verschiedene Endungen zusammengeflossen seien, sprechen nun aber parallele Erscheinungen im Griechischen und Germanischen.

1. Im Griechischen zeigt sich die altererbte Perfektendung der 2. Sg. Akt. *-tha* durchgehend lediglich in den Formen *οἶσθα* und *ἦσθα*, d. h. beide Male mit — verschieden entstandenem — vorangehendem *-s-*. Wo sonst mehr oder weniger vereinzelt und unregelmäßig die Endung *-θα* fortlebt, erscheint sie — mit einer Ausnahme — ebenfalls stets in Verbindung mit vorangehendem *-s-*, z. B. ion.-att. *ἔφησθα, ᾔδησθα*, äol. *εἶσθα, τίθησθα, ἐθέλησθα, βάλοισθα* u. a. m. (vgl. E. Schwyzer, Griech. Gramm. I 662; Chantraine, Grammaire Homérique 469 f.). Jene einzige Ausnahme liegt vor in hom. (Δ 35) *βεβρώθοις*, das ersichtlich auf der Grundlage der 2. Sg. Ind. Perf. **βέβρωθας* mit sekundär angefügtem Optativkennzeichen nebst Endung *-οις* gebildet ist (vgl. Schwyzer ebd.). Die somit festgestellte Erscheinung, daß die alte Endung *-tha* im Griechischen stets — von der einen Ausnahme abgesehen — in Verbindung mit vorhergehendem *-s-* auftritt, kann kaum so gedeutet werden, daß der Ausgangspunkt allein in den Formen *οἶσθα* und *ἦσθα* zu suchen ist: Vielmehr dürften diese zwei Formen nur darum produktiv geworden sein, weil sie vor dem *-θα* ein *-σ-* aufwiesen, das vom Sprachgefühl — im Gegensatz zur historischen Erklärung — mit der Sekundärendung *-s* der 2. Sg. Akt. in Zusammenhang gebracht werden konnte. So konnte man z. B. *ἔφησθα* zu *ἔφης* und *τίθησθα* zu *τίθης* in Beziehung setzen.

2. Ganz ähnlich verhält es sich mit den westgermanischen Bildungen der 2. Sg., soweit diese auf *-s* ausgingen: Die indogermanische Endung *-tha* spiegelte sich hier zunächst in den Präterito-Präsentien wider, z. B. ags. *wást, móst, áhst, canst, manst, dearst, þearft, scealt, meaht*. Ahd. *weist, muost, canst, gitarst, darft, scalt, maht*.

Man sieht: Der in Fällen wie ags. *wást, móst* lautgerecht entwickelte *s*-Laut vor der Endung *-t* hat sich analogisch auf einige andere Formen dieser Verbgruppe übertragen: Ags. *áhst, canst, manst, dearst*; entsprechend ahd. *canst, gitarst*. Von hier aus griff das *-st* in allen westgermanischen Dialekten mit Ausnahme des Altsächsischen im Lauf der uns bereits literarisch bekannten Periode — im Althochdeutschen z. B. seit dem 9. Jh. — nach und nach auf alle jene Formengruppen der 2. Sg. über, die zunächst auf *-s* ausgingen, also im Präsens Ind. und Opt., im Prät. Ind. der schwachen Verben, im Prät. Opt. aller Verben. Beispiele: Ags. *bindes(t), démes(t), lócas(t)*, Prät. Ind. *neredes(t), démdes(t)* usw. Entsprechend im Althochdeutschen. Im Altfriesischen sind uns infolge der spät einsetzenden Überlieferung nur *st*-Formen

bezeugt. Umgekehrt zeigt das Altsächsische außerhalb der Präterito-Präsentien und der Präsensform *bist* nur die alten *s*-Formen.

Man ist sich ziemlich einig darüber, daß bei der Neubildung der Endung *-st* nicht allein das suffigierte Pronomen *thu* verantwortlich gemacht werden kann, sondern daß auch eben jene altererbte Perfektendung idg. *-tha* mit eingewirkt hat; vgl. z. B. Wright, Old-Engl. Gramm.[3] 256; Sievers-Brunner, Altengl. Gramm. 283; W. Braune, Althochdeutsche Gramm.[3/4] 251; J. Schatz, Althochdeutsche Gramm. 318. Bezeichnend ist jedenfalls, daß jene alte Perfektendung *-t* nur auf die auf *-s* ausgehenden Formengruppen übertragen wurde, nicht z. B. auf die 2. Sg. Ind. Prät. der starken Verben vom Typ ahd. *zigi, zugi, nâmi* usw.[1]).

§ 5. Zur Endung *-t* der 2. Sg. Präs. Akt. beider tocharischer Dialekte läßt sich nunmehr zusammenfassend Folgendes sagen: Diese Endung, die sich in der Gestalt *-ti* auch in der hethitischen *hi*-Flexion wiederfindet, scheint vom Perfekt aus auf das Präsens übertragen zu sein. Das muß freilich zu einer Zeit geschehen sein, als auf der einen Seite im tocharischen Präteritum die Endung *-ta* noch nicht regelmäßig mit einem gleichwie entstandenen *-s* davor verbunden war, auf der anderen Seite zu einer Zeit, als die echte 2. Sg. Ind. Präs. noch auf die primäre Endung *-si* ausging und dies auslautende *-i* noch erhalten war; andernfalls würden wir — wie in den § 4 angeführten griechischen und westgermanischen Verbalformen — auch im Tocharischen die Endung *-st* (*-ṣt*) erwarten. Wir müssen also für die Übertragung der Perfektendung auf das Präsens (nebst dem Konjunktiv und dem Optativ) in sehr alte Zeit zurückgehen, wofür ja der Umstand spricht, daß eben auch das Hethitische, das auch sonst mancherlei alte sprachliche Beziehungen zum Tocharischen zeigt, im Präsens der *hi*-Konjugation die Endung *-ti* (vgl. § 2) aufweist.

Diese neue tocharische Endung *-t* konnte sich um so leichter festsetzen, als ja auch die Endung der 2. Sg. Med. durch ein *t* charakterisiert war, z. B. A *yatār* (Wz. *ya-* „machen"), B *wärpnātar* (Wz. *wärp-* „genießen"). Wie man hier auch im einzelnen den Vokalismus erklären mag, so wird man diese Endungen doch irgendwie mit der altirischen 2. Sg. Ind. Präs. *suidigther* „du setzst," *labrither* „du sprichst" usw. verbinden. Weiter vergleicht H. Pedersen (Toch. 154) die genannten tocharischen Formen unmittelbar mit

[1]) Ganz entsprechend habe ich corn. *cares* (Ipf.) „liebtest" aus **kare-s-tha* erklärt (Journ. of Celt. Stud. I [1949] 26).

heth. *ijattari* „du gehst". In der 2. Sg. Med. scheint mithin eine mit *t* bzw. *th* beginnende Endung sehr alt zu sein.

Man könnte schließlich fragen, ob die Endung *-t* für die 2. Sg. Präs. Akt. im Tocharischen nicht überhaupt ursprünglich ist. Dagegen spricht indessen die im Folgenden zu erörternde Beobachtung, die darauf deutet, daß auch im Tocharischen — mindestens im Osttocharischen — die ursprüngliche Endung der 2. Sg. Präs. Akt. auf *-si* ausging.

§ 6. Die 3. Sg. des Präsens, des Konjunktivs, des Optativs sowie die zwei Imperfektformen *ṣeṣ* „war" und *yeṣ* „ging" enden im Osttocharischen auf *-ṣ*. H. Pedersen (Toch. 142) sieht in diesem *-ṣ* ebenso wie in der entsprechenden Endung *-ṃ* des Westtocharischen ein enklitisches Element, eine Erklärung, die nicht eben überzeugend wirkt. Auch J. van Windekens (Morphol. comp. du Tokh. 302) weiß keinen anderen Ausweg.

Es scheint mir nahezuliegen, in dieser Endung *-ṣ* die ursprünglich der 2. Sg. zukommende alte Primärendung *-si* zu erkennen, die anstelle der ursprünglichen Endung *-ti* (> A **-c*) getreten ist. Lautlich bestehen gegen eine solche Auffassung keinerlei Bedenken: Das auslautende *-i* mußte unter Erweichung des vorausgehenden *s* zu *ṣ* schwinden.

Bedenklich erscheint auf den ersten Blick die Übertragung dieser Endung von der 2. auf die 3. Person. Und doch lassen sich gerade für diese Erscheinung aus verschiedenen anderen indogermanischen Sprachen Parallelen beibringen.

1. Die sicherste Parallele bietet das Altnordische: Im literarischen Altnordisch ist die Endung der 3. Sg. Ind. Präs. durchweg durch die der 2. Sg. auf *-r* ersetzt; also z. B. *bindr* „du bindest" und „er bindet", *kallar* „du rufst" und „er ruft". Nur wenige erstarrte Reste der ursprünglichen Endung *-đ* der 3. Sg. Ind. Präs. sind erhalten, wie z. B. in der Verbindung *þykki þér* (für **þykkiđ-þér*) „scheint dir". Deutlicher sprechen die Runendenkmäler: In der vermutlich dem Beginn des 7. Jhs. zuzuweisenden Inschrift auf dem Stein von Stentoften (Blekinge) findet sich am Schluß einer Fluchformel die Verbalform **bAriutiþ** „er zerbricht". Die gleiche Fluchformel begegnet in der aus runologischen und sprachlichen Gründen um einige Jahrzehnte jüngeren Inschrift auf dem Stein von Björketorp (ebenfalls Blekinge). Die entsprechende Verbalform lautet hier aber **bArutR** (= *brȳtR*). Hier ist also die alte Endung der 3. Sg. durch die der 2. Sg. ersetzt. Wenn A. Kock, Ark. f. nord. Fil. N. F. X 230 die 3. Sg. *bindr* aus **bindiþ-eR* her-

leiten möchte, so ist ihm in dieser höchst gezwungenen Erklärung wohl niemand gefolgt; vielmehr sind sich alle jetzt darin einig, daß wir es bei der in Rede stehenden Erscheinung tatsächlich mit einer Übertragung der Endung der 2. Sg. auf die 3. Sg. zu tun haben (vgl. etwa A. Noreen, Altnord. Gramm. I[4] § 530 Anm. 3).

Uns heutigen Buchmenschen erscheint zwar eine derartige Übertragung aus psychologischen Erwägungen nicht eben naheliegend, da für unser Gefühl gerade die 3. Sg. viel häufiger vorkommt als die 2. Sg. und somit die Übertragung in umgekehrter Richtung wahrscheinlicher wäre. Wir müssen aber bedenken, daß es im 6. und 7. Jahrhundert im Norden noch keine Buchschrift gab, und daß der altgermanische Bauer für gewöhnlich nicht sehr redselig war: Kurze Rede und Gegenrede waren das Übliche, lange Erzählungen das Seltenere. Bei solchen kurzen Reden ist aber die Anwendung der 2. Person überaus häufig und vielleicht markanter als die Aussagen in der 3. Person.

Im übrigen geht der Prozeß der allmählichen Ausgleichung zwischen den verschiedenen Personalendungen in den nordischen Sprachen immer weiter: Zunächst zeigt sich die Neigung, das *-r* der 2. und 3. Sg. auch auf die 1. Sg. zu übertragen, und zwar sowohl im Ost- wie im Westnordischen (etwa seit 1300). Auf der anderen Seite werden mit der Zeit auch die Pluralformen vereinheitlicht, indem zunächst die Endung der 3. Pl. an Stelle der 1. Pl. tritt. Der letzte Schritt in dieser Richtung führt dann dazu, daß allmählich die Pluralformen durch die einheitliche Singularform ersetzt wurden. Diese Entwicklung beginnt im Dänischen, und zwar besonders im Jütischen, schon um 1300, im Schwedischen nur wenig später. Im Dänischen hat sich diese Tendenz späterhin völlig durchgesetzt, so daß man dort seit etwa 1500 z. B. *giver* für „gibt“ und „geben“, *gaf* für „gab“ und „gaben“ gebraucht. Doch fand diese Übertragung der Singularform auf den Plural zuerst im Präsens, d. h. also bei den *-r*-Formen, statt. Vgl. A. Noreen, Gesch. der nord. Sprachen 228 ff.; Altnord. Gramm. II § 561—563.

2. Sehr viel komplizierter liegen die Dinge bei einer vielleicht ähnlichen Erscheinung im Alt- und Mittelenglischen: In den northumbrischen Dialekten des Angelsächsischen finden wir zuerst in Texten des 10. Jhs. die Erscheinung, daß neben der 2. Sg. Ind. Präs. auf *-s* auch in der 3. Sg. die Endung *-s* neben ererbtem *-þ* (*-đ*, *-th*) auftritt, z. B. 3. Sg. *findes* neben *findeþ*. Mit der Zeit setzt sich diese Endung *-s* mehr und mehr durch, bis sie im Neuenglischen alleinherrschend wird. In nordenglischen Dialekten

und im Schottischen wird auch die 1. Sg. von dieser Ausbreitung der Endung *-s* ergriffen, also genau entsprechend den oben unter 1 behandelten Verhältnissen in den skandinavischen Sprachen.

Man hat diese Erscheinung des Altenglischen verschieden erklärt: Einige Forscher wollten den Übergang von *-þ* zu *-s* rein autlich deuten; vgl. Bülbring, Altengl. Elementarb. § 569; A. Roß, JEGPh. XXXIII 68ff. Diese Lautregel ist aber ad hoc aufgestellt und wird auch dadurch nicht wahrscheinlicher, daß es in verschiedenen anderen Sprachen der Erde hier und da einen phonetisch ähnlichen Lautübergang tatsächlich gibt. Andere Forscher nehmen an, daß wir es hier — ähnlich wie im Altnordischen — mit der Übertragung der Endung der 2. Sg. auf die 3. Sg. zu tun haben; vgl. z. B. F. Kluge, Gesch. der engl. Sprache 1067.

Eine dritte Erklärung hat E. Holmqvist in seinem Buch „On the History of the English Present Inflections, particularly *-th* and *-s*" (Heidelberg 1922) vorgebracht: Er weist hier an Hand sehr sorgfältiger Tabellen nach, daß in den altnorthumbrischen Denkmälern einerseits die Endung *-s* neben *-þ* weit häufiger in den Pluralformen vorkommt als in der 3. Sg. (ältester Beleg Pl. Ipv. *gebidœs* „betet!" auf dem Runenkreuz von Urswick, 850—870), daß andrerseits innerhalb der Pluralformen die meisten *s*-Endungen bei der 2. Pl. zu belegen sind. Er schließt aus diesem Tatbestand, daß sich die Endung *-s* der 2. Sg. zunächst auf die 2. Pl. ausgedehnt habe (vgl. latein. 2. Pl. Ind. Präs. *legitis* statt **legite* nach 2. Sg. *legis*), daß sich alsdann diese Endung auf die übrigen Pluralformen und zuletzt erst auch auf die 3. Sg. erstreckt habe.

So scharfsinnig diese Überlegungen Holmqvists auch sind, so ist dagegen doch Folgendes zu sagen:

Die northumbrische Textüberlieferung setzt zu spät ein, als daß wir den Anfang der ganzen Entwicklung erkennen könnten. Wenn auch zur Zeit unserer Handschriften und Runenkreuze die Verhältnisse wirklich so liegen, wie Holmqvist sie nachgewiesen hat, so erscheint es mir doch durchaus möglich, daß die ältere, vortextliche Überlieferung so verlief, daß sich die Endung *-s* zunächst von der 2. Sg. auf die 3. (und weiter vielleicht auf die 1. Sg.) übertrug, die alte Endung *-þ* der 3. Sg. nur allmählich beiseite drängend, daß sie alsdann von der 2. Sg. auf die 2. Pl. übersprang und von dort aus auf die übrigen Pluralformen, die ja vordem die einheitliche Endung *-þ* aufwiesen. Daß diese sekundäre Endung *-s* zur Zeit unserer northumbrischen Texte gerade in den Pluralformen überwiegt, ist damit erklärbar, daß sich eben

ein *-s* als Pluralzeichen in Analogie nach der Nominalflexion leicht durchsetzen konnte. Dafür, daß dies *-s* aber zunächst auf die 3. Sg. übersprang, spricht, wie mir scheint, sehr gewichtig der Umstand, daß die Entwicklung der Personalendungen in den nordenglischen Dialekten eine außerordentliche Parallele zu der oben unter 1 geschilderten Entwicklung der Personalendungen in den nordischen Sprachen aufweist: Dort sprang ja die Endung *-R* (später *-r*) zunächst von der 2. Sg. auf die 3. Sg. und weiter auf die 1. Sg. über, um später auch die Pluralformen zu ergreifen. Man beachte dabei, daß innerhalb des Nordgermanischen diese Entwicklung, wie oben angedeutet, am konsequentesten im Dänischen, und zwar zufrühst im Jütischen vor sich ging. Die kontinentale Heimat der anglischen Dialekte des Altenglischen lag aber, wie jetzt Sprachforscher und Prähistoriker übereinstimmend annehmen, in der Gegend der heutigen Landschaft Angeln, also in unmittelbarer Nachbarschaft des Altjütischen. Falls nun die berühmten Goldhörner von Gallehus bei Tondern einheimisches Kunsterzeugnis, nicht Importware, sind, so beweist der nordgermanische Charakter der wohl um 400 verfaßten Runeninschrift auf dem einen dieser beiden Hörner (mit den Endungen *-iR*, *-aR* im N. Sg.), daß das Altjütische dem Nordgermanischen zum mindesten nahestand. Ebenso aber zeigen auch die Runeninschriften auf den im Moor von Torsbjaerg (Angeln) gefundenen Gegenständen nordgermanischen Charakter, so daß das Anglische von Haus aus ein dem Nordgermanischen mindestens nahestehender Dialekt war.

Abweichend vom Nordgermanischen ist in der Entwicklung der anglischen Personalendungen der Umstand, daß, wie oben § 4,2 ausgeführt, in allen altenglischen Dialekten die altererbte Endung *-s* der 2. Sg. durch eine Endung *-st* ersetzt wird, während im Nordgermanischen eine solche sekundäre Charakterisierung der 2. Sg. gegenüber der 3. Sg. nicht erfolgte. Innerhalb des Germanischen zeigt sich also ein deutliches Gefälle vom Anglischen her über das Altjütische (nebst dem übrigen Dänischen) und Schwedische bis zum Norwegischen: Je mehr nach Süden, um so stärker dringt die Uniformierung der Personalendungen vor. Im Anglischen jedoch stößt gegen diesen Strom ein zweiter vor, von Süden her kommend, der die 2. Sg. neu durch Hinzufügen eines *-t* an das *-s* charakterisiert.

Man könnte die Ähnlichkeit der fraglichen Erscheinungen im Nordischen und Anglischen auch durch sprachlichen Einfluß, der

seit dem 9. Jh., besonders seit dem Vertrag von Wedmore (878) sich in Nordengland festsetzenden Wikinger, insbesondere Dänen, erklären wollen: Eine solche Annahme würde sich aber an den chronologischen Tatsachen stoßen, da ja, wie schon erwähnt, auf dem Kreuz von Urswick bereits eine pluralische Imperativform auf *-s* begegnet.

Die Parallele zwischen der Entwicklung im Anglischen und den tocharischen Verhältnissen liegt darin, daß die Endung der 2. Sg. auf die 3. Sg. übertragen, die dadurch erreichte Uniformierung aber sekundär wieder beseitigt wurde, indem das Anglische — wie das Angelsächsische überhaupt — für die 2. Sg. eine Endung *-st*, die beiden tocharischen Dialekte (und ähnlich das Hethitische) eine Endung *-t* annahmen.

3. Ein ziemlich sicheres Beispiel für die Übertragung der Endung der 2. Sg. auf die 3. Sg. bietet die thematische Konjugation des Griechischen. Wie man nämlich im einzelnen auch die Endung von *φέρεις*, *φέρει* deuten mag, so stimmen die meisten Erklärer doch darin überein, daß wir in der 3. Sg. eine ursprüngliche 2. Sg. zu erblicken hätten. Dabei liegt die Erklärung am nächsten, die auch E. Schwyzer, Griech. Gramm. I 661, wenn auch mit der Einschränkung „zur Not“, vertritt, daß die 2. Sg. **bheresi* zunächst über **pherehi* zu griech. *φέρει* wurde, alsdann auf die 3. Sg. übersprang, und daß schließlich die 2. Sg. durch Hinzufügung eines -ς nach dem Muster von Konj. **φέρῃς* : *φέρῃ* (ark.), Opt. *φέροις* : *φέροι* und Ipf. *ἔφερες* : *ἔφερε* neu gekennzeichnet wurde. Auch wer die genannten griechischen Formen an die 2. Sg. Ind. Präs. von lit. *vedì*, altlett. *wedi* („du führst“) anknüpft, wird gut tun, die gleiche Übertragung anzunehmen; denn mit einer personell indifferenten Endung *-i* oder *-ei* kann ich mich nicht befreunden (vgl. H. Hirt, Indogerm. Gramm. IV 155; H. Pedersen, Hitt. 93f.).

4. Auch innerhalb des hethitischen Verbalsystems kennen wir Fälle, in denen wir mit Übertragung der Endung der 2. Sg. auf die 3. Sg. rechnen müssen. Am eindeutigsten liegen in dieser Beziehung die Verhältnisse in den Formen der 2. Sg. Prät. auf heth. *-ta*. Diese Endung findet sich als Endung der 2. und 3. Sg. Prät. vor allem in der *mi*-Flexion, z. B. *ešta* „du warst“ und „er war“, *epta* „du faßtest“ und „er faßte“. Auch in der *ḫi*-Konjugation zeigt sich die gleiche Endung *-ta* für die 2. und 3. Sg. (neben einem Ausgang *-š* für die 3. Sg.), z. B. *šakta* „du wußtest“ und „er wußte“ (vgl. J. Friedrich, Hethit. Elementarb. I [1940] 38 und 51). Schon Sturtevant, Gramm. 258, führte heth. *-ta*

der 2. Sg. Prät. auf idg. *-tha* zurück, während er die Endung der 3. Sg. Prät. (heth. *-ta*) als *-t* lesen wollte. Demgegenüber tritt H. Pedersen, Hitt. 92, mit Recht für eine einheitliche Lesung und Erklärung der Endung *-ta* für die 2. und 3. Sg. Prät. ein: Er gibt dabei die Möglichkeit zu, dies hethitische *-ta* auf idg. *-tha* zurückzuführen und Übertragung von der 2. auf die 3. Person anzunehmen, möchte dann aber doch eher in heth. *-ta* eine Medialform erblicken, die seiner Ansicht nach allerdings ebenfalls zunächst nur in der 2. Sg. heimisch und von dort auf die 3. Person übertragen wäre. Mir scheint ein Vergleich besonders zwischen heth. *ešta* und griech. *ἦσθα* für die Herleitung von heth. *-ta* aus idg. *-tha* zu sprechen.

§ 7. Die 3. Sg. Präs. Akt. geht im Westtocharischen auf *-ṃ* aus, und A. Meillet erklärt diese Endung (MSL. XVIII 8) aus einem enklitisch angehängten Pronomen. Ähnlich H. Pedersen, Toch. 142, und J. van Windekens, Morphol. 302.

Eine solche Erklärung wirkt trotz altpreußischer Formen wie *astits* „ist“ (vgl. Endzelin, Altpreuß. Gramm., 1944, § 159 Anm. 52 und § 219) höchst gezwungen. Ich nehme an, daß wir es bei der westtocharischen Endung *-ṃ* der 3. Sg. Präs. (und Konj.) mit einer Übertragung der Endung der 3. Pl. zu tun haben. Dabei zeigt in den thematischen Bildungen (vgl. § 1) der vorhergehende Vokal noch deutlich die alten Verhältnisse: 3. Sg. *aiṣṣäṃ* „er gibt“ deutet wegen der Palatalisierung des Suffixes *-sk-* darauf hin, daß der Vokal *-ä-* aus einem palatalen Vokal, also am ehesten doch *-e-* als Themavokal, entstanden ist. Vortoch. **aisket* (mit Sekundärendung) ist also unter dem Einfluß der 3. Pl. **aiskont* (= B *aiskeṃ*) zu **aiskent* umgebildet worden.

Bekanntlich haben auch die baltischen Sprachen eine gemeinsame Form für die 3. Sg., Du. und Pl. So führt Endzelin, Lett. Gramm. S. 549 lit. *mẽta* „er wirft“ und „sie werfen“ auf vorbaltisch **metet* (mit Sekundärendung *-t*) zurück unter Annahme einer Übertragung des ursprünglich der 1. und 3. Pl. zukommenden Themavokals *-o-* (= balt. *-a-*) auf die 3. Sg. Diese Erklärung ist entschieden der von Siebs und Bernecker (oben XLIII 270) vorzuziehen, wonach in dem Typus lit. *mẽta* ein ursprüngliches Verbalabstraktum vorläge. Eine wirklich plausible Erklärung für die Übertragung der 3. Sg. auf die 3. Pl. (und Du.) ist freilich bisher nicht gelungen. Auch die Annahme von Chr. Stang „Das slawische und baltische Verbum“ (Oslo 1942) 233, daß dieser Zusammenfall unter dem Einfluß des ursprünglich nominalen Wortes für „ist“, lit. *yrà*,

eingetreten sei, ist wegen des Fehlens einer altpreußischen Entsprechung zu lit. *yrà* nicht sehr überzeugend.

Aber eben im Westtocharischen können wir gelegentlich bei dem Verbum *läk-* „sehen“ eine Verwendung der 3. Pl. Med. im Sinn einer 3. Sg. feststellen. Mir ist folgendes Beispiel aus dem Udānālaṅkāra[1]) (5b5) zur Hand: *lkāntär-c ñakta indrintaṃts alek tesa nesalñe* „es wird (wörtl. „werden“) an dir, o Gott, eine Veränderung der Sinnesorgane gesehen“. Den Ausgangspunkt einer solchen Übertragung der Endung der 3. Pl. auf die der 3. Sg. könnte man sich bei Fällen gerade der zitierten Art mit ihrer unlogischen Beziehung eines nichtsubjektischen Plurals auf das Subjekt denken.

Es ist aber zu beachten, daß im Westtocharischen, im Gegensatz zum Baltischen, kein völliger Zusammenfall der 3. Sg. und 3. Pl. eingetreten ist, sondern nur ein partieller: Im Themavokal ist der Unterschied, wie schon hervorgehoben, geblieben. Zwar zur Wurzel *nes-* „sein“ lauten die Formen der 3. Sg. und Pl. Präs. völlig gleich, nämlich *nesäṃ* (gegenüber A 3. Sg., *naṣ* 3. Pl. *neñc*). Wahrscheinlich aber haben wir es hier nicht mit einer ursprünglich athematischen Bildung zu tun — (vgl. 1. Pl. *nesem*), sondern mit einer Lehnübersetzung von skt. *asti* (= *santi*) (nach einer mündlichen Erklärung von E. Sieg). Dagegen weist die 3. Pl. Med. auf *-antär* (z. B. *kolokantär* „sie folgen“) der westtoch. Präsensklasse I deutlich auf athematische Flexion.

Im Osttocharischen geht die 3. Pl. Präs. Akt. in der athematischen Flexion auf *-iñc*, die entsprechende Medialform auf *-änträ* aus, z. B. *träṅkiñc* „sie sprechen“, Med. *träṅkänträ*.

§ 8. Die endungslosen Formen der 3. Sg. Opt. und Ipf. im Westtocharischen, z. B. 3. Sg. Opt. *yāmi*, Ipf. *yamaṣṣi*, Opt. *tarkoy* „möge entlassen“, Ipf. *tarkanoy*, wird von van Windekens, Morphol. 302, richtig aus der lautgerecht abgefallenen indogermanischen Sekundärendung *-t* erklärt.

Die 3. Pl. B *-eṃ* wird schon von H. Pedersen, Toch. 144, einleuchtend auf die indogermanische thematische Sekundärendung *-ont*, die entsprechende Endung in A *-eñc* auf die Primärendung *-onti*, die A-Endung *-iñc* auf die athematische Primärendung *-enti* zurückgeführt.

§ 9. Im Anschluß an die in den vorigen Abschnitten behandelten Erscheinungen betrachten wir noch das Präsens der Wurzel *i-* „gehen“ in den beiden tocharischen Dialekten.

[1]) Sieg und Siegling, Toch. Sprachreste, Sprache B, H. 1 (Göttingen 1949).



A: *yām, yāt, yāṣ; ymās, yāc, yiñc.*

B: *yam, yat, yaṃ; ynem, yacer, yanem.*

Die Belege für die A-Formen findet man Toch. Gramm. 423.

Die B-Formen sind meist reichlich bezeugt; für die 1. Pl. sei folgendes Beispiel angeführt: *srukorne ynem nr(aine)* „Beim Tode gehen wir (in die) Hölle" MQR. 28a6. — Für die 3. Pl. *yanem* gibt es keine unerweiterte Nebenform *yem*, wie S. Lévi (MSL. XVIII 414) und H. Pedersen (Toch. 160 Anm. 1) annahmen: An der dafür von Lévi angeführten Textstelle ist *yem* vielmehr die kontrahierte Form der 3. Pl. Ipf. *yeyem* „ibant". Entsprechend steht neben *ṣeyem* „erant" die kontrahierte Form *ṣem* UA 24a2.

Im Westtoch. dienen die Präsensformen dieses Verbs zugleich als Konjunktive, während im Osttoch. der Konjunktiv vom Suppletivstamm *kälk-* gebildet wird.

Von all den oben angeführten Formen ist lediglich die 3. Pl. *yiñc* in A eindeutig aus der normal zu erwartenden urindogermanischen Form **i̯enti* (= ai. *yanti*) abzuleiten. Vgl. H. Pedersen, Toch. 160. Schwer zu erklären ist dagegen die Wurzelgestalt *yā-* (bzw. *ya-* in B) in den übrigen Formen des Paradigmas. Es scheint vom Standpunkt der Lautgeschichte aus bedenklich, diese Wurzelform *yā-*, *ya-* unmittelbar aus idg. *ei-* herzuleiten und z. B. *yām* somit idg. **ei̯mi* gleichzusetzen. Diese Wurzelform liegt vielmehr in B *iyaṃ* „er führt", „er fährt einher" (ebenso 3. Pl. *iyaṃ*; dazu noch Ipf. *iyoy*) vor. Die 3. Pl. *iyaṃ* dürfte unmittelbar lat. *eant* entsprechen, zumal *iyaṃ* — wie noch mehrere *ā*-Präsentien — zugleich als Konjunktiv dient.

So bleibt die auch von H. Pedersen a. a. O. erwogene Möglichkeit, die Formen *yām* usw. durch Umbildung zu erklären. Das scheint mir in der Tat möglich: Zu der 3. Pl. **i̯enti* könnte im Osttocharischen eine 3. Sg. **i̯eti* und weiter eine 2. Sg. **i̯esi* (= A *yāṣ*; vgl. oben § 6) gebildet sein; entsprechend 1. Sg. *yām*, 2. Pl. *yāc*. In der Vorstufe des Westtocharischen wäre ähnlich nach der 3. Pl. *i̯ent* eine gleichlautende 3. Sg. **i̯ent* (= B *yaṃ*) geschaffen, und weiter *yam*, *yat*, *yacer*. Auch die 1. Pl. *ymās* in A wird man daher eher aus **yāmās* als unmittelbar aus idg. **imesi-*[1]) herleiten wollen.

Auffällig sind im Westtocharischen die Formen der 1. und 3. Pl. *ynem*, *yanem*, wozu sich noch das Part. Präs. Med. *ynemane* gesellt. Ein Part. Präs. Akt. gibt es weder in A noch in B.

[1]) Das *-i* in der zweisilbigen Endung *-mesi* scheint im Gegensatz zu dem *-i* der einsilbigen Endung *-si* (2. Sg.) bereits vor dem Wirksamwerden der tocharischen Palatalisierungsgesetze apokopiert zu sein.

Das suffixale *-n-* dieser B-Formen hat schon H. Pedersen, Toch. 160 mit heth. *i-ja-an-na-i* „er geht“, lit. *einù* „ich gehe“ und altlat. *prōdīnunt* verglichen.

Über die hethitische Form wage ich kein Urteil.

Im Litauischen ist jenes *-n-* durch das ganze Paradigma durchgeführt: *einù, einì, eĩna*; *eĩname, eĩnate; eĩnava, eĩnata.* Diese Bildung herrscht heute sowohl in der Schriftsprache wie anscheinend auch in allen Mundarten und hat die ältere athematische Bildung verdrängt: *eimì, eisì, eĩt(i); eĩme, eĩte; eĩva, eĩta.* Ursache der Umbildung war natürlich die allgemeine Tendenz, die alten athematischen Verben in thematische Bildungen zu überführen. Während man aber z. B. eine Form *esmì* leicht zu *esù* umbilden konnte, war das wegen des diphthongischen Wurzelausgangs von *eimì* usw. nicht so einfach. Man bildete also das neue, thematische Präsens nach dem Muster der indogermanischen *ne/o*-Präsentien um: Lit. *aunù* „ziehe Fußbekleidung an“, *gáunu* „bekomme“ nebst vielen Neubildungen in den litauischen Mundarten und im Lettischen (vgl. K. Brugmann, Grundr. II² 3, 320f.).

Noch näher stehen dem Westtocharischen die altlateinischen Formen *obīnunt, prōdīnunt, redīnunt* nebst *nequīnont* und *danunt*: Hier tritt das suffixale *-n-* ebenfalls nur vor der vokalisch anlautenden Endung *-ont, -unt* der 3. Pl. auf, so daß altlat. *-īnunt* „sie gehen“ ziemlich genau dem westtoch. *yanem̦* entspricht. Wir wüßten gern, ob auch in der 1. Sg. im vorklassischen Latein neben bezeugtem *eo* eine sekundäre Bildung **īnō* stand; doch versagt hier unser Material.

Während nun aber sowohl im Baltischen wie im Latein *ne/o*-Präsentien auch sonst vorkommen, kennen beide tocharische Dialekte eine solche Bildung nicht, vielmehr nur entweder *nā*-Präsentien oder solche mit infigiertem *-n-*; z. B. B *tärkanam̦* (3. Sg. und 3. Pl.) „entläßt“, „entlassen“, *piṅkäm̦* „schreibt“, *piṅkem̦* „schreiben“. So möchte man also jene Umbildung von der 3. Pl. B **yam̦* (< **i̯ent*) zu *yanem̦* doch einer ziemlich weit zurückliegenden Zeit zurechnen, in der es vielleicht noch *ne/o*-Bildungen gab.

Im Altlateinischen dürfte also die Bildung *-īnunt* gewiß mindestens ebenso alt sein wie die Form *danunt*, die z. B. bei dem Komiker Statius Caecilius einmal (Poet. Rom. vet. rel. sel. Diehl S. 63 Frgm. 51) neben der altererbten Form *dant* steht: *patiere quod dant, quando optata non danunt.* Ganz jung ist dagegen offenbar eine Form *inserinuntur* bei Livius Andronicus (Diehl, ebd. S. 7, Frgm. 37b): *simul duona eorum portant ad navis, multa alia in*

isdem inserinuntur. Epigraphisch ist von allen diesen Neubildungen nur *danunt* bezeugt in einer der Zeit um 150 v. Chr. zuzuweisenden Inschrift aus Sora (CIL. I² 1531): **leibereis** (N. Pl.) **lubetes donu danunt.**

§ 10. Überblicken wir all die im Vorhergehenden besprochenen Erscheinungen, so fällt eine Tatsache besonders auf: Wir sind verschiedentlich auf Umbildungen gestoßen, die zwar typologisch mehreren indogermanischen Einzelsprachen gemeinsam sind, aber doch so, daß wir unmöglich mit historischen Beziehungen zwischen allen den jeweils betroffenen Sprachen rechnen dürfen. Was z. B. die Übertragung der Endung der 2. Sg. auf die 3. anlangt (§ 6), so lassen sich solche historischen Beziehungen sehr wohl zwischen den eigentlich nordgermanischen Sprachen und dem Anglischen denken (§ 6, 2), jedoch nicht zwischen diesen germanischen Sprachen und der ähnlichen Erscheinung im Griechischen (§ 6, 3), im Tocharischen und Hethitischen (§ 6, 4). Ebenso muß die Anfügung der alten Perfektendung *-tha* an die 2. Sg. auf *-s* im Westgermanischen (§ 4, 2) völlig unabhängig von der ähnlichen Neubildung im Griechischen (§ 4, 1) und vielleicht im tocharischen Praeteritum (§ 3) vor sich gegangen sein. Endlich erkannten wir wohl eine weitgehende Entsprechung zwischen westtoch. *yanem̦* und altlat. *-īnunt* (§ 9); aber niemand wird es wagen, diese Neubildung in eine Zeit zurückzuverlegen, als die Vorfahren der Tocharer denen der Italiker benachbart waren.

Hier liegt eins der großen Geheimnisse im Leben der Sprache vor, das wir noch nicht haben lösen können: Das verhältnismäßig späte Auftauchen gemeinsamer Sprachneubildungen in genealogisch verwandten Sprachen zu einer Zeit, da zwischen den betreffenden Sprachen keinerlei geschichtliche Beziehungen mehr bestanden.

Göttingen. Wolfg. Krause.

Zum Wechsel der 2. und 3. Person.

Zu der oben 156 von W. Krause gegebenen Erklärung darf man vielleicht auf den umgekehrten Wechsel der 2. in die 3. Person hinweisen, der bei der Umsetzung der direkten in die indirekte Rede statt hat. Vgl. ferner den *man*-Typus lat. *dicas* und den Ersatz des *Sie* (lat. *tu*, engl. *you*) durch die 3. Sing. im Spanischen und Polnischen (Typus: *¿que desea usted?*).

Kiel. E. Hofmann.

Etymologisches.

1. Ae. *cæddran* : *fibras* (in Byrhtnōðs *Handbōc* 151 belegt) stelle ich zu ai. *gadh-* „halte fest, klammre an", das dann nicht < **ghadh-* zu erklären wäre, wie Walde-Pokorny I 532 tut.

2. Griech. *γόμφος* „Pflock, Nagel" gehört nach Persson, Nord. Stud. 56 Anm. nicht zu ae. *comb* „Kamm", sondern zu lit. *gémbė*.

3. Ae. *camp* „Fessel", nur im Pariser Psalter 149, 8 belegt, ist wohl ein Schreibfehler für *clamm*, vielleicht durch das lat. *compedibus* der Quelle veranlaßt.

4. Ae. *cwelde-hrede* „Fledermaus" (Erf. Gl.) wird von Clark Hall unter *~ræde* kaum richtig als *~rǣde* „evening rider" erklärt. Das zweite Glied ist vielmehr substantiviertes *hræd, ræd* „schnell", vgl. lat. *vespertīlio* < **vesper-petīlio*.

5. Das ib. (Sweet, OET. p. 109) überlieferte *haui-blauum* : *blata, pigmentum*, kann nicht ae., sondern nur as. sein, und zwar Dat. sg. m. n. oder D. Pl. aller Geschlechter, setzt also ein lat. *blatteo* oder *blatteis* voraus. Da die Herkunft der Glosse unbekannt ist, läßt sich Genaueres nicht sagen. Jedenfalls war der Nom. sg. *hāwi-blāo* „purpurblau", dessen erstes Glied genau dem ae. *hǣwe(n)* entspricht und als *haui* „caerula" in der Erf. Gl. 221 überliefert ist. Dies muß daher auf wgerm. **hāwīn*, nicht auf **haiwīn* beruhen und ist von ai. *śyāvá-* usw. fernzuhalten, womit es Walde-Pokorny I 360f. zusammenbringt. Ich möchte es zu griech. *κηρύλος* „Eisvogel", ai. *śārá-* und av. *sāi-* „bunt" stellen, vgl. Walde I 420.

6. Die Erf. Gl. *conductium* : *giindi* (bei Sweet, OET., S. 108) wird ahd. *gisindi* meinen.

7. In *gandi* : *putrenum* ib. vermute ich ein as. *for-gāndi*.

8. Die Verwandtschaft von ae. *sculdor*, ahd. *scultirra* „Schulter" mit griech. *σκαλίς* „Schaufel", wird gestützt durch den Hinweis auf frz. *épaule* < lat. *spatula* „Schulterblatt"; vgl. ferner aisl. *spilja* „spalten" und got. *skildus* „Schild" zu *skilja* „Fleischer".

9. Ae. *smǣr(e)* m. „Lippe, Backe" gehört wohl zu *smeoru* „Schmeer, Fett", vgl. *hecga-, hago-spind* „Wange". Gehört das erste Glied davon zu *haga* „Hag", urnord. *Hagu-staldaʀ*, vgl. Homers *ἕρκος ὀδόντων*?

10. Mhd. *betalle* „gänzlich, durchaus", mnd. *bedalle* dass., setzt ein ahd. *mit allu*, as. *mid allu* voraus, wobei das anlautende *m-* zu *b-* geworden ist, wohl durch den Einfluß des Präfixes *bi-*. Den gleichen Übergang zeigt nhd. *Besan* < ital. *mizzana* „Mittelmast" < lat. *mediāna*, ferner westfäl. *beschuatennot* „Muskatnuß" (wörtlich:

„beschossene Nuß") in Jellinghaus' Westfäl. Grammatik S. 119. Wie sind aber die mnd. Formen *bedelle, -dille, -dulle* zu erklären? *Bedille* gehört wohl zu westfäl. *iller-beste* „allerbeste".

11. Westfäl. *pöppel* „Pappel" hat seinen Umlaut gewiß vom Adjektiv *pöppeln*, vgl. *Esche* und *Espe*; an frz. *peuple* ist wohl nicht zu denken.

12. Das *-m-* von *Pflaume*, ndd. *prūme* dürfte auf Einfluß von lat. *pōmum* beruhen, der sich auch in aisl. *plōma* zeigt, der Genuswechsel erklärt sich aus dem Plural *prūna*.

13. Das *-l-* von *Pflaume*, ne. *plum*, beruht auf freiem Lautwandel, wie in ahd. *chilihha*, alem. *kilche* „Kirche" und westfäl. *pladuisken* „Paradieschen", Name einer Kirchenvorhalle in Soest, ne. *Malkin* „Mariechen" und nhd. *Malte* „Martha". Sonst ist kein Grund dafür zu finden.

14. Ae. *hȳð* f. „Hafen", ne. *hithe*, as. *hūth*, ndd. *Hude* in On. stelle ich zu griech. *κύτος, κυσός* < **κυτ̥ιός* „Höhlung", lat. *cunnus* < **cutnos*, alit. *kutys* „Beutel" usw., vgl. Walde unter *cunnus*.

15. Afries. *fiāl* „Rad" erklärt sich wohl am besten als Mischung von **fel* oder **fal* (zu griech. *πόλος* „Achse", *πέλω* „bin in Bewegung", lat. *poples* „Kniekehle", *ō-pilio* „Schafhirt", nhd. *Felge*) + **hwial* = ae. *hwéol*, aisl. *hjōl* < **hviōl*.

16. Afries. *prīa*, mnd. *prīgen* „streiten" gehört zu afrz. *brie* = it. *briga* „Streit", *brigare* „streiten"; der Übergang von *b-* zu *p-* ist ja häufig, vgl. *Pracht, prägen, Pranke, prasseln, prassen, Pratze, Preiselbeere, Puckel* usw.

17. Afries. *thūnan* Pl. „Groschen" gehört als „Dickpfennige" zu *thūma* „Daumen", lat. *tumeo* „schwelle".

18. Afries. *jōn* neben *jūwe* „euer" wird auf dem Einfluß von *mīn, thīn, sīn* beruhen.

19. Afries. *jēsel* „Geisel" zeigt die Ablautstufe german. *-ai-*, vgl. unser *geissel* < ahd. *geisila* neben langob. *gīsil* „Pfeil".

20. Afries. *kessen*, ahd. *cussīn* „Kissen" beruht auf vlat. **culcīnum*, vgl. Gamilschegg unter *coussin*, hat also mit lat. *coxa* nichts zu tun, wie Kluge annimmt.

21. Mnd. *kunte* „cunnus, podex", das als *kunta* ins Aisl. drang, stellt sich zu toch. *kunti* „Topf" < **gundi*, eigentlich „Höhlung, Loch". Das Westfälische hat daneben die unnasalierte Form *kutte*, zu mhd. *kotze* „Hure". Vgl. aber Nr. 14, wozu toch. *kunti* auch gehören könnte!

22. Die Zusammenstellung von nhd. *Nase* und ne. *nose*, nl. *neus* usw. ist nicht aufrechtzuerhalten, denn ersteres gehört mit ab-

lautendem ae. *nōse* „Vorgebirge“, norw. *nōs* „Schnauze“ zu lat. *nāsus*, lit. *nósis*, ai. *nāsā*, letzteres dagegen mit *Nüster*, norw. *nosa* „wittern“, *nūs* „Geruch, Witterung“, nl. *neuzelen*, ndd. *nyəseln*, ne. *nuzzle* usw. zu russ. *njúchatь* „schnüffeln, riechen, schnupfen“. Hierher gehören auch ae. *néosian* und as. *niusōn*, während aisl. *n‾sa* und ahd. *niusen* mit got. *niuhsjan* übereinstimmen können, vgl. IF. XXXV 149.

23. Die verwandte Wz. **sneu-* steckt wohl in nhd. *Schnauze, schneuzen, schnobern, schnüffeln, Schnupfen* und ndd. *Snuppe*, vielleicht auch in ne. *sneeze* = *fneeze*.

24. Zu dem genannten ae. *nōse*, norw. *nōs* gehört afries. *nōst* „Trog“, mnl. *noest* „Eimer“ und ahd. *nuosc* „Rinne, Röhre, Trog“, vgl. ae. *næster* „Napf“, lit. *nasvaĩ* „Maul“, aksl. *nozdrь* „Nasenlöcher“.

25. Da Geräte und Werkzeuge nicht selten Personennamen tragen, z. B. nhd. *Dietrich* „Nachschlüssel“, ne. *derrick* „Kran“, *davit* „Schiffskran“, *billy* „Zinnkanne“, *bob* „Schilling“ < *Robert*, *robinet* „Hahn“, *jemmy* „Brechstange“ < *James*, *jenny* „Spinnmaschine“ < *Jane*, wird man auch im ne. *baldrich* = mhd. *balderich* „Wehrgehenk“ den Namen *Baldrīk* sehen dürfen, während afrz. *baldrei* auf ahd. *Baldfrid* beruhen wird. Vgl. noch Nr. 59.

26. Ne. *codling* < *querdling* „Kochapfel“ stelle ich zu mnd. *querder*, *querdel* „Rand, Streifen“, vgl. den nhd. Namen *Streifling* für eine Apfelsorte.

27. Ne. *fad* „stark, tapfer, groß“ beruht auf ae. **fæd* = lat. *potis*.

28. Westf. *fīr* „flügge“ wird auf as. **fiðri* „befiedert“ beruhen.

29. Wir müssen wohl zwei verschiedene idg. Wurzeln **kal-* ansetzen, von denen die eine „rufen, schreien“, die andere „holen, bringen, ziehen, schieben“ bedeutet. Jene liegt vor in griech. *καλεῖν*, lat. *calāre*, lett. *kaluôt*, ahd. *halōn, holōn*, sowie kymr. *ceiliog*, ai. *uṣ̂ākala-* „Hahn“, letztere in lat. *intercalāre* „einschalten“, ahd. *holōn*, ndd. *halen* „holen“, ae. *ge-holian* „erreichen“, aisl. *hala* < *halen* „ziehen“; hierher dürfte auch lat. *cālō* „Troß-, Stallknecht, Hausdiener, Transportschiff“ gehören. — Daneben steht eine *e*-Wurzel in griech. *κέλαδος* „Lärm“, ahd. *hel* „laut“, aisl. *hjala* „schwatzen“, pr. *kelsāi* „lautet“. Weiteres s. bei Walde-Hofmann[3] unter *calō* 3.

30. Ein schönes Gegenstück zu dem o. LXIX 138 besprochenen lat. *triumvir* < *~virōrum* ist afries. *thrim-dēl* „Drittel“ < *~dēlum*.

31. Ne. *lazy* wird noch immer ib. S. 86 mit got. *lasiws* verglichen, obwohl die ältere Schreibung *laizy* auf Zusammenhang mit *leisure* < afr. *leisir, loisir* „Muße“ deutet.

32. Mnd. *gramme* f. „Grummet“ entspricht bis auf die Stammbildung dem lat. *grāmen*, das also nicht auf **grasmen* beruhen muß.

33. Aisl. *stund* n. „Staub“ gehört wohl zu der idg. Wurzel **steu-* „stoßen“, vgl. Walde-Pokorny II 618, der allerdings nur die Erweiterung **steud-* kennt. Der Staub ist zerstoßene Erde.

34. Westfäl. *hummel, hümmelken* „altes, ausgeschlissenes Messer, Kartoffelschälmesser“ stellt sich ablautend zu ahd. *skamm* „verstümmelt“, aisl. *skammr* „kurz“; auch *hümmel* „abgebrochene Mutzpfeife“ wird dazu gehören. Aber wie erklärt sich *hümmelken* „verdrießliche Sache“ bei Woeste? Mit einfachem *-m-* steht daneben ahd. *hamal* „verstümmelt“, nhd. *Hammel* und ae. *hamola* „Verstümmelter“.

35. Westfäl. *hūk* m. „Hügel, Zäpfchen“, nhd. dial. *Hauch*, aisl. *Hūkr* On. entspricht genau dem lit. *kúgis* „Heuhaufe“, preuß. ~ „Schwertknauf“, weiter alem. *hock* „Haufe“, vgl. Walde-Pokorny I 372.

36. Wfäl. *dūst* „Beule, Geschwulst“ ist dasselbe Wort wie ofries. ~ „Klumpen, Haufen, Wulst“, aisl. *þūsta* „wirre Masse“, ablautend mit ahd. *dosto* „Dost“, zur Wurzel **teu-* „schwellen“.

37. Wenn in dem as. Eidechsennamen *ėgi-thassa* neben *ėwi-thessa*, ahd. *ėgi-dehsa*, mnl. *eghe-disse* grammatischer Wechsel vorliegt, kann es nicht zu griech. ὄφις „Schlange“ gehören (dazu stelle ich ae. *efeta*, ne. *newt*), sondern wird mit dem lat. *aquilus* „dunkel“, *aquila* „Adler“ zusammenzustellen sein. Die Bergeidechse ist dunkelbraun.

38. Das ae. Wort für dasselbe Tier, *ā-ðexe*, kann im ersten Teile aus **aiwa-* entstanden sein und dann mit dem griech. αἰόλος „beweglich, schnell, bunt“ verwandt sein, wenn dies auf *αἰϝόλος beruht. Andere Ausdrücke siehe bei Kluge; J. Müller, Rhein. Wtb. II 51ff.; Mensing, Schlesw.-holst. Wtb. I 45, 178, 991, II 269 u. V 349 und Franck-van Wijk, ich füge hinzu: russ. *jáščerica, -za*, griech. ἀσφαλαβός, -βώτης, γαλεώτης, πίγγαλος, κωλώτης, σαύρᾱ, σαῦρος, lat. *lacerta*, dän. *øgle*, schwed. *ödla*, aisl. *eðla, eyðla, eyzla*, vgl. Hellquist, Svensk etym. ordbok, der viele Synonyma bietet. Die westfäl. Mundarten enthalten über 100!

39. Zu den mit *-olf* gebildeten Wörtern bei Kluge, Stammbildungslehre § 21 gehört auch mhd. *krotolf* „Kröte“ und westfäl. *haidolf* „ungetauftes Kind“.

40. Vulg. lat. *leticus*, worauf afrz. ne. *liege* beruht, kann nicht auf afränk. **lēto* zurückgehen, sondern setzt volksetymologische Anlehnung von **lāto* (= ae. *lǣta*, afries. *lēta*) an lat. *laetus* voraus, vgl. die Form *laeticus* in der Lex. Baiuv.

41. Dieselbe Erweiterung der Wurzel **keu-* wie ai. *kōraka-* „Knospe“ und *kōra-* „Gelenk“ zeigen mhd. alem. *hūren* „hocken, kauern“ sowie nl. nd. *hurken* ds., im Westfäl. auch „brüten, wärmen“.

42. Lat. *fascis* „Bündel“ steht im Ablaut mit westfäl. *båse* ds., dessen Vokal einem got. *-ē-* entspricht. Weiteres s. bei Walde-Hofmann.

43. Das Westfäl. hat für „Bär“ die Ablautsform *bār*, mnd. *bāre*, die auch in ai. *bhalla* < **bharla-* stecken kann.

44. Westfäl. *bār* „Bahn, Weg, Platz“, in älterer Zeit nicht belegt, entspricht dem ahd. *bara*, lat. *forum*, lit. *bãras*. Woestes Erklärung ist verfehlt.

45. Für „Hecht“ bietet das Westfäl. außer *hauk* = ae. *hōc* „Haken“ und *snauk* = nl. *snoek* noch *bål*, offenbar nach seiner Färbung, vgl. ai. *bhā-la-m* „Glanz“, aisl. *bāl*, ae. *bǣl* „Flamme, Scheiterhaufen“, abulg. *bělъ* „weiß“ usw. Zu der Bedeutung „Ohrfeige“ für *snauk* vgl. schwed. *mun-*, *kindfisk*; viele Synonyma findet man bei Hellquist unter *örfil*; *arsgädda* „Schlag auf den Hintern“ entspricht wenigstens im zweiten Gliede genau.

46. Als Ergänzung des Artikels von E. Fränkel, o. LIX 121 ff., kann ich noch westfäl. *męsə* f. „Arsch“ neben *ęs* m. beibringen, das aus Verbindungen wie *dem ęsə* entstanden ist; das *-m* wurde dann hinübergezogen. — Von meinen Kindern hörte ich oft *motel* für *Hotel*, offenbar aus Fügungen wie *im, am, beim, zum Hotel* entstanden. Man darf vielleicht auch an das sogenannte „unfeste *s*“ im Anlaut denken.

47. Mnd. mnl. *micke*, mnl. *mik* „Feinbrot, Semmel, kleines Weizenbrot“ kann nicht direkt von lat. *mīca* „Krümchen“ stammen, sondern setzt ein vulg. lat. **micca* voraus, das sich zu *mīca* verhält, wie *vacca* „Kuh“ zu ai. *vaśā́*. Auf mnl. *micke* beruht nach Gamillscheg wieder frz. *miche*. Dagegen ist westfäl. *micke* „Ziege“ eine Koseform von *Marie*, vgl. Nr. 25. Wegen der Doppelformen *mīca* : **micca* vgl. noch vulg. lat. **cāpa* „Mantel“, wovon ae. *cāp*, ne. *cope* stammt, neben klass. *cappa*.

48. Daß sich Zahlwörter lautlich beeinflussen, ist bekannt. Ein schönes Beispiel dafür ist noch westfäl. *twedde* „zweite“, das offenbar seine Form dem folgenden *drüdde* „dritte“ verdankt. Dies selbst hat seinen Vokal von *drüttain* „13“ < as. **thriu-tehan* bezogen.

49. Der Nasal *m* wirkt vielfach verdumpfend, so auch in westfäl. *brummerte* „Brombeere“, *nummedach* „Nachmittag“, *kummäode* „Kommode“; auch *ümmer* „immer“, *nümmes* [1]) „niemand“ und *früəmt*

[1]) Vgl. nl. *niets*, nhd. *nichts*, mnd. *nümmers* „nimmer“.

„fremd", mnd. *vrömede*, wird seinen Vokal dem folgenden *-m-* verdanken. Ein englisches Beispiel ist *bumboat* „Marketenderboot" < nl. *boomship*.

50. Zu den bei Walde-Pokorny I 560 unt. aufgezählten Wörtern gehört auch westfäl. *kodde* f. „Ferkel", in älterer Zeit auch *kudde* und mit der Bedeutung „Mutterschwein". Den Namen hat das Tier von seiner rundlichen Gestalt.

51. Westfäl. *kaipen* „kochende Milch umrühren" entspricht genau dem ne. *keep* < ae. *cǣpan, cēpan* „beobachten, hüten" < germ. **kōpjan* zu aisl. *kǿpa* „gaffen" und ae. *cōp* „passend", *capian* „blicken, gaffen", ahd. *kapfēn, kaffēn* usw. Die ursprüngliche Bedeutung von *kaipen* ist also „achtgeben, aufpassen".

52. Durch falsche Worttrennung im Satzgefüge kann anlautendes *n-* schwinden oder ein *n-* vorgesetzt werden, so in westfäl. *nȳr* „Euter" < *ēn ȳr* „ein Euter", desgl. ne. *newt* „Eidechse" < ae. *efeta, Ned* „Edward" < *mine Ed, nuncle* „Onkel" < *mine, an uncle*, westfäl. *nȫse* „Öse", *nåter* = *åter* „Pflugkette", nl. *nijver* „eifrig", *(n)oest*, westfäl. *naust* „Knorren" = ae. *ōst* (zu *ast*), nhd. dial. *nast* „Ast", nl. *naarstig* „eifrig, emsig" (zu *ernst*), *naars* „Arsch"; weitere engl. Beispiele s. bei Koziol, Handbuch der engl. Wortbildungslehre § 687, wo jedoch *nugget* zu streichen ist.

53. Ein kleiner Bach, die *Blögge* in der Nähe des Dorfes Ampen bei Soest, dürfte ursprünglich „Fluß" genannt sein, denn *-ögg-* kann auf dem Umlaut von *au-* beruhen (vgl. *höggen* „Heu ernten") und der Name zu der Wz. **bhleu-* in griech. *φλοίω* < **φλόϝιω* „quelle", *φλύω* „sprudle", aksl. *bljugą* „speie" gehören; weiteres s. bei Walde-Hofmann unter *fluō, flūmen, fluvius* S. 519 f. Aber aisl. *blautr* und ae. *blēat* sowie nhd. *bloß* sind besser fernzuhalten. *Blögge* setzt also eine Grundform **blauja* voraus.

54. Wie aus Flexionsformen selbständige Wörter werden können (vgl. o. LIX 121 ff.), zeigt auch westfäl. *twiärs* „quer", ein modaler Genetiv, woraus ein Adj. ~ „querköpfig, verdrießlich" wurde, ferner schwed. *vem* „wer", eigentlich Dativ von dem veralteten *ho* und entsprechend einen neuen Gen. *hvems* „wessen" bildend. Westfäl. und holstein. *nümmes* „niemand" ist zum Nominativ geworden, wie nhd. *Nichts*.

55. Ein nhd. Beispiel für falsche Sg.-Bildung (vgl. Koziol § 689 f.) ist Soester *Schmōk* „Übersetzung" in der Penälersprache, zu dem Plural *Schmöker* „alte wertlose Bücher".

56. Nhd. *schachtel* und *spachtel* verdanken ihre Form wohl dem Verhältnis von *dachtel* zu *dattel* und ahd. *wahtala* zu *quattula*.

57. Tiernamen werden auch für Körperteile gebraucht, vgl. *maus, muskel*, ne. *calf* „Wade“, nhd. *fliege* „Bärtchen“, ndd. *mēse* „cunnus“, hess. *spatz* „penis“, dial. *büxenwurm* ds., ai. *muṣká* „Hode, cunnus“.

58. Ae. *ðolle* f. „Pfanne, Tiegel, Topf“ gehört wohl zu arm. *tʻalar* „irdenes Gefäß“, lat. *tellūs* „Erde“ (eigentlich „Fläche“), ai. *talam* „Fläche“, griech. *τῆλια* „Brett“, air. *talam*. Wegen der Bedeutung vgl. *Terrine* „Suppentopf“.

59. Zu Nr. 25 vgl. noch westfäl. *Pēterken* und rhein. *Klösche* 'Nachschlüssel', letztres zu *Nikolaus* (s. K. G. Andresen, Deutsche Volksetym.[6] S. 323), berlin. *jriener Aujust* 'Arrestantenwagen', *jelber Friedrich* 'span. Rohr', westfäl. *birken Gotfried* 'Rute'.

Wiesbaden. Ferd. Holthausen.

Noch einmal toch. A B *kunti* „Topf“.

A. J. van Windekens, De Indo-Europeesche Bestanddeelen in de Tocharische Declinatie (Leuven 1940) 302; Lexique étym. des dialectes tokhariens (Louvain 1941) 48; IF. LVIII (1942) 257 lehnt meine Herleitung von toch. A *kunti* „Topf, Krug“ (*kuntis-tsek* „Töpfer“, B *kuntiçke* „kleiner Topf“) aus ai. *kuṇḍī* „Topf, Krug“ (o. LXV [1938] 162) ab und leitet es von einer idg. Wz. **geu-* „biegen, krümmen, wölben“ (griech. *γυρός* „rund, ausgebogen“, armen. *kur* „Becken, Napf, Pfanne“, altn. *kunta* „vulva“) ab. In der Besprechung der beiden oben genannten Monographien in den IF. LX, Heft 3 (im Druck befindlich) habe ich mich dahin geäußert, daß mich die Ausführungen von van Windekens nicht im geringsten überzeugt haben. In den von E. Sieg und W. Siegling kürzlich herausgegebenen Udānālaṅkāra-Fragmenten (Tocharische Sprachreste. Sprache B, Heft 1, Göttingen 1949) sind zwei neue Lehnwörter für „Gefäß, Topf“ zutagegetreten, nämlich S. 147 toch. B *bhājaṃ* aus ai. *bhājana* „Gefäß, Topf“, S. 137 toch. B *pātro* aus ai. *pātra* „Almosenschale“. Da auch toch. A *kumpa-* aus ai. *kumbha-* „Topf, Krug“ entlehnt ist, so wird man doch toch. A B *kunti* mit größerer Wahrscheinlichkeit auch als ai. Lehnwort ansehen statt es mit van Windekens aus einer idg. Wurzel mit einer so allgemeinen Bedeutung wie „biegen, krümmen, wölben“ herzuleiten. Dasselbe gilt z. B. für die idg. Wz. **bhel-* „schwellen, strotzen, sich biegen usw.“, aus der man auch alles Mögliche hat ableiten wollen, wenn man um eine sichere Etymologie in Verlegenheit war. Alle vier toch. Gefäßnamen sind also Lehnwörter aus dem Altindischen. Daß Bezeichnungen für Gefäße, Töpfe, Schalen usw. gern entlehnt werden, ist jedem Etymologen bekannt.

Schwerin i. M. Ernst Schwentner.

Etymologische Vexierbilder.

Geldner (Der Rigveda. Übersetzt ...) überträgt *śūṣá* ratend bald mit „Locklied" (I. 9. 10), „Aufmunterung" (z. B. I. 62. 1, III. 54. 1), bald — adjektivisch — mit „anspornend" (I. 154. 3) oder „mutig" (III. 49. 2).

Die richtige Bedeutung ergibt sich aus der grammatischen Analyse. *śūṣá* gehört zu aw. **fšūšå* (belegt Gen. Sing. *fšūšō*), ist also in *(p)śū+san* zu zerlegen. „Viehgewinnend" sind Kämpfer: RV. III. 49. 2 *sátvabhiḥ ... śūṣaíḥ*, Waffen: IX. 97. 54 *śūṣé ... vádhatre*, der Soma in charakteristischem Zusammenhang: IX. 71. 2 *kṛṣṭihéva śūṣáḥ* „viehgewinnend wie ein völkererschlagender [Held]", aber auch das Preislied: VI. 10. 2 *stómam ... śūṣám*, Lieder: X. 6. 4 *śūṣébhiḥ ... arkaíḥ*, das Gebet: I. 154. 3, X. 54. 6 *śūṣám ... mánma.*

Nicht selten erscheint *śūṣá* ohne Substantiv. Der Zusammenhang zeigt dann gewöhnlich, daß *stóma* oder *mánman* zu ergänzen: z. B. I. 9. 10 *índrāya śūṣám arcati* „er singt dem Indra ein viehgewinnendes [Preislied], I. 62. 1 *prá manmahe ... śūṣám* usw.

Die Flexion des Hintergliedes *-san* als *a*-Stamm (vgl. Instr. Pl. *dhanasaíḥ* RV. X. 67. 7) gemäß Wackernagel, Gramm. III § 65 a *δ*. Flexion als *n*-Stamm (vgl. Gen. Sing. *goṣaṇo* RV. IV. 32. 22), gemäß Wackernagel o. c. III § 130 b, wohl in *śūṣáṇi* [1]): X. 93. 1 *ebhír naḥ pātaṃ śūṣáṇi* „durch diese schützt uns in dem viehgewinnenden [Kampf]" [2]).

Das Vorderglied mit Auslautsdehnung, gemäß Wackernagel o. c. II. 1 § 56, für *śu-* aus **pśu-*, alter Ablautsform von *páśu-*. Vgl. die von mir schon früher [3]) erklärten Wörter: *śurúdh* „viehmehrend" und *śūghaná* „viehtötend".

Das gleiche Vorderglied erkenne ich noch in *śúna* n. „Mangel" [4])

---

[1]) Von Graßmann, Wb. als Inf. Aor. von *śū* „schwellen, stark sein" erklärt: weder Form noch Sinn befriedigt.

[2]) Vgl. *góṣāti* „Rindergewinnung" = „Kampf".

[3]) ZDMG. XCV 343 ff.

[4]) Davon später *śūnya* „leer", eigentlich „mangelhaft". Die Etymologen pflegen bei der Erklärung von *śūna* n. von einer willkürlich angesetzten Bedeutung „Leere" auszugehen und begründen Verwandtschaft mit *śūná* „geschwollen" über die Zwischenstufe *„hohl" (so Walde-Pokorny, Vgl. Wb. I 365). Den neuerlichen, von H. Güntbert o. LXVIII 139 ff. unternommenen Versuch, die Ableitung von *śūna*, angeblich „Leere", von Wz. *śū* auf andere Weise zu begründen, halte ich für gleichfalls verfehlt. Ich kann nicht zugeben, daß bei *śūnya* „die räumliche Vorstellung hervortritt", *śūnyena manasā* heißt „mit [von Freude] leerem Sinn", nicht: „mit sich im All verlierenden" (S. 141) (und *prayayau* ist, nebenbei gesagt, kein Dualis!). Spekulationen der späteren

aus *śu+ūná*, eigentlich „des Viehs ermangelnd", vgl. *ūnayīḥ* RV. I. 53. 3 „laß ermangeln [der Erfüllung]", *ánūna* „vollständig", *ūná* „ermangelnd" (AV. +, episch +: *ekonaviṃśati* usw.)[1]). Akzent gemäß Wackernagel II, 1 § 90a. Substantivierung des Adjektivs gemäß Wackernagel o. c. § 1 b*α*. Ausdrucksweisen wie RV. II. 27.17 *śū́nam āpéḥ* „Mangel an einem Freund" zeigen, daß der ursprüngliche spezielle Sinn „Viehmangel" nicht mehr lebendig war[2]).

J. Wackernagel hat SBPAW. 1918, 410f. *śūdrá* „Angehöriger der vierten Kaste" mit gr. *κυδρός* „ruhmreich" zusammengestellt und vermutet, daß es sich bei dem Wort um ein später auf die „schwarze Haut" (die besiegten Ureinwohner Indiens) übertragenes Ethnikon eines Volkes handle, das sich selbst als „die Ruhmreichen" bezeichnete, wobei er sich auf den von Ptolemaeus für Arachosien bezeugten Völkernamen *Σύδροι* stützt. Tatsächlich dient jedoch *śūdrá* niemals, weder im RV. noch sonstwo, zur Bezeichnung der „schwarzen Haut" oder sonst eines völkischen Feindes, wie es *dāsa*, das höchstwahrscheinlich ein altes Ethnikon ist[3]) und auf das sich Wackernagel als Analogon beruft, wirklich tut. Der Unterschied der Bedeutungen von *dāsá* und *śūdrá* ist auch in anderer Hinsicht wohlausgeprägt. *dāsá* bezeichnet neben dem (halbdämonisch gedachten oder ethnischen) Feind den Sklaven,

---

Philosophie über die Attribute von *ākāśa* und *nirvāṇa* ergeben schlechterdings nichts für den Wortsinn von *śūnya*, statt dessen lieber die Bedeutung von vedisch *śū́na* hätte genau festgestellt werden sollen. Wenn die indische Mathematik auf dem Standpunkt steht: $\frac{x}{0} = \infty$ (wir sagen, daß ein Quotient, dessen Divisor sich ohne Aufhören der Null immer mehr nähert, schließlich über alle Grenzen wächst oder „unendlich" wird), so kann das doch keinesfalls den Schluß zulassen, daß „Null" bei den Indern das „Undefinierbare, Unendliche" sei (S. 144). Die kunstvollen Debatten stellen den einfachen Sachverhalt, daß *śūnya* als Ableitung von *śū́na* n. „Mangel" eigentlich „mangelhaft" heißt, geradezu auf den Kopf (*śūnya* „hat im Gegensatz zu *tuccha* nichts Mangelhaftes an sich" S. 144). Überhaupt scheint mir der Herr Verfasser, beseelt von dem Wunsche, möglichst viel volkskundlich interessantes, am besten mit Tabuvorstellungen in Verbindung stehendes Material ans Licht zu bringen, eine Reihe von Erklärungen zu liefern, die seltsamer sind als die Ausdrucksweisen, denen sie gewidmet werden. So heißt *riktahasta* „mit leeren Händen" gewiß nicht „bei dem die Hände übrig gelassen sind" (S. 131), sondern vielmehr „dessen Hände verlassen, d. h. ledig sind".

[1]) Mit Bartholomae, Air. Wb. trenne ich aw. *asūna* „erfolgreich" (Yasna 28. 10d *asūnā ... sravå*) von ved. *śū́na* „Mangel". Die von Bartholomae selbst gegebene Erklärung von *asūna* als „der beim (*ā*) Erfolg (*suna*) ist" (*asūna* also für **āsuna*), ist allerdings nichts weniger als wahrscheinlich. Man analysiere: *a-sū-ūna* „nicht frei von Nutzen (*sū* f.)" = „nutzbringend".

[2]) Vgl. etwa kl. *go-goyuga* „ein paar Rinder", Wackernagel, o. c. II,1 § 14a.

[3]) Hillebrandt, Vedische Mythologie III[1] 268ff.; I[2] 509ff.

zu welchem eben ursprünglich der Unterworfene wurde. So kann man in späterer Zeit ein *dāsa* „Sklave" werden, indem man sich verkauft oder verkauft wird (vgl. z. B. Mahābhārata I. 20. 4 *sārdhaṃ mayā dīvya dāsībhāvāya* „spiel mit mir darum, welche von uns der andern Sklavin wird", Kum. Sambh. V 86 *adyaprabhṛti ... tavāsmi dāsaḥ krītaḥ* ... „von heute ab bin ich dein ... erkaufter Sklave ...". *dāsyāḥ-putra* (Ait. Br. II. 19, 1, prakr. *dāsie utta*) ist ein Scheltname, nicht weil die *dāsī* an und für sich niederer Herkunft, sondern weil sie eine Kebse ist (Verf., ZDMG. XCI 112ff.). In all diesen Zusammenhängen wäre *śūdrá* zu brauchen unmöglich. Der *śūdrá* ist niedrig geboren (RV. X. 90. 12 [einzige rigvedische Belegstelle!] *padbhyā́ṃ śūdrṓ ajāyata* „aus den Füßen [des *puruṣa*] wurde der Śudra geboren"), er ist ein Knecht und als solcher der Willkür anderer unterworfen (Ait. Br. VII. 29. 4 *anyasya preṣyaḥ kāmotthāpyo yathākāmavadhyaḥ*), er ist ein unreines, verachtetes, aber doch nicht fremdes Element der Volksgemeinschaft und als solches ein festes Glied innerhalb der Kastenordnung (RV. l. c. +). Eine Erklärung des Wortes, die darauf verzichtet, die ganz verschiedenartigen Begriffe *dāsá* und *śūdrá* gewaltsam in Analogie zu setzen, die vielmehr darauf führt, daß *śūdrá* ursprünglich Bezeichnung eines Knechtes war, der niedrige und verachtete Arbeit zu tun hatte, scheint mir von vornherein weit wahrscheinlicher. Ich zerlege *śū-drá* „Vieh-schinder" (*-drá* zu *dṝ* „spalten, aufreißen", *δέρω* „schinden", *dṛ́ti* „Balg") und erinnere daran, daß auch bei uns (bis 1817) der „Schinder" oder „Abdecker" den Makel der „Anrüchigkeit" trug und unfähig zum Eintritt in die Zünfte und in Ehrenstellen war. Nachdem der buchstäbliche Sinn der Zusammensetzung verdunkelt war, was bei der lautlichen Verstümmlung des Vordergliedes schon früh geschehen konnte, wurde der Name des Schinderknechts zum Namen des Angehörigen der verachteten, dienenden Klasse überhaupt. Ob RV. X. 90. 12 *śūdrá* als „Schinderknecht" oder als „Knecht" zu übersetzen, ist eine heikle Frage.

śū́la m. „Bratspieß" (ältester Beleg RV. I. 162. 11) bisher unerklärt, möchte ich auflösen: *śu*+*ula* „das Vieh drehend (beim Braten über dem Feuer)", indem ich *-ula* zu Wz. *vel* „drehen, wälzen" (Walde-Pokorny I 298) stelle. Wz. *val/var*, zu welcher mit *u*-Erweiterung lat. *volvo*, gr. *εἰλέω*, got. *walwjan*, ist zwar nur klassisch belegt (*valate, valati* „wendet sich", *valita* „gewendet, gebogen" [*valitakandhara* „mit gebogenem Hals" Bhavabhūti usw.], *cakra-vāla* „Reif, Kreis", *vāra* m. „Reihe, Folge, mal" (eigentlich

wohl „Wendung"), aber durch aw. *var* 3 + *pairi* „abdrehen (Ohren), ausdrehen (Augen)" (Bartholomae, Air. Wb. Sp. 1363) als arisch zweifelsfrei gesichert. Das Wort muß ursprünglich oxyton gewesen sein, die Verlegung des Akzents substantivierend: Wackernagel II, 1 § 6c*a* (*kr̥ṣṇá* „schwarz" : *kŕ̥ṣṇa* m. „Antilope").

Nach Bloomfield, IF. XXV 192 ff. wären *virapśá* als „Männer und Vieh", *virapśín* als „Männer und Vieh besitzend" zu erklären. *-pśa* müßte aus *pśva-* dissimiliert sein, also eine *a*-Erweiterung von *paśú* darstellen [1]). Ein *pśva-* im Wortanlaut mußte, da ein *pśa-* ganz singulär wäre, wohl *śva-* ergeben. Es dürfte vorliegen in *śvá-bhra* n. „Erdriß" eigentlich „das Vieh zu Fall bringend". Eine Wz. *bhr̥* „[in tückischer Weise] zu Fall bringen" läßt sich allerdings im Indischen sonst nicht nachweisen, wenn wir aber unsere Deutung von *śvábhra* mit gr. σφάλλω (etwa aus **sbhl̥nō*) kombinieren dürfen, würde sich ein idg. **(s)bhel* in der geforderten Bedeutung ergeben. Für σφάλλω bestehen zwar schon andere Anknüpfungsvorschläge. Sie befriedigen jedoch nicht. Die Zusammenstellung mit aind. *skhal* „fehltreten, straucheln" ist zwar lautlich einwandfrei, wenn auch nicht durch ganz sichere Entsprechungen stützbar [2]), und wird z. B. auch von Schwyzer, Gr. Gramm. 298 vorgetragen, die besondere Verwendung von σφάλλω mit παρά und ἀπό läßt sich jedoch von dieser Bedeutung aus nicht wohl verstehn. Darin gebe ich P. Wahrmann, Glotta VI 150 f. recht. Aber eben nur, soweit es sich um die bei Zusammenhang mit *skhal* geforderte Grundbedeutung „fehltreten, straucheln" handelt. Anders scheint es sich mir mit „zu Fall bringen" zu verhalten. P. Wahrmann geht aus von einer nirgends nachweisbaren Urbedeutung „mit Knütteln werfen" — σφέλας soll „Holzstück" bedeuten —, aus der sich einerseits durch Verallgemeinerung „werfen" (angeblich vorliegend in Komposition mit παρά und ἀπό

[1]) Eine genau entsprechende Bildung sehe ich in aind. *sphya* m. „[beim Opfer gebrauchtes] Holzschwert", das ich zu idg. **opsi*, **ospi* (neben **opsā*, **ospā*: Specht, Ursprung d. indog. Deklination 60) „Espe" stelle, also als ursprünglich „das Espene" erkläre. Vgl. griech. ἀσπίς, das sich zu **ospi* verhält wie ai. *avíḥ* „Schaffell" zu *ávi* „Schaf". Die Aspiration in mit *s* beginnender Anlautsgruppe oder aber affektisch, worüber mehrfach Specht o. c. (siehe ‚Sachverzeichnis' unter Lautwandel durch Affekt). Der Name der Espe wird übrigens ohnehin durch gewisse türkisch-tatarische Lehnworte, die wohl aus dem Iranischen stammen, fürs Arische vorausgesetzt: Hoops, Waldbäume 123 f.

[2]) Beachte immerhin, daß ind. usw. tenuis aspirata hinter *s* im Griech. mehrfach als einfache tenuis erscheint: στᾱ- : *sthā-*, ὀστέον : *asthi*, -ιστος im Superl. : *iṣṭha-*: Wackernagel, o. c. I § 102 b.

und in ἀσφαλής), andrerseits über die Zwischenstufe „jemandem Prügel vor die Füße werfen“ usw. die Bedeutung „jemandem ein Bein stellen“ entwickelt haben soll. Tatsächlich dürfte sich der griechische Sprachgebrauch, den P. Wahrmann ausführlich darstellt, aus der wirklich belegten Bedeutung „zu Fall bringen“ auch ohne hypothetische Zwischenstufen zwanglos erklären lassen: Ilias *Θ* 311 παρέσφηλεν „er (Apollon) ließ das Geschoß abseits (παρά) fallen“ („er warf ...“ legt die Tätigkeit des Gottes allzu deutlich fest), *E* 567 ἀποσφήλειε „fern vom Ziel zu Fall brächte“ = „das Ziel verfehlen ließe“ (übertragen von der Lenkung eines Geschosses) bieten mir keine Schwierigkeiten, ganz zu schweigen von ἀσφαλής. Dem für *śvábhra* oben postulierten Sinn am nächsten steht es, wenn der Weg, für den man eines Stockes bedarf, ἀρισφαλής genannt wird Od. ϱ 195f.[1]). Beim Ringkampf bezeichnet σφάλλω einen besonderen Kunstgriff — in diesem Sinn hat es die Medizin entlehnt —, aber es ist doch eben ein Kunstgriff, der „zu Fall bringen“ soll. Daß die Fachsprache die allgemeine Bedeutung spezialisiert, nicht etwas Urtümliches bewahrt, scheint gegeben.

Der Akzent von *śvábhra* n. wie der von *áhighna* n. „Drachentötung“, also wieder nach Wackernagel o. c. II 1 § 6c*a* (*rudhirá* „rot“ : *rúdhira* n. „Blut“) zu erklären.

Schließlich möchte ich noch die Vermutung wagen, daß ein alter Nom. Acc. **pśvam* vom Stamm **pśva-* mit Dissimilation beider Labiale vor *m* in dem offenbar uralten und bereits im RV. versteinerten Heilruf: *śáṃ ca yóś ca, śáṃ yóḥ* erhalten ist. *yóṣ* könnte wohl alte Ablautform zu *áyuṣ* sein (vgl. den ähnlichen Nom. *véḥ* : lat. *avis*)[2]), die sich in diesem Ruf erhalten hat, während sonst die neutralen *iṣ-* und *uṣ*-Stämme den Ablaut schon ganz früh, wohl nach den *-as*-Stämmen aufgegeben haben (Wackernagel, o. c. III § 151a). *śáṃ yóḥ* hätte demnach ursprünglich geheißen: „Vieh und Leben!“ Langes Leben und Reichtum (der vor allem in Vieh besteht) sind ja zwei sehr gewöhnliche Wünsche

[1]) Hierzu würde gut passen Stat. Theb. 4. 813 *hos lubrica fallunt saxa*, Claudius 24. 341 *illos leones* ... *non fossa fefellit* (Thesaurus VI Sp. 187). Aber nach Walde-J. B. Hofmann **LEW.** ist die Bedeutung von *fallere* „zu Fall bringen“ dichterisch und sekundär und für die Etymologie nicht zu verwerten. Tatsächlich paßt die gewöhnliche Bedeutung von *fallere* sehr gut zu aind. *hvṛ* „fehl gehen“.

[2]) Kuiper, Notes on vedic nouninflexion. Mededelingen Nederlandsche Akademie v. Wetenschapen, Deel 5 No. 4 S. 161—256 ist mir nicht zugänglich. Ich verweise auf das Referat o. LXVIII 236, aus dem hervorgeht, daß dort über den Ablaut von *i-* und *u*-Stämmen gehandelt wird.

vedischer Dichter. Öfters stehen beide Begriffe nebeneinander (RV. I. 10. 11, I. 96. 8, I. 116. 19, 25, I. 125. 1, IX. 93. 5, Vāl. XI. 7), so auch Vieh und Leben: VII. 77. 5 ... *pratiránti na áyuḥ* ... *dádhatī* ... *gómad áśvāvat ráthavac ca rádhaḥ,* VII. 103. 10 ... *gávām* ... *dádataḥ śatáni* ... *prá tiranta áyuḥ.* Ähnliches bei Zarathustra: Yasna 44. 18 besteht der Lohn, den er sich durch die Wahrheit gewinnen will (*kaϑā aṡā tat̰ mīždəm hanānī*), aus zehn Stuten mit Hengst und einem Kamel (*dasā aspå aršnavaitīš uštrəmcā*) und andrerseits aus Gesundheit und Leben (*haurvātā amərətātā*).

Die eigentliche Bedeutung der Formel war freilich den Dichtern des RV. verloren gegangen — ihre Wünsche sind ja auch schon weniger bescheiden und richten sich zum mindesten auf Großvieh. Sie brauchen *śám* als Indeklinabile adverbartig und haben dazu Weiterbildungen wie *śaṃbhú* usw., *śáṃtāti, śáṃtama* geschaffen. Aus *śáṃ yóḥ* entstand *śaṃyóḥ* (Wackernagel, o. c. II, 1 § 9b*α*), und hieraus entwickelte man ein Adj. *śaṃyú* „heilvoll" (Wackernagel, o. c. § 14a Anm.).

Das Griechische scheint keine Spur des idg. **peḱu* aufgehoben zu haben, und Specht, o. LXVI 49 hat deshalb das Wort zu jenen gestellt, die nur den „Schnurkeramikern" eigentümlich gewesen seien und somit im Griechischen und seinen Vorstufen von je gefehlt hätten. Aber könnte nicht ein altes **pḱu-* in *κύκλωψ*, welches also eigentlich „Viehdieb" wäre, stecken? Die Benennung würde wohl zu gewissen Zügen der Kyklopen, so wie sie Homer Od. *ι* schildert, passen: sie leben ohne Gesetze und Staat (z. B. *ι* 112), kennen keine Götterfurcht (z. B. *ι* 274ff.), sie bebauen nicht den Acker (*ι* 108), wohnen in Höhlen statt Häusern (*ι* 113f.) und kennen nicht die Segnungen der Kultur, wie die Seefahrt (*ι* 125). Aber sie besitzen große Herden von Schafen und Ziegen (*peḱu*), deren Blöken und Meckern ihr Land erfüllt (*ι* 167). Mythologisierung alter „Viehdiebe", also viehraubender Nomaden, hätte im rigvedischen Paṇimythos (X. 108) eine Parallele, denn nach den Erörterungen Hillebrandts (zuletzt Vedische Mythologie[2] 499) kann es kaum zweifelhaft sein, daß ursprünglich in ihnen ein den frommen „Ariern" feindlicher Stamm gesehen werden muß. Von ihren Raubzügen, ihrem Reichtum und ihrer Beute, die ihnen mit Indras Hilfe wieder abgenommen wird, ist gerade in den ältern Büchern immer wieder die Rede. F. Altheim erinnert mich an die lateinische Erzählung von Cacus, dem Rinderdieb (Vergil, Aen. VIII 185ff.). Nach den Untersuchungen von

F. Münzer, Cacus der Rinderdieb ist dessen „eigenartige Natur, die ihn aus der irdischen in die Märchenwelt erhebt" ein „freies Gebilde der vergilischen Phantasie" (o. c. 69), wogegen Altheim selbst (Griech. Götter im alten Rom 177ff.) allerdings einen gewichtigen Einwand erhebt.

Die schon auf Hesiod, Theog. 145 *κύκλωπες οὕνεκ' ἄρα σφέων κυκλοτερὴς ὀφθαλμὸς ἕεις ἐνέκειτο μετώπῳ* zurückgehende, heute allgemein für richtig gehaltene Erklärung des Namens als *κυκλο+ωψ* ist der Form nach freilich unanfechtbar, und wie Parmenides *κύκλωψ σελήνη* (Diels Fragm. B 10. 4), Emped. *κύκλοπα κούρην* „die rundgestaltige Pupille" (Diels B 84. 8) zeigen, hat man in der Tat ein *κύκλωψ* „rundgesichtig, rundgestaltig" gebildet. Aber für das Auge der Kyklopen waren ja nicht seine Rundheit, sondern ganz andere Eigenheiten (*ἕεις ἐνέκειτο μετώπῳ*) charakteristisch. „Rund" sind schließlich alle Augen. So braucht Sophokles mehrfach *κύκλοι* schlechthin im Sinne von *ὄμματα*: Phil. 1354, Oed. T. 1270, oder spricht von den *ὀμμάτων κύκλοι* Ant. 974.

Ist meine Auffassung von *κύκλωψ* richtig, müßte man den Akzent als aus dem Vokativ übertragen erklären, was bei einem Namen, der wohl auch als Schmähwort gebraucht wurde, keine ernstlichen Schwierigkeiten macht.

Halle (Saale). P. Thieme.

Leistung.

Fr. Dornseiff hat sich Lexis I 16ff. temperamentvoll über das Wort *Leistung* geäußert. Ganz so modern ist dieser Ausdruck nun doch nicht. M. Heyne, Deutsches Wb. (Kl. Ausg.), 1896, 715 führt *seine Rede war eine hervorragende Leistung* an. Goethe gebraucht es in geläufiger Spezialverbindung: *mit der Leistung der Zahlung* 10.7.1793 an Voigt (Schriften der Goethe-Ges. LIII [1949] 101). Wichtiger ist, daß Goethe das Verb *leisten* bereits im Sinne von „erfolgreich wirken" verwendet: *wenn ich aber in denen Gegenständen, die in meinem Wege lagen, etwas geleistet* Gespr. m. Eckermann 1.2.1827. Paul Fischer, Goethe-Wortschatz (1929) 407 belegt aus der Jen. Allg. Literaturzeitung 1806 *die große Wirkung, die Joh. v. Müller jener Zeit auf das Publikum geleistet.* Gegen Entwertung durch Propaganda ist jedes Wort machtlos.

Kiel. E. Hofmann.

Zur Etymologie des finn. *laiva*, lit. *laĩvas* „Schiff".

Die ostseefinnischen Sprachen haben mit dem Litauischen und Lettischen ein gemeinsames Wort für „Schiff", „Boot": finn. *laiva* „Schiff", olon. *laivu* „Schiff", weps. *лaiv* „(schlechtes) Boot", wotisch *лaiva* „Schiff", estn. *laev* „Schiff, großes Boot", liv. *lōja* „Boot, Kahn"[1]) — und lit. *laĩvas, laĩva* „Schiff", lett. *laĩva* „Boot, Kahn".

Früher, seit Ahlqvist und Thomsen, wurde das ostseefinnische Wort als eine Entlehnung aus den baltischen Sprachen angesehen. Berneker und Kalima haben sich dagegen für die umgekehrte Richtung entschieden, und jetzt wird lit. *laĩvas* usw. für ein Lehnwort aus den ostseefinnischen Sprachen gehalten. Diese Ansicht bekräftigt auch Prof. Toivonen in seinem Aufsatze „Wortgeschichtliche Streifzüge" (FUF. XX (1929) 142 f.) und versucht für das Wort eine finnisch-ugrische Etymologie aufzustellen, indem er das finn. *laiva*, estn. *laev* usw. mit dem mordw. E *luv* „Krippe" zusammenstellt. Bei dieser Zusammenstellung macht jedoch der Vokalismus Schwierigkeiten. Die Sprachwissenschaft hat zwar wenig Regeln für die finnisch-ugrischen Vokale festsetzen können, aber ostseefinn. *ai* mit mordw. *u* zu verbinden, kann nicht recht überzeugen (vgl. dagegen estn. *vaim* „Geist, Seele, Arbeitsperson", finn. *vaimo* „Frau, Ehefrau" ~ mordw. E *ojḿe*, mordw. M *vajḿĕ* „Atem, Atemzug, lebendes Wesen"[2])). Auch bedeutungsmäßig brauchen „Krippe" — „Schiff" nicht unbedingt zusammenzugehören. Deshalb darf man die Frage der finnisch-ugrischen Etymologie dieses Wortes wohl noch nicht als gelöst betrachten.

Wenn wir den ostseefinnischen Seefahrtwortschatz betrachten, können wir feststellen, daß er viele Wörter germanischen Ursprungs enthält. Die Germanen waren bekanntlich seit uralten Zeiten Seefahrer, und ihr Handel erstreckte sich über den gesamten Ostseeraum, wo auch die Ostseefinnen auf dem Gebiet der Seefahrt und Seefahrzeuge recht viel von ihnen gelernt haben, wie z. B.: finn. *airo* „Ruder, Riemen", estn. *aer* „id." < urgerm. **airō-*; finn. *keula(s)* „Schiffsvorderteil, Bug" < urgerm. **keulaz*; finn. *lautta* „Floß, Fähre" < urgerm. **flauta-*; finn. *teljo* „Schiffsbalken, Schiffsbank, Ruderbank, Ducht" < frühurgerm. **þeljō-*; finn. *paatti* „cymba", estn. *paat* „Boot", vgl. an. *bátr*, ae. *bāt* „Boot, Schiff"; finn. *ankkuri*, estn. *ankur* „Anker" vgl. aschw.

[1]) Y. H. Toivonen, FUF. XX (1929) 142.
[2]) H. Paasonen, Mordwinische Chrestom. (1909) 101.

ankare, ae. *ancor* (< lat. *ancora*)[1]); estn. *tüür* „Steuer" < mnd. *stûre* „Steuer"; estn. *loovima* „wenden (vom Schiffe)" < nd. *lofen* „das Schiff wenden und drehen" u. a.

In den älteren germanischen Sprachen findet sich ein Wort, das mit finn. *laiva*, estn. *laev* usw. lautlich identisch ist, dessen Bedeutung aber auf den ersten Blick mit Schiffen und Seefahrt gar nichts Gemeinsames zu haben scheint. Dieses Wort ist: urnord. (Runeninschriften) *hlaiwa* „Grab, Grabhügel" und das Verb dazu **hlaiwjan* „begraben", Prät. *hla(a)iwido*, got. *hlaiw* „Grab", ae. *hlāw*, *hlǣw* „Grab, Grabhügel", as. Dat. Sg. *hlēwe*, ahd. *hlēo*, Pl. *lēwir* „Grab, Grabhügel"[2]).

Wie R. Meringer (IF. XVI 117) gezeigt hat, ist das Wort mit einer abweichenden Bedeutung aus den germanischen Sprachen auch in die slavischen entlehnt worden: abulg. *chlěvъ* „Stall", *chlěvina* „Behausung, Gebäude" (auch jüngere slavische Sprachen kennen dieses Wort). Meringer erklärt diese Abweichung der Bedeutung damit, daß das got. *hlaiw* ursprünglich „Wohnhaus, Hütte" bezeichnete und daß die Slaven das Wort in dieser Bedeutung übernahmen. So war das got. *hlaiw* usw. auch noch zu der Zeit das altertümliche Haus, das man den Toten mitgab, als die Lebenden sich schon ein besseres Wohnhaus zu errichten verstanden. Als die Baukunst sich weiter entwickelte, wurde bei den alten Slaven nur der Stall noch in der alten Weise hergestellt und behielt so den Namen. Es hat in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit lange die Auffassung geherrscht, daß die Seele des Toten noch im Grabe beim Leichnam weiterlebe (der Wiking Ivar u. a. sagenhafte Helden lagen unversehrt im Grabe und schützten nach dem Tode ihr Land vor Feinden). Darum mußte das Grab ein Wohnhaus für die Seele sein. Dem Ansässigen wurde sein Haus mitgegeben, die seefahrenden Völker aber gaben ihren Toten zur Wohnstätte das Schiff, in dem der Verstorbene den größten Teil seines Lebens verbracht hatte. Die Bestattung im Schiffe hat man auch mit der Veränderung in der Auffassung vom Leben nach dem Tode erklärt; es drang nämlich der Glaube durch, daß die Seele beim Tode den Körper verlasse und sich in ein fernes Totenreich jenseits des Meeres oder Flusses begebe: die Seele mußte das Wasser in ihrem Schiff oder Boot überqueren (vgl. M. Ebert, Reallex. d. Vorgesch. IX [1927] 82).

---

1) E. N. Setälä, Verzeichnis ..., FUF. XIII (1913).

2) S. Feist, Vgl. Wb. d. got. Spr., 3. Aufl., (1939) 261.

Es gibt viele Nachrichten, daß die Germanen ihre Toten in Schiffen bestatteten oder verbrannten. Die ältere Form dieses Brauches war, den Leichnam mit dem Schiffe aufs Meer zu senden. Nach den skandinavischen Sagen wurde z. B. das in Brand gesteckte Schiff des mythischen Baldur mit seiner Leiche, seiner Frau und seinem Roß dem Meere übergeben. Im „Beowulf“ wird die Schiffsbestattung des Scyld beschrieben: der Leichnam des verstorbenen Königs wird nebst vielen Waffen und Schätzen in die Mitte seines Schiffes gesetzt und den Fluten übergeben. — Wenn aber die Leichen oder die Asche der Verstorbenen auf dem Festlande bestattet wurden, wurde ihnen über das Grab ein schiffsförmiges Mal aus Steinblöcken errichtet. Solche Schiffsetzungen sind bekanntlich aus verschiedenen Teilen Skandinaviens bezeugt[1]). Auf Gotland beträgt die Gesamtzahl der Schiffsetzungen mehr als 160, auf Bornholm mehr als 25. Auf Gotland, Öland und Bornholm sind solche schon aus der Zeit vor Chr. Geburt gefunden, sie gehören nämlich der jüngeren Bronzezeit an.

Die Schiffsetzungen und auch die Schiffgräber, bei denen die Leiche mit dem wirklichen Schiffe begraben oder verbrannt wurde, dauerten durch die ganze Wikingerzeit, so in ganz Skandinavien und an anderen Orten, wohin die Wikinger vorgedrungen waren, so in England, in der Bretagne und in Rußland; in West-Finnland hat Prof. Tallgren solch ein Schiffgrab gefunden, wo ein Wikinger zusammen mit einer finnischen Frau verbrannt war.

An der Ostküste des Baltischen Meeres fand man ebenfalls schiffsförmige Steinsetzungen: in Lettland, in Kurland, an der Westküste des Rigaischen Meerbusens sind neun Steinschiffe an fünf Fundorten ermittelt und erforscht worden, und auch in Estland, in Sworbe auf Ösel, wurde ein derartiger Fund gemacht. Die kurischen Schiffsetzungen befinden sich im Kreis Talsi, 10 bis 20 km vom Meer entfernt, längs des Litorina-Ufers, eine im Nachbarkreis Ventspils. Die Steinschiffe sind ca. 8 bis 16 m lang und aus in die Erde gesetzten großen Steinblöcken erbaut, die die spitzovale Grundform des Schiffes nachahmen, wobei die Enden des Schiffes durch größere Steine bezeichnet werden. Die Schiffsform ist sehr genau nachgeahmt, z. B. befinden sich in der Mitte jedes Schiffsrandes die Ruderstellen bezeichnende Steinblöcke, die wiederum Vertiefungen zur Andeutung der Ruderdollen oder -stollen

[1]) B. Nerman, Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der Bronzezeit und der ältesten Eisenzeit. Acta Archaeol. IV (1933) 237 ff.; M. Ebert, Reallexikon d. Vorgesch. IX (1927) „Nordischer Kreis“.

aufweisen. Der Raum des Schiffes ist unter der Rasenschicht mit kleineren Steinen gepflastert, die zum Teil reihenweise als Ruderbänke angeordnet sind. In der Mitte des Schiffes sind in Steinkisten Urnen mit Asche oder verbrannten Knochen in die Erde gesenkt. Die Schiffe sind NW—SO orientiert, und der Bug ist nach dem Meere gerichtet. — Die kurischen Schiffsetzungen stammen aus der jüngeren Bronzezeit. Ihrem Typus nach stimmen sie mit denen auf Gotland überein (in einem Fall mit dem berühmten sogenannten „Noaks ark" auf Öland, und hinsichtlich gewisser Eigentümlichkeiten sind sie ähnlich denen auf Bornholm). Es ist offenbar, daß diese nordkurländischen Schiffsetzungen skandinavisch sind und der Ursprung der Gräber in Gotland zu suchen ist. Sie bezeichnen eine bronzezeitliche gotländische Kolonie in Kurland[1]).

Wie die archäologischen Funde zeigen, begann in der Bronzezeit der skandinavische Einfluß im ganzen Küstengebiet des Ostbaltikums. Dieser hatte in der Übervölkerung Mittel-Schwedens und Gotlands gegen Ende der Bronzezeit und in der Auswanderung aus diesen Gebieten seine Ursache. Die Expansion geht über das ganze östliche Küstengebiet des Baltischen Meeres, nach Finnland, über die Inseln Estlands, die Küste des Rigaischen Meerbusens, weiter entlang den Flüssen ins Innere des Landes bis nach Ost- und Süd-Rußland. Durch die Lockerung der Verbindungen am Anfang der Eisenzeit gingen diese Kolonien in der einheimischen Bevölkerung auf[2]).

Die von diesen Germanen als Grabhügel errichteten Steinschiffe waren imposante Bauten und mußten ohne Zweifel auf die Beschauer starken Eindruck machen, da besonders das schon an sich mystisch wirkende Begräbnis von entsprechenden Zeremonien begleitet war (z. B. Leichenverbrennung zusammen mit der Frau, den Tieren u. a., Klagelieder usw.). Natürlich wurden mehr solcher Schiffsetzungen an den Küsten des Ostbaltikums errichtet als sich durch über zweitausend Jahre bis heute erhalten haben oder als man bisher hat aufdecken können. Als dann die Ostseefinnen die Ankömmlinge ihre Grabhügel schiffsförmig bauen sahen, mußte natürlich gerade die neuartige und charakteristische Form, das Schiff, ihre Aufmerksamkeit anziehen. Das Grab nannten die Ger-

[1]) Ed. Šturms, Die bronzezeitlichen Funde in Lettland, Riga 1930; B. Nerman a. a. O.; B. Frhr. von Richthofen, Zum Stand der Vor- und Frühgeschichtsforschung in Lettland. Archiv f. Anthrop. XXII (1932) 121 ff.

[2]) B. Nerman a. a. O. S. 250—252.

manen selbst *hlaiwa* (das Wort hat in allen germanischen Sprachen die Bedeutung „Grab, Grabhügel“). So liegt es nahe anzunehmen, daß die zuschauenden Ostseefinnen darunter geradezu „Schiff“ verstanden und das Wort *hlaiwa*, das im ostseefinnischen Munde *laiva* wurde, für den Begriff „Schiff“, vielleicht als Bezeichnung eines neuartigen Schiffes, verwendeten. Dabei ist es wohl auch möglich, daß am Anfang mit dem Worte *laiva* Grabschiffe bezeichnet wurden und von hier aus sich weiter die Bedeutung des für die Seefahrt verwendeten Schiffes entwickelte.

Solche Beispiele bieten auch andere Lehnwörter, die bei der Übernahme nicht mit dem Wesen der Sache oder des Begriffes verbunden wurden, die sie ursprünglich bezeichneten, sondern mit einem dem Fremden besonders auffallenden oder sonst wesentlich scheinenden Nebenmomente, z. B. das mnd. *aflāt* „Ablaß“ bedeutet als Entlehnung *laat* im Estnischen „Jahrmarkt“, weil bei den Volksversammlungen, wo Ablaßzettel feilgeboten wurden, auch Handel getrieben wurde; die Bettelmönche trugen den ehrenvollen Namen *„Sanctus“* bzw. *Sanct* oder *Sant*, aber das Lehnwort über das Mittelniederdeutsche im Estnischen *sant* bedeutet „Bettler, Krüppel, schlecht“, weil man die Heiligkeit nicht sah, sondern das Betteln, und die Bettler meist Krüppel waren.

Die Bezeichnung eines derartigen schiffsförmigen Grabes hat eine weite Ausdehnungskraft gehabt: das Wort hat sich in alle ostseefinnischen Sprachen, ins Litauische und Lettische und durch Vermittlung der ostseefinnischen Sprachen in russische und polnische Dialekte verbreitet[1]).

Dabei taucht die Frage auf, ob die Entlehnung in die baltischen und ostseefinnischen Sprachen parallel vor sich gegangen ist oder ob eine der Sprachgruppen der anderen als Vermittler gedient hat. Ein altes germanisches Lehnwort im Lettischen *klàips* „Brot“, vgl. got. *hlaifs* „Brot“[2]) zeigt, daß das germ. anlautende *hl-* im Lettischen als *kl-* vertreten ist. Also kann lett. *laiva* nicht direkt aus dem Germanischen herrühren. Das Ostseefinnische aber duldet keine Doppelkonsonanz im Anlaut, und so sind die Formen finn. *laiva*, estn. *laev* usw. direkt mit dem germ. *hlaiwa* zu verbinden. So läßt sich auch die Richtung der Entlehnung zwischen den baltischen und ostseefinnischen Sprachen feststellen, indem das lettische und litauische Wort als Weiterentlehnung aus dem Ostseefinnischen aufzufassen sind.

---

1) Siehe Toivonen, FUF. XX 143.

2) Siehe Feist a. a. O. 260.

Die schiffsförmigen Steinsetzungen in Kurland werden von den Letten *vella laive* „Teufelsboote" genannt[1]). Ein Berg in der Nähe einer Schiffsetzung (im Kreis Talsi) heißt *Laivas kalns* „Bootsberg"[2]). Zur Zeit der Entstehung der Schiffsetzungen Kurlands war dieses Gebiet von Liven bewohnt. Als später die Letten das Gebiet besiedelten, war die Schiffsform dieser Gräber natürlich nicht mehr so auffallend erkennbar, deshalb muß ihre Bezeichnung *laiva* alt sein — wahrscheinlich ist sie ebenso alt wie die Gräber selbst — und wurde durch mündliche Überlieferung von den Liven ins Lettische übernommen. Da also die lettische Bezeichnung in diesem Falle „bootförmiges Grab" bedeutet, bildet sie die Brücke zwischen der germanischen Bedeutung „Grab(hügel)" und der des finn. „Schiff", lett. „Boot". Da ferner die Letten dasselbe Wort *laĩva*, das im allgemeinen Sprachgebrauch „Boot" bedeutet, auch für diese Schiffsetzungen gebrauchen, die einst von den Germanen mit dem Wort *hlaiwa* bezeichnet wurden, scheint unsere Annahme, daß diese Wörter zusammengehören, in beträchtlichem Maße wahrscheinlicher zu werden.

Wie die archäologischen Funde beweisen, stammen die ostbaltischen Schiffsetzungen aus der jüngeren Bronzezeit, mehr als 500 Jahre v. Chr. Wenn also die germanische Bezeichnung dieser Steinschiffe als finn. *laiva*, estn. *laev* usw. von den germanischen Nachbarn übernommen worden ist, so gehört das Wort wohl zu den ältesten germanischen Lehnwörtern in den ostseefinnischen Sprachen, und die Zeit der Entlehnung ist bedeutend früher anzusetzen als die, die gewöhnlich für die alten oder urgermanischen Lehnwörter angenommen wird.

Pinneberg (Holstein). Gustav Must.

Litauisch *šišavà*.

Aus Otrębskis, Wschodniolitewski narzecze Twereckie I 166 lerne ich ein ostlit. *šišavà* in der Bedeutung „Ansammlung kleiner Kinder" kennen. Otrębski, der a.a.O. noch 3 weitere Beispiele auf *-avà* in kollektivem Sinne anführt, hält das Suffix für Entlehnung aus dem Russischen. Das bedarf aber sicher einer starken Einschränkung[3]). Lit. *šišavà* ist regelrechte Ableitung aus einem *u*-Stamm **šišus*, der genau ved. *śíśu-* „Kind, jugendlich" entspricht.

Mainz. Fr. Specht.

[1]) C. Grewingk, Zur Archäologie des Balticum und Rußlands. ... Archiv f. Anthrop. X (1878) 74. [2]) Ed. Šturms a. a. O. 117.

[3]) Vgl. dazu auch die Behandlung des Suffixes bei Skardžius, Lietuvių kalbos žodžių daryba 379f.

Zur Frage nach dem nichtindogermanischen Substrat des Tocharischen.

Während das tocharische Verbalsystem in seinem Aufbau wie in seinem Formenbestand im allgemeinen einen rein indogermanischen Zustand widerspiegelt, tritt uns in der tocharischen Deklination neben gut indogermanischen Merkmalen ein durchaus fremdes Element entgegen: Die tocharische Deklination ist gleichsam zweistöckig: Im unteren Stockwerk wird die Kasusbezeichnung in echt indogermanischer Weise mittels wirklicher Endungen bezeichnet, die fest mit dem Wortstamm verschmolzen sind. Freilich ist das alte indogermanische Kasussystem zur Zeit unserer tocharischen Texte (etwa 500—700 n. Chr.) bereits stark zerrüttet, so daß von den 8 Kasus des Urindogermanischen im Westtocharischen nur noch 4 (Nom., Obl., Gen., Vok.), im Osttocharischen[1]) sogar nur noch 3 (Nom., Obl., Gen.) übriggeblieben sind. In allen diesen Fällen sind die Endungen in echt indogermanischer Weise bi- oder polyfunktional, indem sie nicht eine einzelne Funktion, z. B. die des Obliquus (Akkusativ) versehen, sondern gleichzeitig noch eine oder mehrere weitere, z. B. die eines bestimmten Numerus (Sing., Du., Pl.) und die eines bestimmten Genus (mask., fem.). So übernimmt die Endung *-äṃ* etwa im osttoch. *oṅkäṃ* „virum" zugleich die Funktionen der Akkusativrektion, des Singulars und des maskulinen Genus, die Endung *-ai* im westtoch. *yokai* „sitim" gleichzeitig die Funktionen der Rektion des Akkusativs, des Singulars und des femininen Genus, die Endung *-aisäñ* in westtoch. *eśnaisäñ* „der beiden Augen" die Funktionen der Genetivrektion und des Duals. Im übrigen möge noch je ein Beispiel (ohne Berücksichtigung des Duals) für die zwei Dialekte genügen:

Westtocharisch: Sg. N. *saswe* „dominus", Vok. *saswa*, Obl. *säswem̱* ,Gen. *säswentse*; Pl. N. *säsweñ*, Obl. *säswenäṃ*, Gen. *säswenänts*.

Osttocharisch: *käṣṣi* „magister", Obl. *käṣṣiṃ*, Gen. *käṣyāp*; Pl. N. *käṣṣiñ*, Obl. *käṣṣis*, Gen. *käṣṣiśśi*.

Auf diesem unteren Stockwerk der tocharischen Deklination ist nun ein oberes Stockwerk aufgebaut, das dazu dient, eine An-

[1]) Hier wird der Ausdruck „Osttocharisch" für den im Gebiet von Qarašahr, im alten Reiche Agni, gesprochenen Dialekt A, der Ausdruck „Westtocharisch" für den im Bereich von Kuča heimischen Dialekt B verwendet. Die auch auf osttocharischem Boden gefundenen B-Texte dürften dorthin erst literarisch eingeführt sein.



zahl weiterer Kasusrektionen auszudrücken. Zu diesem Zweck werden aber nicht wie im unteren Stockwerk eigentliche Kasusendungen im Sinn des Indogermanischen verwendet, sondern locker der Form des Obliquus angefügte Affixe oder Postpositionen, die für alle Numeri und alle Genera gleichförmig sind. In dieser Weise besitzt das Westtocharische Bezeichnungen für folgende sekundäre Kasus: Perlativ *-sa*, Komitativ *-mpa*, Lokativ *-ne*, Allativ *-śc*, Ablativ *-meṃ*, Kausalis *-ñ*; das Osttocharische für: Instrumental *-yo*, Perlativ *-ā*, Komitativ *-aśśäl*, Lokativ *-aṃ*, Allativ *-ac*, Ablativ *-äṣ*. Das Westtocharische kennt mithin keinen eigenen Instrumental, das Osttocharische keinen eigenen Kausalis, der übrigens auch im Westtoch. ziemlich selten ist (z. B. *kawāñ* „aus Gier“, *tremeṃñ* (Pl. tant.) „aus Zorn“.

Beispiele für einige sekundäre Kasusbildungen:

Sg. Perl. A *käṣṣin-ā*, B *käṣṣin-(t)sa*; Lok. A *käṣṣin-aṃ*, B *käṣṣin-ne*; Abl. A *käṣṣin-äṣ*, B *käṣṣin-meṃ*; Kom. A *käṣṣin-aśśäl*; B *käṣṣiṃ -mpa*.

Pl. Perl. A *käṣṣis-ā*, B *käṣṣinta-sa*; Lok. A *käṣṣis-aṃ*, B *käṣṣinta-ne*; Abl. A *käṣṣis-äṣ*, B *käṣṣinta-meṃ*; Kom. A *käṣṣis-aśśäl*, B *käṣṣinta -mpa*.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die beiden Dialekte in der Bildung der Kasusaffixe etymologisch meist ganz verschiedene Wege gehen. Nur bei dem Lokativaffix A *-aṃ*, B *-ne* ist eine etymologische Verwandtschaft leicht zu erkennen, wenngleich auch hier nur der Konsonant *-n* (bzw. *ṃ*) völlig übereinstimmt, während die Vokale verschieden sind (dem osttoch. *-a-* würde westtoch. *-e-* entsprechen!).

Bei der Verbindung zweier oder mehrerer koordinierter Substantiva oder eines Substantivs mit einem attributiven Adjektiv wird das Kasusaffix gewöhnlich, und zwar besonders im Osttocharischen, nur einmal am Schluß der Gruppe gesetzt[1]). Dabei wird die Endung des Gen. Sg. bald als echte unabtrennbare Endung, bald als locker angefügtes Affix aufgefaßt. Im folgenden einige Beispiele:

Osttocharisch. Anreihende Gruppen: *kuklas yukas oṅkälmāsyo* „mit Wagen, Pferden und Elefanten“ (*-äs* Endung des Obl. Pl.). — *śla pācar mācar pracres* (Obl. Pl.) *śäṃ sewāśaśśäl* (Kom.) „zusammen mit Vater, Mutter, Brüdern, Frau und Söhnen“. — Gen.: *lāñcäs mäśkitāśśi* „der Könige und Prinzen“. — *ñäktas ñäkteññāśśi*

[1]) Vgl. die ausführliche Behandlung der Gruppenflexion bei SSS. § 338ff., der im folgenden die osttochar. Beispiele entnommen sind.

„der Götter und Göttinnen". — Aber mit Setzung des Affixes bei jedem Glied: *käntantuyo wälsantuyo tmānantuyo korisyo* „zu Hunderten, Tausenden, Zehntausenden und Hunderttausenden". — *wsāluyo yukasyo* „mit Gewändern und Pferden". — Gen.: *niṣpaläntwis pñintwāśśi* „der Reichtümer und Verdienste".

Attribut + Subst.: *pontsāṃ* (Obl. Sg. f.) *kapśiññäṣ* (Abl.) „vom ganzen Körper". — *päñ-cmolwā-ṣinäs* (Obl. Pl. m.) *wrassaṃ* (Lok.) „bei den Fünfgeburten-Wesen". — Ebenso stets beim Gen. Pl., z. B. *päñ-cmolwā-ṣinäs wrasaśśi*. — Dagegen zeigt sich Schwanken beim Gen. Sg.: *klyomänt Meträkyāp* neben *klyomäntāp Meträkyāp* „des edlen Maitreya".

Westtocharisch. Anreihende Gruppen: *ṣarm okone* (Lok.) „in Ursache und Wirkung", *ypauna kuṣaintsa* (Perl.) „über Länder und Dörfer hin". — Daneben aber mit jedesmaliger Setzung des Affixes: *riṃne kuṣaiṃne ostwane* „in Städten, Dörfern und Häusern". — *curṇanmasa ṣälypentsa* „mit Pulvern und Salben". — Beim Genetiv besteht wiederum Schwanken: *kaunaṃts* (Gen. Pl.) *meñats* (Gen. Pl.) *kätkorne* „beim Hingehen der Tage und Monate". Aber *cmelñe srukalñentse* „des Geborenwerdens und Sterbens". — *yarke petintse* „der Verehrung und Ehrerbietung". Dazu eine umfangreichere Gruppe: *mānye-manyanats* (Gen. Pl.) *śnoy* (Gen. Sg.) *säswa-tkātärts* (Gen. Pl.) „für Sklaven und Sklavinnen, für die Frau, für Söhne und Töchter".

Für die Verbindung Attribut + Subst. genüge der Hinweis auf Typen wie *krent yāmorsa* „durch gute Tat", *krenta yāmorntasa* „durch gute Taten", *piś-cmelṣana läklentasa* „durch die Leiden der Fünfgeburten-Wesen" (vgl. oben das entsprechende osttochar. Beispiel). — Für den Genetiv: *lantaññeṣṣepi rṣākentse* „des königlichen Ṛṣis". — *krentants wnolments* „der guten Lebewesen".

Ein Ansatz zu einer derartigen Gruppenflexion findet sich nun auch in einigen anderen rein indogermanischen Sprachen, nämlich im Englischen und Dänischen: Bei beiden Sprachen wird nämlich das Genetivzeichen *-s* nicht mehr als fest mit dem Wortstamm verschmolzene Endung empfunden, sondern als ein locker angefügtes Affix behandelt. Ganz bekannt sind englische Beispiele wie *my brother-in-law's house* oder *the man I saw yesterday's hat*. Für das Dänische seien folgende Beispiele angeführt[1]): *Det er dem, der ikke kom's, egen Skyld* „Das ist derer, die nicht kamen, eigene Schuld". — *Far(s) og Mors Bryllupsdag* „Vaters und Mutters Hochzeitstag". — Dazu weniger krasse Fälle in allen kontinental-

[1]) Nach P. Diderichsen, Elementær Dansk Grammatik (Kopenhagen 1946) S. 112.



skandinavischen Sprachen, in denen das genetivische *-s* vom Stamm des Substantivs getrennt werden kann wie z. B. schwed. *runornas härkomst* „die Herkunft der Runen“ (entsprechend im Dänischen und Norwegischen); aber noch neuisl. *rúnanna uppruni* mit ererbter Genetivbildung.

In diesen Fällen wird man freilich kaum irgendein nicht-indogermanisches Substrat für die Affigierung des genetivischen *-s* im Englischen und Skandinavischen verantwortlich machen, sondern eine spontane Entwicklung entsprechend der Triebkraft nach Klarheit annehmen müssen. Auffällig ist dabei allerdings, wie sich diese gleiche Entwicklung sowohl im Englischen wie im Skandinavischen vollziehen konnte, da ja von einem unmittelbaren Einfluß des Neuenglischen auf das Neuskandinavische oder umgekehrt schlechterdings keine Rede sein kann. Hier dürfte vielmehr ein Fall jener im Grunde noch rätselhaften Erscheinung vorliegen, die man als Parallelentwicklung bezeichnet: Jüten und Angeln, die zusammen mit den Sachsen zum Aufbau der englischen Sprache zusammengewirkt haben, waren ja auf dem Festland ursprünglich Nachbarn nordgermanischer Stämme[1]).

Anders scheint es sich dagegen mit den agglutinierenden Tendenzen einiger asiatisch-indogermanischer Sprachen (auch abgesehen vom Tocharischen) zu verhalten.

Schwanken kann man noch in der Beurteilung des allgemeinen Pluralzeichens *-k'* im Armenischen. Man mag darin eine Beeinflussung seitens eines südkaukasischen Idioms erblicken.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit darf man die agglutinierende Deklination des Ossetischen auf kaukasischen Einfluß zurückführen: Während sich nämlich in den übrigen iranischen Sprachen nur gelegentliche Ansätze zur Bildung von Kasusaffixen entdecken lassen (z. B. np. *säg-rā* „den Hund“, *säghā-rā* A. Pl. usw.), bildet das Ossetische, ein ehemals ostiranisches Idiom, alle seine Kasus mit Hilfe von Affixen, die an den Singular- bzw. an den Pluralstamm angehängt werden, wenn sie auch, historisch betrachtet, großenteils auf nominale oder pronominale Endungen echt indogermanischer Art zurückgeführt werden können. Beispiel: *läg-mä* „zu dem Manne“, *lägtä-mä* „zu den Männern“ usw.[2]).

[1]) Falls die Runeninschrift auf dem bekannten goldenen Horn von Gallehus (um 400) einheimisch ist, würde sich das Altjütische als ein nordgermanischer Dialekt erweisen; jedoch ist die Herkunft der beiden Gallehus-Hörner nicht mit Sicherheit auszumachen.

[2]) Vgl. V. Miller, Sprache der Osseten (Grdr. d. iran. Phil. Anhang z. Bd. I) [1903] S. 43 ff

Übergang zu agglutinierender Deklination findet sich ferner in den neuzeitlichen arisch-indischen Sprachen. So heißt es z. B. im Hindustani: Sg. N. *beṭā* „Sohn“, Obl. *beṭe*, Lok. *beṭe-meṃ*; Pl. N. *beṭe*, Obl. *beṭoṃ*, Lok. *beṭoṃ-meṃ*. Hier sind von den ehemaligen echten Kasus nur Nom. und Obl. übriggeblieben, alle übrigen Rektionen werden mit Hilfe von Affixen oder Postpositionen gebildet, die an den Obl. Sg. bzw. den Obl. Pl. locker angehängt werden. Die Affixe selbst scheinen teilweise aus selbständigen Wörtern entwickelt zu sein, z. B. das Lokativaffix *-meṃ* aus skt. *madhyama-* „Mitte“.

Auch in diesem Fall des Neuindischen ist es ohne weiteres klar, daß sich die Entwicklung von einer flektierenden zu einer agglutiniereuden Deklination nicht spontan vollzogen hat, sondern unter dem Einfluß des dravidischen Substrats, das ja auch sonst — in der Verbreitung der Kakuminallaute uud in der Auflösung der altindischen Verbalflexion, im Wortschatz und in der Stilistik —die äußere und innere Struktur der arisch-indischen Sprachen drastisch beeinfußt hat. Ein Beispiel aus dem Tamil: Sg. N. *vīḍu* „Haus“, Lok. *vīṭṭil*; Pl. N. *vīḍugaḷ*, Lok. *vīḍugaḷ-il* usw.[1]).

Wie man leicht erkennt, ist die Übereinstimmung zwischen dem Deklinationssystem des Hindustani und dem der beiden tocharischen Dialekte verblüffend. Da wir nun aber beim Hindustani eine Beeinflussung durch die agglutinierenden Dravida-Sprachen mit voller Gewißheit annehmen dürfen, liegt es sehr nahe, auch hinter dem tocharischen Deklinationssystem ein zum agglutinierenden Typus gehöriges nichtindogermanisches Substrat zu vermuten.

Doch welche der vielen agglutinierenden Sprachen kommt als Substrat für das Tocharische ernstlich in Frage?

Es gilt, solche Züge zu entdecken, die das Tocharische mit einer bestimmten unter den vielen agglutinierenden Sprachen gemeinsam hat, und dann zu prüfen, ob auch vom geschichtlichen Standpunkt aus mit einer Beeinflussung gerechnet werden darf.

Eine wesentliche und grundsätzliche Schwierigkeit für die Beantwortung dieser wie anderer historisch ausgerichteter Fragen über das Tocharische liegt darin, daß unsere sämtlichen Sprachquellen beider tocharischer Dialekte aus einem sehr begrenzten

[1]) Möglicherweise zeigt sich der dravidische Einfluß auf diesem Gebiete schon zur Zeit der Veden, nämlich in Bildungen wie *deva* (Pp. -e) *ā martyeṣv ā* „bei Göttern und Menschen“ (RV. 8, 11, 1), *rukṣa* (Pp. -*e*) *oṣadhīṣu* „in Bäumen und Pflanzen“ (RV. 6, 3, 7) u. ä. Ältere Forscher nahmen hier spontane Entwicklung an; vgl. Bartholomae, oben XXIX 583; J. Wackernagel, Ai. Gr. I, XVII.



Zeitabschnitt von rund zwei Jahrhunderten stammen, so daß wir die geschichtliche Entwicklung des Tocharischen lediglich theoretisch, d. h. durch ständige Vergleichung der beiden Dialekte untereinander und mit anderen indogermanischen und nichtindogermanischen Sprachen in einigen Punkten rekonstruieren können.

So habe ich in meinem Referat „Tokharian Studies in Germany" in der Zeitschrift „Word" IV (1948) S. 51 bemerkt: „Thus it is still impossible for us to determine precisely the non-IE. component of the Tokharian language which is doubtless to be assumed." Dazu werde ich in einer redaktionellen Note zur Stelle auf einen Aufsatz von E. Sapir in Language XII 259ff. verwiesen: Sapir hatte darin unter Bezugnahme auf einen Aufsatz E. Hermanns (oben L [1922] S. 309ff.) das Tibetische für gewisse Eigentümlichkeiten des Tocharischen verantwortlich gemacht. Jedoch handelt es sich bei dem, was Sapir an neuem Beweisstoff hinzubringt, im wesentlichen nur um gewisse einzelne Ausdrücke des Tocharischen, die als eine Art von Lehnübersetzungen aus dem Tibetischen gelten sollen. Von diesen vermeintlichen Eigentümlichkeiten ist das Nebeneinander der Typen osttoch. *āriñc-pācar* (echtes Kompositum) „Herzensvater" und *āriñci se* (Adj. + Subst.) „Herzenssohn" gut indogermanisch. Der tocharische Ausdruck *käryā-lotklune* „Willenswandlung" = skt. „*karuṇā*", „Mitleid" (vgl. SSS., p. 260) weist zwar mit dem ebenfalls den Begriff „Mitleid" ergebenden tibetischen Ausdruck „Herzenswandlung" eine gewisse Ähnlichkeit auf; jedoch unterscheiden sich beide Sprachen wesentlich in der Wahl des ersten Kompositionsgliedes: Toch. „Wille", tib. „Herz", und es scheint mir nicht möglich, mit Sapir in osttoch. *kri* (Kompositionsform *käryā-*) ein ursprüngliches Wort für „Herz" zu erblicken, da „Herz" im Osttocharischen *āriñc*, im Westtocharischen *arañce* heißt und im übrigen ein Ausfall des auslautenden Dentals in idg. **k'erd-* unwahrscheinlich ist. Aber selbst wenn man in dem tocharischen Kompositum eine literarische Beeinflussung durch das Tibetische annehmen wollte, so ist eine solche doch etwas ganz anderes als ein sprachliches Substrat: Wer möchte z. B. auf Grund der Lehnübersetzung nhd. *Gewissen* aus lat. *conscientia* das Latein als Substrat des Deutschen ausgeben?

Die übrigen von Sapir herangezogenen Ausdrücke des Tocharischen sind noch weniger beweisend, so daß ich sie hier im einzelnen nicht zu besprechen brauche.

Ferner aber erwähnt Sapir (a. a. O. 266) das Vorhandensein von absolutivartigen Wendungen im Tibetischen, die, ent-

sprechend den tocharischen Absolutiven auf A *-äṣ*, B *-meṃ* mit Hilfe des Ablativaffixes *-nas* gebildet werden, z. B. tib. *bskur-nas* „gegeben habend“, *mt'on-nas* „gesehen habend“. Auch hier könnte es sich höchstens um eine literarische Beeinflussung seitens des Tibetischen handeln, falls man nicht im Tibetischen und im Tocharischen unabhängig voneinander auf diese Bildungsweise zur Wiedergabe der Absolutiva des Sanskrit verfallen ist. Für die letztere Annahme könnte der Umstand sprechen, daß die Absolutiva in beiden tocharischen Dialekten auch mittels des Perlativaffixes (A *-ā*, B *-sa*) gebildet werden können.

Bemerkenswerter sind die von E. Hermann (oben L 309f.) hervorgehobenen Vergleichspunkte zwischen Tocharisch und Tibetisch:

Unter allen indogermanischen Sprachen ist das Osttocharische die einzige, die beim Personalpronomen der 1. Sg. vom Mask. *näṣ* „ich“ ein Fem. *ñuk* unterscheidet. Im Westtocharischen gibt es für Mask. und Fem. nur die gemeinsame Form *ñäś* (*ñiś*). Nun macht Hermann darauf aufmerksam, daß von allen nichtindogermanischen Nachbarsprachen des Tocharischen nur das Tibetische eine ähnliche Erscheinung aufweist: Zwar steht hier gewöhnlich *bdag* „ich“ für beide Geschlechter, doch kann man daneben ein Fem. *kho-mo* von einem Mask. *kho-vo* unterscheiden. Sieht man freilich näher zu, so ist die Übereinstimmung zwischen den beiden Sprachen in dieser Beziehung nur sehr ungefähr und trifft nicht den Kern der Sache; denn im Tibetischen kann man durch Anhängung gewisser Silben männliche und weibliche Wesen unterscheiden, z. B. *bod-pa* „ein Tibeter“, *bod-mo* „eine Tibeterin“; *mi-bo* „Mann“, *mi-mo* „Weib“ u. dgl.[1]. In osttoch. *ñuk* liegt aber eine synthetische Ausdrucksweise vor, die unmöglich jener analytischen Movierung des Tibetischen entlehnt sein kann.

Ferner hatte E. Hermann (a. a. O. 310) auch auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß das Tibetische auch in der Anwendung lockerer Kasusaffixe das Muster des Tocharischen gewesen sein könne. Doch sahen wir, daß diese Übereinstimmung allein keinerlei Beweis für eine solche Beeinflussung erbringen kann, sondern erst in Koppelung mit anderen Übereinstimmungen. Die aber sind nach dem soeben Gesagten nicht beizubringen. Und was die Kasusaffixe anlangt, so stellt die tibetische Sprache im ganzen einen so völlig fremden Typus gegenüber dem Tocharischen dar, daß mit einer Beeinflussung tieferer Art von vorn-

[1]) Vgl. Fr. Müller, Grundr. d. Sprachwissenschaft II 2 (1882) S. 338.



herein kaum zu rechnen sein dürfte: Das Tibetische kann man, wie das z. B. Fr. Müller in seinem Grundriß der Sprachwissenschaft II 2, 334ff. getan hat, samt dem Chinesischen zu den monosyllabischen Sprachen rechnen. Eine durchgreifende Unterscheidung zwischen Nomen und Verbum besteht nicht, also ganz im Gegensatz zum Tocharischen. Dazu treten im Tibetischen völlig andere Laut-, insbesondere Konsonantenverbindungen auf als im Tocharischen, aber auch als etwa im Ural-Altaischen oder im Dravidischen. Es ist aber eine bekannte Regel, daß sich zwei Sprachen um so schwerer gegenseitig beeinflussen, je fremder sie einander sind. So hat z. B. die deutsche Sprache auf das Dänische und Schwedische stärker eingewirkt als auf das Litauische, auf das Litauische wieder stärker als auf das Ungarische.

Schließlich dürfte aber die Annahme eines tibetischen Substrates im Tocharischen an den geschichtlichen Verhältnissen scheitern: Die Tocharer kamen nämlich zu den dafür entscheidenden Zeiten überhaupt gar nicht mit den Tibetern in nachbarliche Berührung: Erst gegen Ende des 7. Jahrhs. n. Chr. hatten die Tibeter ihre größte Machtausdehnung und drangen bis Turfan und Kutscha vor, nachdem diese Orte bereits in der Mitte des Jahrhunderts von den Chinesen erobert waren. Das aber ist die letzte Periode der uns durch literarische und künstlerische Zeugnisse bekannten tocharischen Kultur im nördlichen Tarimbecken. Zudem wurden die Tibeter bereits im 8. Jahrh. schon wieder von den Uiguren aus jenen Gegenden verdrängt[1]).

Vom geschichtlichen Standpunkt aus könnte dagegen sehr wohl eine altaische Sprache als Substrat des Tocharischen in Frage kommen. Zwar die Uiguren, deren Sprache wir durch literarische und inschriftliche Zeugnisse recht gut kennen, gelangten, wie schon erwähnt, erst um 750 n. Chr. von Nordosten her in die tocharischen Gebiete; sie kommen daher für ein etwaiges Substrat nicht in Frage. Doch dürfen wir annehmen, daß schon Jahrhunderte vorher nomadisierende und erobernde altaische Stämme wieder und wieder als Nachbarn der Tocharer erschienen. Aus geschichtlichen Quellen bekannt und benannt sind für uns freilich nur die sogenannten Weißen Hunnen, die um die Mitte des 5. Jahrhs. einen ungeheuren Vorstoß über Zentralasien hinweg bis ins nordwestliche Indien unternahmen. Aber leider ist deren Volkstum nicht näher angegeben und in der gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskussion sehr umstritten.

---

[1]) Vgl. E. Waldschmidt, Gandhara Kutscha Turfan (1925) 82.

Rechnen wir mit einem alttürkischen Substrat, also mit einem dem Uigurischen verwandten Idiom, so hätten wir es wiederum mit einer ausgesprochen agglutinierenden Sprache zu tun. Doch haben die Turkologen bisher keine weiteren Übereinstimmungen zwischen dem Tocharischen und dem Uigurischen gefunden. So bliebe die Annahme eines alttürkischen oder jedenfalls altaischen Substrats gewiß möglich, jedoch bis jetzt unbewiesen. Im Uigurischen besteht übrigens ein Unterschied in der Verwendung der Kasusaffixe gegenüber dem Tocharischen darin, daß diese Affixe beim Personalpronomen von Haus aus mindestens zum Teil völlig andere waren als beim Substantiv[1]), während beide tocharische Dialekte für Nomen und Pronomen die gleichen Kasusaffixe gebrauchen.

Wenden wir uns weiter dem Dravidischen zu. Wie wir sahen, bezeichnet auch diese Sprachgruppe die Kasusrektionen mittels locker angefügter Affixe. Darüber hinaus gibt es noch eine höchst seltsame Übereinstimmung zwischen dem Tocharischen und den Dravidasprachen: Im Dravidischen werden die Nomina in solche der höheren und solche der niederen Klasse eingeteilt; zur höheren Klasse gehören Götter, Dämonen und Menschen, zur niederen Tiere und unbeseelte Dinge. Im Gondi und Kui rangieren aber Göttinnen und Frauen in der niederen Klasse, während einige andere Dravidasprachen, darunter das Telugu, Göttinnen und Frauen im Singular zur niederen Klasse rechnen, im Plural zur höheren[2]). Eine ähnliche grundlegende Unterscheidung spielt auch im Tocharischen eine bedeutende Rolle: Hier — und zwar in beiden Dialekten — wird in der Substantivflexion zwischen vernunftbegabten Wesen auf der einen Seite, vernunftlosen Dingen auf der anderen Seite unterschieden. Im Osttocharischen sind so der Gen. Sg. auf *-āp* und die Bildung eines besonderen Sg. Obl. ausschließlich der höheren Klasse vorbehalten[3]). Eine kennzeichnende Ausnahme macht das Wort *ku* „Hund“, zu dem ein besonderer Obl. *koṃ* gebildet wird. Auf der anderen Seite zeigt der Plural N. *śnu* (Sg. *śäṃ* „Ehefrau“) eine Endung *-u*, die sonst nur Substantiven der niederen Klasse zukommt. Ähnlich, wenn auch im einzelnen anders, verhält es sich im Westtocharischen: Hier wird zwar ein besonderer Obl. Sg. auch von Substantiven der niederen Klasse gebildet, jedoch findet sich die Obliquusendung *-ṃ* nur bei Wörtern der höheren Klasse.

[1]) Vgl. A. v. Gabain, Alttürk. Gramm. (1941) S. 90.
[2]) Vgl. J. Bloch in „Les Langues du Monde“ (1924) S. 352f.; Verf. DLZ. 1933, 2278. [3]) Vgl. SSS. p. 35.

Diese Übereinstimmungen zwischen dem Tocharischen und dem Dravidischen sind frappierend, und man wäre geneigt, eben im Dravidischen das oder doch ein Substrat des Tocharischen anzuerkennen, wenn man sich eine Vorstellung von einer geographischen Berührung zwischen den nachmaligen Tocharern und den nachmaligen Dravidas bilden könnte. Leider ist die Frage nach Herkunft der Dravidas noch immer nicht gelöst. Manche Forscher möchten sie vom Nordwesten her — wie später die Arier — in Indien eingewandert sein lassen. Aber dürfen wir ihre Urheimat oder eine Zwischenstation ihres weiten Wanderweges in einer Gegend ansetzen, in der sie vorübergehend und doch intensiv genug Nachbarn der späteren Tocharer gewesen sein können? Die Frage muß offen bleiben; jene rein sprachlichen Übereinstimmungen sind jedenfalls höchst auffallend. Wohl findet sich auch in anderen Sprachen gelegentlich eine Neigung, belebte Wesen von Dingen grammatisch zu scheiden, z. B. im Englischen und im Russischen. Aber für jene im Tocharischen und Dravidischen vorgenommene Scheidung kenne ich im ganzen Bereich der für ein Substrat des Tocharischen in Frage kommenden Sprachen keine Parallele.

Unter den Kaukasussprachen besitzen einige nordkaukasische wie alle südkaukasischen Sprachen ein überaus reichlich entwickeltes System sekundärer Kasus, die mittels locker angefügter und für beide Numeri gleicher Affixe gebildet werden[1]). Wir sahen schon oben (S. 188), daß das System der ossetischen Deklination ersichtlich von dem der kaukasischen beeinflußt war. Daß die nachmaligen Tocharer auf ihrem Wanderweg aus Europa irgendwann einmal in die Nachbarschaft von Kaukasusvölkern gelangten, ist im hohen Grade wahrscheinlich. Dazu stimmt, daß es anscheinend auch gewisse besondere sprachliche Beziehungen zwischen dem Tocharischen und dem Ossetischen gibt, ganz abgesehen von dem erwähnten agglutinierenden Charakter der Deklination. So finden sich auffallende Übereinstimmungen im Vokabular beider Sprachen, z. B. westtoch. *witsako* „Wurzel" = oss. *widag*[2]).

Im übrigen sind, soviel mir bekannt, keine weiteren Gemeinsamkeiten zwischen dem Tocharischen und einer Kaukasussprache nachgewiesen; doch fehlen hier noch eingehendere Untersuchungen durch gute Kenner der verschiedenen Kaukasussprachen.

---

[1]) Vgl. Trubetzkoy in „Les Langues du Monde" 330; 336. — F. N. Finck, Die Haupttypen des Sprachbaus 145 ff.

[2]) Diese Beobachtung verdanke ich verschiedenen brieflichen Mitteilungen K. Boudas.

Es bleibt nun noch eine Prüfung der finnisch-ugrischen Sprachgruppe. Der agglutinierende Charakter der finnisch-ugrischen Deklination ist bekannt. Es mögen folgende Beispiele hier genügen: Fi. *talo-ssa*, ung. *ház-ban* „im Haus"; fi. *talo-i-ssa*, ung. *háza-k-ban* „in den Häusern". Fi. *talo-lta*, ung. *ház-ról* „vom Haus"; fi. *talo-i-lta*, ung. *háza-k-ról* „von den Häusern".

Nun verwenden die finnisch-ugrischen Sprachen in historischer Zeit eine große Anzahl solcher Kasusaffixe, das Finnische z. B. hat 14, das Ungarische 20 Kasus außer dem Nominativ. Viele dieser Affixe sind entweder in sich zusammengesetzt oder aus ursprünglich selbständigen Wörtern erwachsen, so z. B. das ungarische Inessivaffix *-ban*, *-ben* (vgl. Adv. *benn* „innen, darinnen") aus einem Substantiv *bél* „das Innere, Eingeweide" + Lokativaffix *-n*[1]). Für eine vermutlich sehr weit zurückliegende Zeit lassen sich aber nur wenige wirkliche Kasus erschließen, sicher (außer dem Nominativ) Lokativ, Ablativ und Lativ.

Der finn.-ugr. Lokativ auf *-n*[2]) ähnelt etymologisch stark dem tocharischen Lokativ auf B *-ne*, A *-aṃ*: z. B. fi. *kotona* „zu Hause", ung. *lovon* „zu Pferd" usw.; westtoch. *ost-ne*, osttoch. *waṣt-aṃ* „im Haus" usw. Doch darf man auf diese Übereinstimmung nicht allzuviel Gewicht legen: Das tocharische Affix ist gewiß aus einem ursprünglich selbständigen Wort (vgl. westtoch. *eneṃ*, osttoch. *ane* „hinein") entwickelt, das seinerseits mit der bekannten indogermanischen Präposition (bzw. Adverb) *en* „in, darin" urverwandt ist. In dem vorliegenden Fall scheint es sich also eher um eine uralte uralisch-indogermanische Entsprechung zu handeln als um eine speziell uralisch-tocharische, falls diese lautliche Übereinstimmung nicht überhaupt bloß auf Zufall beruht.

Bemerkenswerter ist vielleicht der bereits angedeutete Umstand, daß sich im Ungarischen gewisse sekundäre Kasusaffixe entwickeln, die in ihrem Kern auf alte Adverbia zurückgehen, vermehrt um ein primäres Kasusaffix. Diese sekundären Affixe führen zunächst noch ein ziemlich selbständiges Leben, unterliegen z. B. in den ältesten ungarischen Texten noch nicht den Gesetzen der Vokalharmonie, also *-ben* (statt später *-ban*) auch nach velarem Stammvokal[3]). Ähnlich scheinen auch die sekundären Kasusaffixe des Tocharischen entstanden zu sein; man vergleiche

[1]) Vgl. S. Simonyi, Die ungar. Sprache (1907) S. 366.

[2]) Vgl. J. Szinnyei, Finn.-ugr. Sprachwiss. (Samml. Göschen), 2. Aufl. 1922, S. 55 f.

[3]) Vgl. J. Szinnyei, Finn.-ugr. Sprachwiss., 2. Aufl., S. 68 f.

das vorhin über das Lokativaffix B *-ne*, A *-aṃ* Gesagte. Neben dem Komitativaffix A *-aśśäl* steht das Adverb *śla*, zuweilen durch das Affix nur verstärkt. Man denke an das oben zitierte Beispiel *śla pācar mācar pracres śäṃ sewāsaśśäl.* Im Westtocharischen erscheint nur die Präposition *śle* (z. B. *śle yarke* „mit Verehrung"), während das in der Bedeutung entsprechende Affix *-mpa* lautet (s. o. S. 186).

Das osttocharische Instrumentalaffix *-yo* tritt selbständig als Konjunktion „und" auf, z. B. *oṅk yo kuli* „ein Mann und eine Frau".

Daß die tocharischen Kasusaffixe auch vom damaligen lebendigen Sprachgefühl als verhältnismäßig selbständige Elemente empfunden wurden, geht aus dem Umstand hervor, daß die Regeln der westtocharischen Vokalschwächung[1]) im allgemeinen keine Anwendung finden, wenn die Silbenzahl des betreffenden Wortes durch den Antritt eines Kasusaffixes vermehrt wird. So bildet man etwa im Westtocharischen zu dem Nom.-Obl. Sg. *āke* „Ende" den dreisilbigen Plural *akenta* (mit Vokalschwächung), aber den Lokativ Sg. *āke-ne* ohne Schwächung[2]); zu *kātso* „Bauch" den Gen. Sg. *katāntse*, Instr. Sg. *kātsa-sa*; zu *ñātse* „Not" den Plural *ñatsenta* (mit Schwächung), aber Lok. Sg. *ñātse-ne* (ohne Schwächung); zu *ānte* „Stirn" den Lokativ *ānte-ne*; zu *pāke* „Teil" den Genetiv (echter Kasus!) *pakentse* (mit Schwächung), aber Lok. *pāke-ne*; zu *pācer* „Vater" den Plural *pacera* (neben analog. *pācera*), aber Instr. Sg. *pātär-sa*[3]).

Eine weitere Übereinstimmung zwischen dem Tocharischen und dem Finnisch-Ugrischen darf man in der Vorliebe dieser beiden Sprachzweige sehen, formal und bedeutungsmäßig scharf von einander abgehobene Suffixe an einem Nomen zu häufen.

Man nehme etwa eine Bildung wie ung. *kert* „Garten"; dazu *kert-ész* „Gärtner"; dazu *kert-ész-ség* „Gärtnerei". Entsprechend *ló* „Pferd", *lov-as* „Reiter", *lov-as-ság* „Reiterei". Ganz entsprechend kann man im Tocharischen bilden: Westtoch. *werpiśke* „Garten", *werpiśka-tse* „Gärtner", **werpiśka-tse-ññe* „Gärtnerei". Die Möglichkeit

---

[1]) An anderen Stellen werde ich ausführlicher über diese westtocharische Vokalschwächung handeln.

[2]) Kennzeichnend ist der Gegensatz von westtoch. *āke-ne* (ohne Schwächung) und *akenne* „sie führen ihn": Die suffigierten Personalpronomina wurden als feste Bestandteile des Verbs empfunden und bewirkten daher Vokalschwächung.

[3]) Ausnahmen kommen gelegentlich vor, und zwar anscheinend besonders beim Ablativ, z. B. *ñatsemeṃ* neben Lok. *ñātse-ne*.

zu Abstraktbildungen mittels des Suffixes *-ññe* ist im Westtocharischen sehr weit, z. B. *ṣärpṣäṃ* „weist hin", *ṣärpṣuki* iterat. nom. ag. „Hinweiser" (z. B. auf einen Weg), Abstr. *ṣärpṣukiññe* „Tätigkeit eines Hinweisers" usw.

Ein anderer Bildungstypus: Ung. *lehet-ség* „Möglichkeit", *lehet-ség-es* „möglich". Entsprechend westtoch. *campäṃ* „vermag", *cämpa-mo* „vermögend", *cämpa-m-ñe* „Vermögen", *cämpa-m-ñe-tse* „Vermögen habend" (als respektvolle Anredeform). Man beachte bei all dem, daß diese ungarischen und tocharischen Suffixe in ihrer Bedeutung stärker empfunden werden und in weit größerem Umfang angewandt werden können als etwa unsere deutschen Suffixe *-er* (*Gärtner* usw.), *-ung* u. dgl.

Schließlich noch ein Beispiel für die stark analytische Ausdrucksweise aus dem Osttocharischen: Der deutsche Ausdruck „zu der Tränenäugigen" würde im Osttocharischen folgendermaßen lauten: *ākär-aś-n-um-in-ān-ac*, eine Verbindung, in der jeder bedeutungsmäßigen und syntaktischen Begriffsfunktion ein formales Sprachelement entspricht: *ākär* „Träne", *ak* (*aś-*) „Auge", *-n-* Dualzeichen, *-um-* Adjektivsuffix (also *-aśnum* „beide Augen habend"), *-in-* feminine Movierung, *-ān-* Kennzeichen des Obl. Sg., *-ac* Allativaffix. Das Ganze mithin eine Bildung, die so unindogermanisch wie nur möglich erscheint, sich aber ohne weiteres in den Rahmen einer finnisch-ugrischen Sprache fügt.

Auf eine weitere, höchst merkwürdige Übereinstimmung zwischen dem Tocharischen und dem Finnisch-Ugrischen hat W. Schulze bereits aufmerksam gemacht[1]): Das osttocharische Wort *akmal* „Gesicht" (dafür westtoch. *särwāna* pl. tant.) ist aus *ak* „Auge" und *mal* „Nase"[2]) zusammengesetzt. W. Schulze verweist nun auf einen Aufsatz von J. Szinnyei[3]), in dem der ungarische Sprachforscher das ungarische Wort *orca* „facies" als Zusammensetzung von *orr* „Nase" und *száj* (älter *szá*) „Mund" erklärt und in verschiedenen anderen finnisch-ugrischen Sprachen entsprechende Ausdrücke nachweist. Später hat M. Zsirai in seinem Buch „Finnugor Rokonságunk" („Unsere finnisch-ugrische Verwandtschaft" 1937) S. 73 eine noch vollständigere Liste der-

---

[1]) W. Schulze, Ungar. Jahrbücher 7 (1927), 168 ff. = Kl. Schriften 248 ff.

[2]) Das Wort kommt selbständig nur im Plural *malañ* vor. W. Schulze übersetzte damals noch *mal* mit „Wange"; die Bedeutung „Nase" wird durch die westtocharischen Texte gesichert: *ent-ānāṣṣäṃ melentsa* „Wenn er durch die Nase einatmet" (UA. 41 b 3).

[3]) J. Szinnyei, Nyelvtud. Közl. XXVII (1897), 240.

artiger Dvandva-Ausdrücke auch für andere Begriffe zusammengestellt[1]). Ich hebe daraus den ostjakischen Ausdruck *ńot-sēm* „Gesicht", wörtlich „Nase-Auge" hervor, der die beiden gleichen Komponenten enthält wie osttoch. *akmal*, nur in umgekehrter Reihenfolge. Daneben wäre auch noch estn. *sū-silmad* „Mund-Augen" zu erwähnen.

Die Neigung, solche Begriffe, die auf einer höheren Bewußtseinsstufe als einheitlich aufgefaßt werden, in mehr primitiver Weise in zwei Komponenten zu zerlegen, ist also dem Finnisch-Ugrischen wie dem Tocharischen eigen. Aus dem Tocharischen seien noch folgende Beispiele genannt: Osttoch. *mrāc-śpālyo* (häufig) „mit dem Kopf" (wörtl. „mit Scheitel-Kopf"), woneben das einfache Wort *lap* „Kopf" verwandt wird. — Osttoch. *ñom-klyu* = westtoch. *ñem-kälywe* „Ruhm" (wörtl. „Name-Ruf"). — Westtoch. *maim-palsko* „Überlegung" (eigentlich „Ermessen-Denken"); westtoch. *yarke-peti* „Verehrung" (zwei Synonyma).

Angesichts dieser auffallenden Übereinstimmungen zwischen dem Tocharischen und dem Finnisch-Ugrischen fragt es sich, ob die Annahme eines etwaigen finnisch-ugrischen Substrates im Tocharischen geschichtlich zu rechtfertigen wäre.

Um diese Frage zu beantworten, muß man den Versuch unternehmen, das Tocharische in den Kreis der übrigen indogermanischen Sprachen einzuordnen. Ich kann mich dabei kurz fassen, indem ich auf die diesbezüglichen Ausführungen von E. Benveniste in seinem Aufsatz „Tokharien et Indo-Européen" (Hirt-Festschr. II, 227ff.) verweise, dem ich weitgehend zustimme.

Das Tocharische zeigt auf der einen Seite deutliche Beziehungen zu jener altindogermanischen Sprachgruppe, die durch die Verwendung eines *r* für die medialen bzw. passiven Formen des Verbs gekennzeichnet ist[2]); zu ihr gehören das Keltisch-Italische, das Hethitische, das Phrygische und das Armenische. Mit dem westlichen Teil dieser Gruppe teilt das Tocharische die Eigenschaft als centum-Sprache. Darüber hinaus stimmt das Tocharische mit dem Keltischen in zwei bemerkenswerten Er-

[1]) Auf dieses Buch hat mich mein Kollege J. v. Farkas liebenswürdigerweise aufmerksam gemacht.

[2]) Die Verwendung der medio-passiven *r*-Endungen bedeutet freilich nicht die Erhaltung alten Erbgutes, wie Benveniste (a. a. O. 237) meint; denn diese *r*-Bildungen sind gewiß von Haus aus nur einer ganz bestimmten Gruppe von indogermanischen Einzelsprachen eigen gewesen; sie kann also sehr wohl zu einer gewissen Lokalisierung der Ursitze der Tocharer dienen.

scheinungen überein: In der scharfen Unterscheidung des verbum substantivum von der Kopula[1]) und in der häufigen Verwendung des Infinitivs in passivischer Funktion[2]). Doch muß man in der Beurteilung solcher Übereinstimmungen sehr vorsichtig sein: Hat sich doch das Keltentum nach der zur Zeit weithin geltenden Lehrmeinung erst gegen 1200 v. Chr. durch eine Vermischung der Träger der ostfranzösisch-süddeutschen Hügelgräberkultur mit den sogenannten (illyrischen?) Urnenfelderleuten herausgebildet. Es ist aber anzunehmen, daß die nachmaligen Tocharer sich lange vor 1200 von der Masse der übrigen indogermanischen Völker gelöst haben. Der Ansatz zu jenen sprachlichen Eigentümlichkeiten müßte demnach schon bei einem Elternvolk der Kelten vorhanden gewesen sein, oder wir hätten es wiederum mit jener merkwürdigen Erscheinung der Parallelentwicklung zu tun.

Mit dem Hethitischen stimmt das Tocharische in dem Zusammenfall aller Artikulationsarten der Verschlußlaute in der Tenuis überein, wenngleich hier im Endergebnis zweifellos wiederum nur eine Parallelentwicklung vorliegt[3]). Ferner fallen gewisse lexikalische Übereinstimmungen zwischen diesen beiden Sprachen sofort ins Auge, z. B. heth.-osttoch. *ya-* „machen"; heth. *eku-*, toch. *yok-* „trinken"; heth. *tekan* = osttoch. *tkaṃ* „Erde".

Mit dem Armenischen stimmt das Tocharische vornehmlich in der systematischen Verwendung bestimmter deiktischer Elemente in enger Verbindung mit dem Demonstrativpronomen überein.

Auf der anderen Seite heben sich sprachliche Beziehungen zu der baltisch-slawischen Sprachgruppe deutlich ab: Hierzu gehören der Infinitiv auf balt.-slaw. *-ti* = toch. *-tsi* sowie die Neigung zur Verwendung possessiver Adjektiva anstelle genetivischer Ausdrucksweise, z. B. aksl. *zakonŭ Moseovŭ ὁ νόμος ὁ Μωϋσέως*[4]); russ. *na gubernatorskom obede* „an der Tafel des Gouverneurs"; westtoch. *Dharmasomäññe Udānālaṅkärne* „im Dharmasomischen U." = „in Dharmasomas U.". Dazu gesellen sich einige auffallende Wortgleichungen, z. B. osttoch. *rake*, westtoch. *reki* „Wort" = aksl. *rečĭ* „Wort"; westtoch. *walke* „lange" = aksl. *velikŭ* „groß";

[1]) Für das Tocharische genüge ein Beispielpaar aus dem Westtocharischen: *pilene kätkreṃ mā cūrn nesäṃ* „gegen die tiefe Wunde gibt es kein Pulver" (UA. 15b 2); *āyor saimä ste* „Geben ist ein Schutz" (UA. 23b 2).

[2]) Wiederum ein westtoch. Beispiel: *tānastotträ āra paikatsi* „das Udānastotra hat aufgehört geschrieben zu werden" (Frgm. 66, Kol.).

[3]) H. Pedersen, Tocharisch S. 255 möchte auf diese Parallelentwicklung nicht viel Gewicht legen.

[4]) Vgl. W. Vondrák, Vergleich. Slaw. Gramm. II² S. 319.

vielleicht auch westtoch. *wrauña* „Predigerkrähe" = lit. *várna*, russ. *voróna* „Krähe". Mit dem Baltischen im besonderen teilt das Tocharische die Bildung des Präteritums mittels des Stammausgangs *-ā* (lit. *-o*); Typ westtoch. *takā-ñi* „ist mir gewesen" entsprechend lit. *bùvo*; ebenso durch das ganze Paradigma, z.B. 1.Sg. *takāwa* : *buvaũ* usw.

Mit dem Armenischen und Slawischen gemeinsam teilt das Tocharische die Verwendung eines *l*-Suffixes für Partizipia bzw. Gerundia; insbesondere stimmt das westtocharische Gerundivsuffix *-lye* (*-lle*) aus idg. *-li̯o-* mit arm. *-li* überein, z. B. westtoch. *aille* „dandus" = arm. *sireli* „amandus".

Für die Frage nach der Urheimat wichtig ist auch die schon oft ins Treffen geführte Wortgleichung westtoch. *laks* „matsya" = russ. *losos'*, lit. *lašišà*, ahd. *lahs*, da der Lachs nur im Flußgebiet der Nord- und Ostsee vorkommt, nicht in denen des Mittelländischen, des Schwarzen Meeres oder des Kaspisees. Rein lautlich stimmt in diesem Fall das Tocharische mehr zum Germanischen als zum Balto-Slawischen; doch haben sich bisher sonst keine näheren Beziehungen des Tocharischen zum Germanischen nachweisen lassen[1]).

Es erscheint nach alledem möglich, mit Benveniste (aaO. 238 und 239) die Urheimat (oder genauer eine Zwischenheimat) der Tocharer in einem Gebiet ungefähr zwischen Dnjepr und Ural, also ostwärts in unmittelbarer Nachbarschaft der Finnougrier zu suchen und anzunehmen, daß die Sprache der nachmaligen Tocharer zu einer gewissen Zeit bei ihrer Wanderung gen Osten nicht allein mit baltisch-slawischen, sondern auch mit finnisch-ugrischen Stämmen und Sprachen mindestens an deren südlichem Saum in Berührung gekommen ist.

Wir müßten dann freilich ein längeres Nebeneinanderwohnen, nicht nur ein flüchtiges Vorüberziehen aneinander voraussetzen, was auch durchaus möglich erscheint.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Die tocharische Sprache in ihren beiden Dialekten weist eine nichtindogermanische Komponente auf, wie ein struktureller Vergleich mit der Entwicklung der ersichtlich durch ein dravidisches Substrat beeinflußten arisch-

---

[1]) Die von W. Schulze, SBAW. 1924, phil.-hist. Kl. 166ff. (= Kl Schr. 239ff.) nachgewiesene Parallele in den lautlichen Verhältnissen der reduplizierten Präteritalbildungen von den Typen toch. A *wawik* : B *yaika*, A *papyutäk* : B *pyautka*, A *cacäl* : B *cāla* gegenüber got. *haihait* : as. *hēt*, got. **staistaut* : as. *steot*, got. **haihald* : as. *held* usw. ist rein typologisch, nicht historisch zu bewerten.

indischen Sprachen lehrt. Dies Substrat des Tocharischen ist kaum im Tibetischen zu suchen. Über eine etwaige altaische Nachbarsprache des Tocharischen vor dem Uigureneinbruch wissen wir nichts Näheres, haben indes, wenn dies uns unbekannte Idiom dem Uigurischen nahegestanden haben sollte, keinen festen Anhaltspunkt für die Annahme, hier das Substrat zu finden. Auch die kaukasischen Sprachen scheinen, abgesehen von dem agglutinierenden Charakter der Deklination, keine näheren Beziehungen zu der nichtindogermanischen Komponente des Tocharischen gehabt zu haben.

Dagegen weisen sowohl das Dravidische einerseits wie das Finnisch-Ugrische andrerseits außer dem allgemeinen agglutinierenden Typus der Deklination besondere Übereinstimmungen mit dem Tocharischen auf: Die Dravidasprachen in Bezug auf die Zweiteilung der Substantiva in vernunftbegabte Wesen einerseits, vernunftlose Wesen und Dinge andrerseits, das Finnisch-Ugrische in der Neigung zu zweiteiliger Ausdrucksweise einheitlicher Begriffe sowie vielleicht in der relativen Selbständigkeit einiger Kasusaffixe. Geographische Berührung zwischen den nachmaligen Tocharern und den Finnougriern erscheint durchaus möglich, während Zeit und Ort einer solchen Berührung zwischen den nachmaligen Tocharern und Dravidas völlig unklar wären.

Der tocharische Wortschatz ist von uns bisher völlig beiseite gelassen worden. Der Grund liegt einmal darin, daß die tocharische Etymologie ein besonders schwieriges Problem ist, vor allem wegen des Zusammenfalls der vier Artikulationsarten (Tenuis, Tenuis aspirata, Media, Media aspirata) des Indogermanischen in der Tenuis allein; sodann deswegen, weil der Kenner des Tocharischen meist nicht genügend im Wortschatz jener verschiedenen nichtindogermanischen Sprachen zu Haus ist, die möglicherweise das gesuchte Substrat liefern.

Drei Bedeutungsfelder gibt es, deren einzelne Wörter in allen indogermanischen Sprachen in weitem Umfang das etymologische Erbgut bewahrt haben: Die einfachen Zahlwörter bis „zehn", die Verwandtschaftsbezeichnungen wie „Vater", „Mutter" usw. und die Benennungen von Körperteilen. Die Wörter der zwei erstgenannten Felder sind nun auch in beiden tocharischen Dialekten rein indogermanisch. Anders verhält es sich bei den Benennungen der Körperteile. Hier finden sich neben ersichtlich altererbten Bezeichnungen von rein indogermanischer Etymologie einige Wörter, die ich nicht aus dem bekannten indogermanischen

Sprachgut herzuleiten weiß. Gerade hier wäre vielleicht das gesuchte nichtindogermanische Substrat am ehesten zu fassen. So sei die folgende Liste den Kennern der verschiedenen nichtindogermanischen Sprachen, die überhaupt in Frage kommen, zur Überprüfung unterbreitet, vor allem den Kennern der finnisch-ugrischen, der kaukasischen und der dravidischen Sprachen[1]).

Körper: A *kapśañi*; B *kektseñe*.

Äußere Haut (skt. *śavis*): A *yats*; B *yetse*.

Innere Haut (skt. *tvac*): B *ewe*.

Pore: A *klyokäśśäñ* (N. Pl.); B. *klokaśce* (N. Sg.), Pl. Obl. *klokastäṃ*.

Körperhaar: AB *yok*, auch „Farbe"[2]).

Knochen: A *äy*, Pl. *äyäntu*; B *āy*, Pl. *āsta* (= ὀστέον).

Gelenk: B *meske*: Würde rein lautlich genau ab. *mozgŭ* „Mark" usw. entsprechen; doch läßt sich ein Bedeutungszusammenhang nur sehr gezwungen konstruieren.

Fett: B *ṣmare*: Ahd. *smero* usw. (W). — Nicht ganz sicher in der Bedeutung ist einmal bezeugtes B *sprā-ne* „in Fett"(?).

Fleisch: B *misa* pl. tant.: Got. *mimz* usw. (W). — Dafür A *śwāl* eigtl. „zu Essendes".

Muskeln: A *puskāñ*; B *passoṃ* (Obl. Pl.). Ganz unsicher ist der Vergleich von *pusk-* mitgr. φύσκα „Blase, Schwiele" (W).

Sehne: B *ṣñor*, Pl. *ṣñaura*: Lat. *nervus* usw.

Mark: B *mrestiwe*.

Adern: A *marmañ*; B *marmanma*: Sehr unsicher die Annahme einer Entlehnung aus skt. *marman* „Glied, ungeschützte Stelle des Körpers" (SSS. p. 53 Anm. 3).

Blut: A *ysār*; B *yasar* : Heth. *e-eš-har*, gr. ἔαρ „Blut" (Pedersen, Toch. 233).

Kopf: A *lap*: Gr. λόφος „Aufsatz, Helmbusch, Hügel" (W); *śpāl*, meist nur in der Verbindung *mrāc-śpālyo* (s. o. S. 198); gr. κεφαλή; B *āśce*, Obl. *āśc*, Pl. Obl. *āstäṃ*.

Haupthaar: A *śāku*: Kymr. *hwynynau* (Pl.) „long slip, hair" (W); B. *matsi*.

Scheitel: A *mrāc*, besonders in der Verbindung *mrāc-śpālyo* (s. unter „Kopf"); in B bedeutet *mrāc* „Gipfel": Ai. *mūrdhan* (Schrader-Nehring, Reall. I 634); „Scheitel" wird in B durch *tarne* wiedergegeben.

Stirn: B *ānte* „Stirn, Front"; in A bedeutet *ānt* nur allgemein „Fläche": Vgl. an. *enni* < vorgerm. **antio-*, air. *étan* „Stirn".

Gesicht: A *akmal* (s. o. S. 197); B *särwāna* Pl.

Kinnbacken: A *śanweṃ* Du.: Gr. γένυς (W); B *w(i)cuko* (N. Sg.).

Ohr: A *klots*; B *klautso*: Ai. *śrotra* „Ohr" usw. (W).

Auge: A *ak*; B *ek*: Lat. *oculus* usw. (W).

Brauen: A *pärwāṃ* Du.; B *pärwāne* Du.: Ai. *bhrū* usw. (W).

Wimpern: A *pätkru*.

Nase: A *malañ* Pl.; B *meli* Pl.

[1]) Im folgenden bezieht sich der Vermerk (W) auf van Windekens, Lexique étymologique des Dialectes Tokhariens (1941).

[2]) K. Bouda macht mich in einem Brief vom 6. 3. 1948 darauf aufmerksam, daß sowohl finn. *karva* wie tscherkess. *ŝe* die gleiche Doppelbedeutung aufweisen.



Lippen: A *lymeṃ*; B *lymine* Du.: Lat. *labium* usw.? (W).

Mund: A *ko*; B *koyṃ*: Zu B *kakāyau* „geöffnet“?

Zahn: A *kam*; B *keme*: Ai. *jambha* „Zahn“ usw. (W).

Fangzahn, Eckzahn (?): A *āṅkari* Pl.: Lat. *uncus* „Haken“ usw. (W).

Zunge: A *käntu*; B *kantwo*: Mit Metathese zu altlat. *dingua* usw.? (Benveniste, Hirt-Festschr. II 235 Anm. 1).

Schlund: A *ṣuṅk*; B *ṣaṅkw*: Als „Gesenke“ zu got. *sigqan* usw.?

Kehle: B *kor*: Lit. *gerklė̃*, arm. *kokord* „Kehle“ zu ai. *girati* „verschlingt“.

Hals: A *kñuk*: Mhd. *knock* „Nacken“.

Schulter: A *es*; B *āntse*: Lat. *umerus* usw. (W).

Arm: A *poke*; B *pokai* Obl.: Ai. *bāhu* usw. (W).

Armspann: B *raso*: Wohl zu AB *räs-* „recken“. (W).

Hand: A *tsar*; B *ṣar*: Zu heth. *ki-eš-šar* (= *kessar*) „Hand“ (Pedersen, Tochar. 74).

Handfläche: A *āle*; B *alyiye*. Kaum zu gr. *ὠλένη* „Unterarm“.

Faust: B *maśce*.

Finger: A *prär*; B *prāri*.

Nagel: B *mekwa*: Mit Fernassimilation aus idg. **noghu̯o-*, lat. *unguis* usw. oder **noqhu̯o-*, ai. *nakha*?

Rücken: B *sark*. Dazu adv. A *ṣkāra*; B *aṣkāro* „zurück“ (SSS. p. 278).

Brust: A *pratsak*; B *pratsako*.

Brüste: A *päśśäṃ*; B *päśne*, *päścane*: Aw. *fštāna-* „Brustwarze“ (Pedersen, Tochar. 74).

Bauch: A *käts*; B *kätso*: Ai. *gāha* „Tiefe, das Innere“, idg. Wz. *g*ᵘ*ādh-* „untersinken“?

Nabel: B *kele*: Gr. *πόλος* (vgl. v. Windekens, Le Muséon LXII 1949, 301).

Oberschenkel: B *märkwac*.

Knie: A *kanwe*; B *keni* Du.: Lat. *genu* usw. (W).

Unterschenkel: B *ckāckai* Obl.

Fesseln der Füße (?): B *tskertkane* Du.

Fuß: A *pe*; B *paye* (Du. *paine*; Adj. pl. *wi-pewaṃ* „Zweifüßler“ usw.).

Fußsohle: A *śalpeṃ* Du.: Zusammensetzung mit *-pe* „Fuß“? (SSS. p. 249).

Große Zehe oder Daumen: B *mokoc*, nur in der Verbindung *pai(yye)ññe mokoc* „große Zehe“.

Fersen: A *kukäṃ*; B *kukene* Du.: Zu nhd. *Hacke(n)*, an. *hókill* „Kniegelenk am Hinterbein“?

Herz: A *āriñc*; B *arañce*.

Galle: B *pit*, entlehnt aus skt. *pitta*.

Göttingen. Wolfg. Krause.



Got. *fraujinassus*, ae. *fréot*, aks. *svobodĭ*.

Got. *-assus* soll mit Verben auf got. *-atjan*, ahd. *-azzen* in Zusammenhang stehen[1]). Man nimmt demnach einen deverbativen Ursprung dieser *d-tu*-Bildung an; als Beweis sieht man an got. *ibnassus* „Gleichheit, Billigkeit“, ae. *efness*, *emnes*, id., as. *ebnissi*, ae. *emnettan* „gleich machen, gleich sein, nachahmen; vergleichen“, (: *emnet* „Ebene“). Die Ausbreitung soll im Anschluß an Verba wie got. **ibnon*, an. *jafna*, ahd. *ebanōn* „gleich machen, in Ordnung bringen“, vor sich gegangen sein: *ibnassus*, **ibnon*, *fraujinassus fraujinon*.

Im Keltischen kommt das Suffix *-assus* ebenfalls vor. Hier ist es rein denominal. Können die germanischen Bildungen ebenso erklärt werden?

Neben ae. *emnettan* steht *emnet* „Ebene“, gerade so wie gr. *χειμάζω* neben *χειμάδιος* (: *n*-Stamm *χεῖμα, χειμών*). An ein neutrales Adjektiv *emnet* (got. **ibnati*) läßt sich das Verb *emnettan* wie auch das Nomen *ibnassus*, *emnes* anschließen. Daß es sich ursprünglich um eine *-assus*-Bildung, und nicht um *-(i)nassus* handelt, wird durch got. *ufarassus* belegt.

Im Gotischen findet sich *-assus* bei Wörtern, die mit dem Aufbau der Gesellschaft verknüpft sind: *þiudinassus* „Reich“, *fraujinassus* „Herrschaft“, *skalkinassus* „Knechtschaft, Dienst(barkeit), Gottesdienst, Götzendienst“, *drauhtinassus* „Feldzug“, *blotinassus* „Verehrung“. *gudjinassus* „Priestertum“, *lekinassus* „Heilung“, *kalkinassus* „Hurerei“, *horinassus* id. Sucht man nach einem Vorbild für diese Gruppe, so bietet sich *fraujinassus* an, das von *frauja*, *fraujins* abgeleitet ist. *þiudinassus* ist analog gebildet, wie aus dem Unterschied *þiudinassus* zu *þiudans*, *þiudanon* hervorgeht. *drauhtinon* „Kriegsdienste tun“, *drauhtinassus* „Feldzug“ gehören zu *drauhti-* in *drauhtiwitoþ* „Feldzug“, ae. *dryht* „Heer, Schar, Gefolgsleute“ usw., und nicht zu ae. *dryhten* „Herr, König, Herrscher“ usw. An *fraujinassus* schließen sich an *gudjinassus*, *blotinassus*, *lekinassus* und *skalkinassus*, *horinassus*, *kalkinassus*. Die Grundlage für *fraujinassus* ist ein Adjektiv **fraujinat-* „Herrscher seiend, Hausherr seiend“ (got. *heiwafrauja* „Hausherr“), das der Bildung nach sich mit ae. *fréot* m. „Freiheit“ (neben *þéowet*, *þéowot* n. „Dienst, Knechtschaft“), die auf Adjektiva auf germ. *-at(ja)-* zurückgehen,

---

[1]) Kluge, NSt.[2] § 137; Brugmann, Grdr.[2] II 1, 445; Schulze, Kl. Sch. 572, 362; Lohmann, Genus 73. Eine sichere Wortgleichung für gr. *-άζω* = got. *-atja* fehlt nach Schwyzer, Mélanges Linguistiques, M. H. Pedersen, 63 ff., bes. 73.

vergleichen läßt. Eine *d*-Bildung mit der Grundbedeutung „frei" findet sich auch im Slavischen: *svobodĭ* (< idg. *-od-,* oder *-ad-*, oder *-əd-*) „frei, freier Mann", *svoboda* „Freiheit, freier Mann, Dorf von Freien", abg. *svoboda* „homo liber", čech. „Freigelassener, freier, tapferer Mensch", russ. *slobodá*„ Dorf von freien Bauern, Vorstadt, Ansiedlung freier Leute"[1]). Der Bedeutung nach läßt sich weiterhin hierherstellen die *d*-Bildung slav. *gramada*, *gromada* „Haufe, Versammlung, Dorfgemeinde" : ai. *grāma-* „Haufen, Schar, Dorf, Gemeinde" (: got. *þiudinassus* : *þiuda*).

Got. *fraujinassus* ist gerade so gebildet wie ir. *flaithemnas* : *flaithem,* Gen. *flaithemon* „Fürst". Ky. *teyrnas* „Reich" : *teyrn* „Herrscher", ir. *tigern(a)e* „dominus" zu **tegos* „Haus" zeigt dagegen *n*-Ableitung. Die Folge *-n-d-* ist gut bezeugt[2]).

Got. *fraujinassus* geht zurück auf ein **fraujinat-* „Herr seiend, Herrscher seiend, der oder das Herrschende", an das ein *tu* angetreten ist. *Tu*-Bildungen bei Wörtern mit der Bedeutung der oben angeführten gotischen Wörter *fraujinassus, þiudinassus* usw. sind nicht selten. Neben ae. *fréot* mit idg. *-d-* zu ae. *fréo*, *frí,* got. *freis* „frei", aisl. *frí* „Geliebter, Gatte", ai. *priyá-* „lieb" steht die erweiterte *tu*-Bildung ai. *priyatvá-* n. "das Liebsein, Liebhaben", got. *fri(j)aþwa* f. „Liebe"; germ. *friþu-* „Friede" ist eine *tu*-Bildung von derselben Wurzel. Neben der *d*-Bildung ae. *þéowet* „Dienst, Knechtschaft" findet sich die erweiterte *tu*-Ableitung got. *þiwadw* n. „Dienstbarkeit". Bildungen wie *þiwadw* n. sind ai. *patitvá-* n. „Gattenschaft" neben *patitvaná-* „Ehe", *janitvá-* „Ehestand", *janitvaná-* id., *bhratr̥tvá-* „Bruderschaft", *svasr̥tvá-* „Schwesterschaft", *śatrutvá-* „Feindschaft" (vgl. got. *fijaþwa* f., id.) *vr̥ṣatvá-* „Mannheit", *vr̥ṣatvaná-* id., usw.[3]). Diese Wörter gehören hauptsächlich zum Bereich der Familie, der Verwandtschaft, des Hauses. Der Bedeutung nach läßt sich griech. *φῖτυ* n. *φίτυμα* n. „Sproß, Nachkomme" und weiterhin ai. *vástu* „Sitz, Ort, Gegenstand", *vāstu* „Stätte, Hofstätte, Haus", gr. *ἄστυ* „Stadt" dazu gesellen. Auch manche der altkirchenslavischen Wörter auf *-tvo* gehören in diesen Bedeutungsbezirk: *vladyčĭstvo*[4]) „Herrschertum, Herrschaft" : *vla-*

---

[1]) Lohmann, Genus 75; Fraenkel, ZfslPhil. XX 51ff. Slavisch *gospodĭ* „*δεσπότης*" hat sein *d* nach *svobodĭ* erhalten.

[2]) Specht, Dekl. 369f.; Lohmann, Genus 72ff.; Fraenkel 55ff. Wahrscheinlich geht ai. *samád-* f. „Streit, Kampf", gr. *ὅμαδος* „Gewühl, Menschenmenge" neben ai. *samanā́*, got. *samana* „zusammen" auf eine *n-d*-Bildung zurück.

[3]) Macdonell, Vedic Grammar 138f.; Lindner 133f.

[4]) *-ĭs-* in *-ĭstvo* ist nicht erklärt. Ist es idg. *-id-*?

dyka „Herrscher“ (got. *þiudinassus, fraujinassus*, ky. *teyrnas* „dominium“, *kyweithas* „societas“); aks. *cěsarjĭstvo* „Königtum, Königreich“ — *božĭstvo* „Gottheit, Göttlichkeit“ : *bogŭ* „Gott“ (ahd. *gotnissa* „deitas“; ai. *devatvá-* „Göttlichkeit“); *mąžĭstvo* „Mannheit, Mannhaftigkeit“ (ai. *vṛṣatvá-* „Mannheit“), *člověčĭstvo* „Menschheit, Menschlichkeit“, *dětĭstvo* „Kindheit“, *otĭčĭstvo* „Vaterland, Vaterschaft“ (ai. *patitvá-* „Gattenschaft“), *ženĭstvo* „Weiblichkeit“, usw. Auch im Keltischen lassen sich manche Bedeutungen mit denen der bereits namhaft gemachten Wörter vergleichen: ir. *adaltras* „adulterium“ : got. *horinassus, kalkinassus* (gegenüber ir. *genas* „Keuschheit“, *lánamnas* „conjugium“), ir. *airechas* „principatus“, got. *þiudinassus*, usw. : weiterhin ir. *testas* „testimonium“, ae. *gewitnes* „Zeugnis, Zeuge“, ahd. *gawiznessi*.

Diese Zusammenhänge deuten den Weg an, auf dem eine *tu*-Bildung an die *d*-Bildung des einen oder anderen der gotischen Wörter, die sich auf den Aufbau der Gesellschaft beziehen, angetreten ist. Zuerst bezogen sich diese Wörter auf *tu* (oder erweitertes *tu*) auf die Familie und ihre Belange; mit der Erweiterung der gesellschaftlichen Gruppe dehnt sich der Bedeutungsbezirk aus. Im Westgermanischen sind die Bildungen so zahlreich geworden, daß sich die Verzweigung im einzelnen nicht darstellen läßt. Auf ein wichtiges Muster hat W. Schulze hingewiesen: got. *ibnassus* gab Anlaß zur Entstehung eines wgm. *galīhnissi*. Daß danach alle anderen wgm. Neuschöpfungen auf *-nissi* (*-nussi*) gebildet wurden, ist nicht glaubhaft. Andd. *forlegarnissi* „Ehebruch“ paßt gut zu got. *horinassus, kalkinassus*. Ae. *gewitness* „Zeugnis, Zeuge“, ahd. *gawiznessi* ist ein Rechtsausdruck, der in den Kreis der got. Wörter wie *þiudinassus* usw. sich gut einfügt. Eine *d*-Bildung dieser Art liegt vor in ahd. *mâlizzi* „Klage“. *gewitness, gawiznessi* kann von dem *n*-Stamm ae. *gewita*, ahd. *gewizzo* abgeleitet sein. Ahd. *drînissa* f. „trinitas“ mag in Anlehnung an *gotnissa* „deitas“ aufgekommen sein; aber ahd. *einnissi*, n. *einissa, einissî*, f. „unitas“ neben ae. *ǽnett, ánett* „Einsamkeit“ ist wahrscheinlich eine alte Bildung. Auch im Irischen ist eine *d*-Bildung (mit *-tūt-* erweitert) belegt: *oendatu* „Einheit“ : *oende* „einzig“ (vgl. *ildatu* „pluralitas“ und weiterhin gr. *δεκάς*).

Bryn Mawr College. Fritz Mezger.

On an Inscription of Nimes.

Extensive works carried out in the middle of the eighteenth century at the Fontaine de Nimes, the centre of the cult of the Mother Goddesses of Nimes, led to the discovery of what is perhaps the best known Keltic inscription (no. 67 in my forthcoming Dialects of Ancient Gaul; Dottin 19) with its explicit dedication *ματρεβο ναμαυσικαβο* and its familiar formula *δεδε ... βρατουδε*. This was unearthed in 1742. The architect Dardailhon (the name, which is that of a prominent family at Nimes, is variously spelled, see the Inventaire sommaire des archives communales de Nimes antérieures à 1790, sér. OO 92—93, 108, 113, 130, 154), who was in charge of the public works at the Fontaine, made copies of this and other documents discovered between 1739 and 1742 (cf. Histoire de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres XIV [1743] 106—07), which afterwards were incorporated into the notes of Séguier (1703—1784) ms. 13802 of the Bibliothèque Séguier at Nimes. Dardailhon was a thoroughly trustworthy person, incapable of forgery, even if in 1742 anyone had possessed the knowledge requisite to fabricate a passable Keltic inscription.

The Keltic inscriptions of Nimes (DAG. 67—74, notes XIII—XIV) are all written in the Greek alphabet, more or less uniform in style, and most of them show the formula *δεδε* (*βρατουδε*) *καντενα*. They are not, for the most part, well preserved, but plausible restorations of damaged letters are not difficult. Moreover characteristic letter-forms, in particular of *α* (A) and of *ο* (O) have occasionally led to confusion, especially in the defaced stones, in the reading of certain letters, and also led to the early attempts to interpret some of the texts as Greek.

A mere fragment of a Keltic inscription of Nimes, afterwards recut to carry a Latin inscription is given in CIL. XII 3044. The word *κ*]*αντεν*[*α* shows its original character. Originally two sides of the abacus doubtless carried a complete Keltic text, as in two other inscriptions from Nimes (my 68, 70; Dottin 20, 23). The fragment CIL. XII 3044 was overlooked by Dottin, and the Latin inscription is but doubtfully restored in CIL. l. c., implying as it does a dedication to Apollo instead of some Keltic divinity.

The Greek inscriptions of Nimes (IG. XIV 2495—2513) appear to contain nothing that can be claimed as Keltic. But there is an inscription from Nimes, discovered in 1742 at the same

time as the famous *μάτρεβο* text, which has all but dropped out of sight. It is said to be lost, it has been considered a forgery, Kaibel omitted it entirely from IG. XIV (likewise it does not appear in Dottin), and those who have accepted it at all have interpreted it as Greek, notwithstanding the certain Keltic names that it contains. Reported only by Dardailhon (Séguier ms. 13802. 1. 10), it is conventionally transcribed (DAG. 74) as

μεϑϑιλλος κασσιμοτουλου σεγομανικος κεκονιακε.

In this *κεκονιακε* (AcS II 1447. 32) is rendered "tesselauit", presumably on the ground that the inscription was associated by its discoverer with a mosaic. But *κονιάω* means "to plaster" not "to pave"; and though Međđillos is well known, *Κασσιμοτουλου* (interpreted naturally as genitive if the inscription is Greek) is not, nor *Σεγομανικος*, and the whole would be unique among the Greek inscriptions of Nimes—if genuine, and if Greek.

That it is genuine is, I think, not to be doubted. Dardailhon vouched for its authenticity, and the reported circumstances of its discovery are not such as to arouse suspicion. But is it Greek? Or is it a garbled Keltic inscription, of uncertain legibility, that has been given a Greek dress, a fate that often attends early discoveries of inscriptions in little known or unknown dialects—to be forced into the form of something more intelligible? In this case, the Greek alphabet inevitably led, two centuries ago, to the supposition that the language also must be Greek. Accordingly I am tempted to a violent restoration of the text as Gaulish. Whoever will take a glance at facsimile copies of some of the Gaulish inscriptions in Greek alphabet, given by Dottin as if hardly a point were in doubt, will realize at once how far Dottin's confident Greek type is from reproducing faithfully the exact state of the original. I suspect that *κạντẹνα* lies concealed in *κονιακε*, and *δεδε* may lurk elsewhere; *σεγομọνι* is a good Keltic dative singular of a divine name. In other texts we commonly find that the person who makes the dedication bears two names, as if here *μεϑϑιλλος κασσιμοτουλος* (a compound of *κασσι-* and *μοτουλο-* from the *u*-stem *Motu-*, cf. *Motuacus*, *Motuidiacus*).

This essay in the reconstruction of a lost text is bold out of proportion to its brevity, like Haupt's Constantiopolitanus for the monosyllable *o*. Its real purpose is to call attention to a document manifestly worth knowing, and worth further study.

Harvard University. Joshua Whatmough.

Der Lachs in Indien.

Schon vor mehreren Jahren teilte mir einmal Dr. K. Hoffmann (München) seine Vermutung mit, daß ai. *lākṣā* „Lack" (AV. 5,5,7[1]); Pāṇ. 4,2,1; Manu 10,89; 92; Jājñ. 3.37; Epos[2])) zu dem in den germ. und balt.-slaw. Sprachen belegten Wort für den Lachs (ahd. *lahs*, ags. *leax*, an. *lax*; russ. *lososь*, lit. *lāšis*, lett. *lasis*, apr. *lasasso*) gehört, das auch pseudo-tochar.[3]) als *laks* „Fisch" vorkommt. *lākṣā* wäre das Fem. eines Adj. **lākṣa* „lachsig, rot": der Lachs hat bekanntlich rötliches Fleisch („Rotlachs", „Kupferlachs"), insbesondere zu bestimmten Jahreszeiten („Winterlachs", der für besonders wohlschmeckend gehalten wird). Die Vermutung schien mir, da sie das sonst unerklärbare[4]) *lākṣā* hinsichtlich des Benennungsgrundes wie der Wortbildung schönstens aufhellt, unmittel-

---

[1]) Die zahlreichen Erklärer und Übersetzer von AV. 5,5,7 fassen *lākṣā* hier als Name einer Schlingpflanze (vergl. insbes. H. Zimmer, Altind. Leben 67, Bloomfield, Hymns of the AV. 385,387). Das ließe sich mit der im Folgenden vorgetragenen Erklärung von *lākṣā* wohl vereinigen: die Pflanze wäre „die Rote". Der Wortlaut von AV. 5,5 scheint mir aber deutlich zu zeigen, daß es sich in Wirklichkeit um den Schellack (Lackharz) handelt: 5,5,5 „Aus dem glückbringenden *plakṣa* (-Baum) trittst du heraus (nís tiṣṭhasi). aus dem *aśvatta*, dem *khadira*, dem *dhava*, aus dem glückbringenden *nyagrodha*, aus dem *parṇa* ...". Auf der Ficus Religiosa (*aśvattha*), der Ficus Indica (*nyagrodha*), der Butea Frondosa (*parṇa*), aber auch auf den jungen Zweigen verschiedener anderer Sträucher und Bäume bildet sich gerne der Lackharz. 5,5,9 „Aus dem Blut des Pferdes (des *Yama*, vergl. Vers 8) zusammengelaufen (geronnen : *sáṃpatitā*) ist sie (die *lākṣā*) zu den Bäumen hingeströmt (*abhí siṣyade*)". 5,5,2d würde ich statt des sinnlosen *nyáñcanī* ein nun trefflich passendes *nyáñjani* „Anstrich, Schminke" vermuten. 5,5,7b *lómaśavakṣaṇe* „die du einen behaarten Bauch hast" bezieht sich wohl auf die Unterseite des abgelösten Harzes. Statt 5,5,9c *sarā* lies mit leichtester Besserung *śarā*: „Ein beflügelter Pfeil geworden seiend, komme zu uns ...". Das Fem. *śarā* zu erklären nach Verf., Untersuchungen 32ff., Zimmers und anderer „beflügelter Bach" würde mir an und für sich recht sein, ich vermag aber nicht ganz an ihn zu glauben, da es ein *sarā* „Bach" sonst nicht gibt.

[2]) Mbh. (ed. Poona 1929) 1,144,10 bezeichnet *lākṣā* das Material, aus dem das Haus gebaut wird, in dem die *Pāṇḍu*-Söhne verbrennen sollen. Der charakteristische Ausdruck hierfür ist im Epos sonst *jatu* „Harz, Schellack" (I,2,43; 144,11; 146,14; 150,2). Da I,144,10 im Zusammenhang nicht notwendig ist, eigentlich stört, insofern der Vers offenbar absurderweise ein Steinhaus voraussetzt, dessen Mörtel mit Lack vermischt ist, dürfte er aus junger Zeit stammen.

[3]) Vergl. W. B. Henning „Asia Major" New Series I Part II 158ff.

[4]) Die von Lokotsch und Kluge-Götze vertretene Erklärung halte ich — abgesehen von der fehlerhaften Formulierung — für unannehmbar. Man erwartet den Lack nach seiner augenfälligen Eigenschaft benannt zu finden, nicht nach seiner biologischen Entstehung, der man kaum Aufmerksamkeit geschenkt hat. Vgl. AV. 5. 5. 8 und 9!

bar einleuchtend. Ihre außerordentliche Wichtigkeit für die Bestimmung der vorgeschichtlichen Sitze der Arier — der Lachs begegnet nur in Flüssen, die in die nördlichen Meere münden[1]) — hat mich veranlaßt, sie weiterhin im Auge zu behalten. Da ich inzwischen noch einiges gefunden habe, was sie zu bestätigen geeignet ist und nach meinem Urteil die Wahrscheinlichkeit zur Evidenz erhebt, lege ich, was ich beizubringen weiß, hiermit der Prüfung vor.

**lākṣa* „rot" könnte eine früharische Vriddhi-Ableitung zu einem **lakṣ(a)-* „Lachs" sein, aber auch schon auf eine gemeinindogerm. Bildung zurückgehen, da die Anfänge dieser Ableitungsweise voreinzelsprachlich sind (W. Schulze, o. XL 404ff., insbes. 406 Anm. 2 = Kl. Schriften 63ff., insbes. 64 Anm. 7)[2]). **lākṣa* „rot" : *lākṣā* „Lack" = *rocaná* „leuchtend, gelb" : *rocanā* „(aus Rindergalle hergestellter) gelber Farbstoff" (Pāṇ. 4,2,1 neben *lākṣā* genannt), *nīla* „blau" : *nīlī* „Indigo" (vārt. 2 zu Pāṇ. 4,2,1).

Dürfen wir ein vorarisches **lak̑s(o)-* „Lachs" voraussetzen, so ergibt sich eine ansprechende Deutung von *lakṣa* n. „100000": es ist ein verhältnismäßig junger, neugebildeter Singular zu einem als neutr. Pl. empfundenen Kollektiv *lakṣā* „*Lachsschaft" (vgl. lat. *locus* : *loca*, *μηρός* : *μῆρα*, russ. *chleb* : *chlebá*)[3]): Lachse pflegen zur Laichzeit in außerordentlich großen Scharen, die zu Stauungen führen können, die Flüsse hinaufzuziehen. So kam *lakṣa* n.[4]) zu-

---

[1]) O. Schrader, Reallexikon 494. — Eine Entsprechung zu russ. *lososь* usw. „fehlt in den südslawischen Sprachen, da der Lachs weder in den Flüssen, die ins Mittelländische, noch in denen, die ins Schwarze Meer münden, vorkommt": Berneker, Slaw. Etym. WB. 734.

[2]) Die auf Schleicher zurückgehende, von Joh. Schmidt, Urheimat 26, neu gefaßte und begründete Analyse der gotischen Zahlen des Typus *sibuntēhund* als *sibun-tēhund*, die auch von Bechtel, Hauptprobleme 175f., und W. Schulze l. c. gebilligt wird, ist, wie es scheint, von den Germanisten heutzutage zugunsten der Brugmannschen (*sibuntē-hund*) aufgegeben (vgl. z. B. Braune-Helm, Gotische Grammatik[11] § 143). Ich möchte sie doch noch einmal empfehlen, indem ich das hilfsweise rekonstruierte ai. **saptadāśata* durch wirklich belegte Formen des gleichen Typus zugleich ersetze und stütze: *adhyardhasāhasra*, *dvisāhasra* (Pāṇ. 5,1,29) *adhyardhaśāta-māna, dviśāta-māna* (vārt. 1 zu 5,1,29), *bahusāhasra* (Epos).

[3]) Vergl. hierzu Joh. Schmidt, Pluralbildungen 12ff. Man bedenke auch: *κύκλος* : *cakrá*, *cakrám*.

[4]) *lakṣa* als m. z. B. *Yājñ.* 3,102 *trayo lakṣās tu vijñeyāḥ śmaśrukeśāḥ śarīriṇām* (neben 3,101 *ekonatriṃśal lakṣāṇi*) erklärt sich aus der Neigung zu adj. Behandlung der kollektiven Zahlsubstantiva: Wackernagel, Ai. Gr. III §172a, §191d*β*. Nur die Lexikographen kennen ein *lakṣā* f. Das ließe sich betrachten im Lichte von Joh. Schmidt o. c. 21ff. Bei der späten Bezeugung ist aber damit zu rechnen, daß *lakṣā* aus adj. Konstruktion mit fem. Nomen stammt.

nächst zu der Bedeutung „unübersehbare Menge“ und wurde dann auf eine bestimmte hohe Zahl festgelegt[1]). Vgl. z. B. *ayúta* „unbegrenzt“ > „10000“ (vedisch): Wackernagel, Ai. Gr. III § 192 g, § 167 e 3[2]).

Auch im RV. ist *lakṣá* einmal belegt (2, 12, 4). Es heißt hier aber weder „Menge“ noch auch „100000“, sondern „Spieleinsatz“, wie der Zusammenhang zeigt und pali *lakkha* (Jāt. 545, Vers 89) „Einsatz“ völlig sicher macht: Lüders, Philologica Indica 108, Anm. 1. Ganz unmöglich ist es gewiß nicht, *lakṣa* „Einsatz“ aus *lakṣa* „Menge, 100000“ abzuleiten. Man müßte eben annehmen, das Wort habe ursprünglich nur einen ganz besonders hohen Einsatz benannt. Ich meine aber, es ist viel ratsamer, auch hier von der Bedeutung „Lachsschaft“ auszugehen und vorauszusetzen, daß es sich um einen uralten Spielerausdruck handelt, der aus der gleichen Vorzeit stammt, wie der Name „Hund“ für den unglücklichsten Wurf beim Würfelspiel[3]). Auf welche Weise das Wort zu dieser Verwendung gekommen ist, läßt sich natürlich ebensowenig wie bei „Hund“ mit Sicherheit ausmachen. Immerhin liegt es nahe, sich vorzustellen, daß man den Lachs, wenn er in großen Heeren in den Strömen erschien, gemeinschaftlich in Reusen oder Netzen zu fangen pflegte und dann die Anteile

---

[1]) *Lákṣman* n., *lakṣaṇa* (spätvedisch) „Kennzeichen“, *lakṣayati* (kl) „kennzeichnen, markieren“ gehören nicht zu *lakṣa* „100000“, sondern zu *rakṣ* „schützen, beobachten“ mit dialektischem *l* für *r*. Kl. *lakṣa* n „Ziel“ ist falsche Schreibung für *lakṣya* „das zu Beobachtende, ins Auge zu Fassende“.

[2]) Das iranische *baēvarə/baēvan* „10000“, das ausweislich seiner heteroklitischen Flexion ein altes Wort sein muß und nicht auf iranischer Neubildung beruhen kann, ist bisher unerklärt. Ich stelle zur Diskussion, ob es nicht zum Stamme *bhī-* gehört, der der germ. Benennung der Biene zugrunde liegt, und eigentlich „Bienenschwarm“ hieß. Zur Bildung *baē-varə/-van* vgl. ai. *snā-van* : aw. *snā-varə*, ai. *par-van* : gr. *πεῖραρ*, ai. *dhan-van* (Bogen) : aw. *ϑan-warə* (vgl. Wackernagel o. c. III § 160 c) gr. *εἶδαρ* (<* *ἐδϝαρ*) : *εἴδατος*. Den Einwand, die Biene sei in gemeinindogerm. Zeit unbekannt gewesen, werde ich nicht gelten lassen. Daß **medhu* ursprünglich „Honig“ war, scheint mir die Übereinstimmung des balto-slawischen, pseudo-tocharischen und indischen Sprachgebrauches und die Leichtigkeit, mit der sich die Bedeutungen der verwandten griechischen, keltischen und germanischen Wörter daraus herleiten lassen, völlig sicherzustellen. Den erfundenen Ansatz „gepreßte Beerenmasse“ (z. B. Brandenstein, Die erste indogermanische Wanderung 62) empfinde ich als eine starke Zumutung, auf die man gewißlich nie verfallen wäre, wenn die Biene in den als idg. Heimatland vorausgesetzten Steppengebieten vorkäme. Auch das Alter von gr. *μέλι* usw. wird durch heth. *milit* „Honig“ einwandfrei verbürgt. — Zum vorausgesetzten Bedeutungswandel von *lakṣa* und *baēvarə* vgl. noch E. Fränkel, o. LIV 293.

[3]) Vgl. W. Schulze, o. XXVII 104 f. = Kl. Schriften 223 f.; Sittig, o. LII 206 ff.

an der Jagdbeute verloste. Von „Losanteil" zu „Spieleinsatz" führt kein weiter Weg. Möglicherweise ist das Auslosen geradezu in der Form des offenbar sehr beliebten Würfelspiels[1]) vor sich gegangen: die Gewinner bekamen den „Lachs", wer den „Hund" warf, was dem Hund gebührt: die Knochen, in diesem Falle: die Gräten, und den sonstigen Abfall.

Daß „Lachs" als Bezeichnug des „Einsatzes" in sehr alte gemeinindogermanische Zeit zurückgehen müßte, ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit daraus, daß der Ausdruck nur aufgekommen sein kann, als die Vorfahren der arischen Inder noch an Lachsflüssen saßen, was weder in Südeuropa noch in Asien der Fall war. Die übrigen idg. Sprachen, die das Wort erhalten haben, scheinen freilich keine Bestätigung dieses Sprachgebrauch es zu bieten[2]).

Diese schmerzliche, aber keineswegs erstaunliche Lücke in der Beweisführung läßt sich ausgleichen durch eine indische Gegebenheit, die — ins rechte Licht gerückt — es ganz deutlich werden läßt, daß *lakṣa* im Sinne von „Einsatz" ursprünglich in der Tat „Lachs" hieß. Ich meine den anderen rigvedischen Ausdruck für Spieleinsatz, der synonym mit *lakṣa* gebraucht wird, das Plurale tantum *víjaḥ* (RV. 1,92,10; 2,12,15). Die Bedeutung steht nach den Bemerkungen von Lüders, Phil. Indica 376 Anm. 1, auf die Geldner in der Übersetzung unglücklicherweise keine Rücksicht genommen hat, vollständig sicher[3]). Gar nicht überzeugt hat mich freilich von jeher Lüders' etymologische Erklärung des Wortes. Er geht aus von der Bedeutung, die Dhātupāṭha (ed. Böhtlingk) 3,12 *vijir pṛthagbhāve* „*vij* im Sinne von Gesondertsein" einer Wurzel *vij* gegeben wird. Demnach wäre ein *vij* f. eigentlich „Absonderung" und die *víjaḥ* „die (gesonderten) Teile des Einsatzes".

Es steht längst fest[4]), daß die Bedeutungen, die hinter den im panineischen Dhātupāṭha aufgeführten Wurzeln gegeben zu

---

[1]) Es versteht sich, daß wir diesen Ausdruck nur mit Vorbehalt benützen dürfen. Weder über den Hergang des Spieles noch die Form, das Material und die Handhabung der „Würfel" können wir irgend etwas aussagen.

[2]) Darf ich daran erinnern, daß im Nhd. „Lachs" provinziell für Geld gebraucht wird? Als Studenten haben wir „Bierlachs" gespielt, ein Kartenspiel, bei dem der Einsatz, also „der Lachs", eine Runde Bier war. Aber ich will auf die vage Möglichkeit eines Zusammenhangs mit ai. *lakṣa* „Einsatz" keinen Wert legen.

[3]) Vgl. auch Verf. ZDMG. XCV 97 Anm. 2.

[4]) Vgl. Liebich, Zur Einf. in die ind. Sprachwissenschaft II §62ff.; Ś. Ch. Chakravarti, Dhātupradīpa 1 Anm. 2; Liebich, Kṣīrataraṅgiṇi 244ff.

werden pflegen, erst nach Patañjali (2. Jh. v. Chr.) hinzugefügt sind. Gewiß hat Lüders recht, wenn er meint, daß wir schon wegen Pāṇ. 7,4,75 keinen Grund haben, an einer Wurzel *vij* zu zweifeln, die einen Präsensstamm *vevij-* bildet. Allen Grund zur Skepsis jedoch haben wir gegenüber einem Bedeutungsansatz, der lediglich durch eine jener hinzugefügten Angaben zum Dhātupāṭha garantiert ist. Dem Gelehrten, dem wir den Zusatz verdanken, war ein Präs.-Stamm *vevij-* aus der Literatur nicht bekannt[1]). So tat er, was indische Etymologen in solchen Fällen zu tun pflegen: er sah sich nach einer ähnlich lautenden Wurzel um, die Dhātupāṭha 7,5 *vicir* gegeben ist und zu der er mit Fug *pṛthagbhāve* als Bedeutungsbestimmung notieren konnte[2]). Denn es gilt die Präsumption, daß ähnliche Lautfolgen von ähnlichem Sinne konkomitiert (*anvita*) sind[3]). Das meint schon Yāska und lehrt deshalb Nirukta 2,1 : „... auf Grund der Gleichheit einer Silbe oder eines Lautes soll man [ein unbekanntes Wort mit Hilfe eines bekannten] erklären, nicht aber soll man auf eine Erklärung verzichten.“ Vielleicht hat der Erweiterer des Dhātupāṭha auch weitergedacht. Ich halte es wohl für möglich, daß er das von Pāṇ. unter den Verben der 3. Kl. aufgeführte *vij*, das ihm aus dem klassischen Skr. nicht bekannt war, zusammengestellt hat mit der Form *vivekṣi*, die RV. 7,3,4d *yávaṃ ná dasma juhvà vivekṣi* „wie man Gerste [worfelt], trennst du, Wundertätiger (Agni), mit deiner Zunge [Eßbares und Nichteßbares]“ vorkommt und natürlich zu *vicir pṛthagbhāve* zu ziehen wäre, das klassisch nur nach der 7. Kl. flektiert. Wenn ihm diese Form bekannt war, mußte die Versuchung, sie von *vij* abzuleiten für ihn groß sein: ein *vic* nachder 3. Kl. wird bei Pāṇ. nicht gelehrt, und über das Fehlen des Pāṇ. 7,4,72 gegelehrten *guṇa* der Reduplikation von *vij* konnte er sich wohl hinwegsetzen, indem er sich den von Patañjali zu 1,4,9 und 3,1,85 aufgestellten Grundsatz zunutze machte, daß alle Regeln Pāṇinis im Veda nur fakultative Gültigkeit haben[4]).

Wie immer nun der Hergang im einzelnen zu beurteilen sein mag, jedenfalls dürften nur allergewichtigste Gründe, die hier

---

[1]) *vévijānaḥ* RV. 4,26,5;7,99,2 war ihm entgangen, oder er wußte es nicht richtig zu verstehen.

[2]) Die Indentität mit *o-vijī* Dhātupaṭha 6,9;7,23, dessen Sinn er einigermaßen richtig als *bhayacalanayoḥ* gibt, hat er wohl deshalb nicht in Betracht gezogen, weil dem *vij* von 3,12 der *anubandha o* fehlte, es demnach streng genommen ein zu *vij* : *vigna* nicht stimmendes Part. Perf. bilden müßte.

[3]) Richtige Einwände z. B. bei Patañjali zu *ŚS* 5 värt. 15 (I 32 Z. 2ff.).

[4]) Paribhāṣā 35 bei Nāgojībhaṭṭa.

keineswegs vorliegen, uns veranlassen, der Bedeutungsangabe zu Dhātupaṭha 3,12 zu vertrauen und den Pān. 7,4,75 gelehrten Präs. Stamm *vevij-* von dem RV. 4,26,5 in der Tat belegten Part. Präs. *vévijāna-* zu trennen, das ganz bestimmt nicht zu einer Wurzel *vij* „gesondert sein, sondern" gehört, sondern zu *vij* „to move with a quick darting motion" (Monier-Williams). Da das Plurale tantum *vij* gar nichts anderes als ein Wurzelnomen sein kann, ist es im Grunde ganz selbstverständlich, daß es sich um diese im RV. häufig belegte Wurzel handelt. Lüders hat sichtlich dieser Folgerung nur deshalb zu entgehen versucht, weil er keine Möglichkeit sah, auf diesem Wege die Bedeutung „Einsatz" zu erklären, und ihm der Ansatz „Würfel" (H. Zimmer, Altindisches Leben 286) ganz mit Recht unmöglich erschien. Die „Schnellenden, Springenden" sind aber eben gar nicht die „Würfel", worauf man raten zu müssen glaubt, sondern die „Lachse", die sich bekanntlich durch Stromengen und über Hindernisse wie Wasserfälle in höchst auffälliger Weise mit erstaunlicher Kraft hinwegschnellen. Das heißt, daß *lakṣa* und *vij* nicht nur als Bezeichnung des Spieleinsatzes, sondern auch ihrem ursprünglichen, dem vedischen Dichter gar nicht mehr verständlichen Wortsinne nach Synonyma sind. Der Unterschied ist lediglich, daß *lakṣa* als Kollektiv die Gesamtheit, *vij* den einzelnen Fisch und einzelnen Einsatzteil bezeichnet hat, womit sich der Lüders auffallende Unterschied im Numerus erklärt.

Wir betrachten also *vij* nicht als fem. Wurzelabstraktum, sondern als Wurzel-Adj., das wahrscheinlich, worüber der RV. keine Auskunft gibt, als Maskulinum substantiviert wurde. Die Bildung als solche ist alt, wie etwa gr. *νιφ-α*, lat. *nix* (zu Wz. *sneigᵘh*) zeigen (Specht, o. LXII 242f.). Sie begegnet auch gerade in Tiernamen: gr. *λύγξ*, ahd. *luhs*, lit. *lušis* „Luchs", (zu Wz. *leuqᵘ*), gr. *μῦς*, lat. *mus*, asl. *myšь*, ai. *mūṣ-* „Maus" (zu Wz. *muṣ* „stehlen")[1]).

Spuren von zwei verschiedenen Benennungen des Lachses im arischen Indisch müssen zu weitreichenden Folgerungen führen.

[1]) Die Dehnung des wurzelhaften *u* im einsilbigen Stamm beurteile ich nach Specht, o. LIX 280ff. (vgl. auch o. LXII 242f.). Der von Specht als ursprünglich geforderte Stamm *muṣ-* „Maus" liegt auch im Ai. vor, wo er nach seiner Regel erwartet wird: *muṣká* „Hoden", *muṣṭí* „Faust", das zu verstehen ist als Kollektivbildung auf *-ti* (vgl. Verf., Untersuchungen 27f.) „Mäuseschaft". Damit hat man gewiß zunächst die beim Schließen der Faust hervorspringenden Fingerknöchel bezeichnet. Vgl. unser „Mäuschen" für „*cubitus*", lat. *musculus* „Mäuschen" und „Muskel".

Sind die Spuren echt, sind sie eindeutig? Ich denke, ja. Sie sind gewiß einigermaßen versteckt und jede für sich genommen nicht von unbedingter Beweiskraft. Mit vorsichtiger Sorgfalt gelesen und in gegenseitigen Zusammenhang gebracht, ergeben sie aber ein deutliches, überzeugend anschauliches Bild vom Salmo salar, dem Fisch mit rotem Fleisch (*lākṣā*), der in gewaltigen Schwärmen (*lakṣa* „100000") die Flüsse hinaufsteigt, indem er über Hindernisse hinwegschnellt (*vij*), und schließlich nach gemeinsamem Fang verlost wird (*lakṣa* „Einsatz").

Das Wort für den Lachs darf nicht als Neuprägung baltoslaw.-germ. Nachbarschaft (Kretschmer, Einl. 108, Gl. XXIV 55; Schrader, Sprachvergl. u. Urgesch. II 502) betrachtet, noch auch das Zeugnis des pseudo-tochar. *laks* „Fisch" dazu mißbraucht werden, ein indogermanisches **laḱs* mit der Bedeutung „Fisch" anzusetzen, wogegen sich schon Specht o. LXVI 55f., ohne über eine ganz schlagende Einrede zu verfügen, aber, wie sich nun herausstellt, mit richtigem Urteil gewehrt hat. Zusammen mit dem Buchen-Argument, in dessen Würdigung ich mich Specht o. LXVI55f. anschließe, weist die Tatsache einer gemein-indogerm. Bekanntschaft mit Salmo salar für den Ort der idg. Sprachgemeinschaft vor Abwanderung der Arier unzweideutig auf das Gebiet der Ostseeströme und der Elbe[1]), dessen Bewohner heute noch den Fisch mit dem alten Wort benennen. Nach Westen läßt es sich abgrenzen — ich beschränke mich auf rein linguistische Gründe —

---

[1]) Aus dem Fehlen des idg. Wortes für „Seesalz" im Ai. hat man kühnste Schlüsse gezogen (vgl. z. B. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte[3] II 220f., 246). Ich halte sie für nichtig, denn das alte **sal* lebt im Ai. in einer Ableitung weiter: *salilá* n. „Meerflut". **sal* : *salilá* „salzig" = **tṛ́d* f. „Bohrung" : *tṛdilá* „Bohrungen besitzend, durchlöchert", *ratha* : *rathirá* „Wagen besitzend". Die lautlich ebenso einwandfreie und, soviel ich sehe, nie in Frage gestellte Herleitung von *sṛ* „fließen, eilen" (nicht „wogen"!) unterliegt schwersten Bedenken: *salila* (VS. TBr. *sarira*) wird in vedischer Zeit ausschließlich vom Meer-, nicht vom Flußwasser gebraucht. „Fließend, eilend" wäre aber gerade eine passende Charakterisierung der Flüsse, nicht des Meeres. RV. 7,49,1 sagt von den „himmlischen Wassern": *salilásya mádhyāt punānā́ yanti* „sich läuternd kommen sie aus der Mitte der Meerflut", d. h. doch wohl: das Süßwasser des Regens kommt aus der Salzflut des Himmelsozeans, indem es durch ein Sieb strömt und sich dabei von dem Salz reinigt. Einzelne Stellen scheinen dafür zu sprechen, daß *salilá* als Adj. geradezu noch „salzig" bedeutete: RV. 10,109,1 ... *ákūpāraḥ salilṓ mātaríśvā* „der salzige (?), nirgend ein jenseitiges Ufer habende M.", TS. 4,4,12f ... *kṣatrám̐ salilávātam ugrám* „gewaltige, salzigen Wind besitzende (d. h. bis zu den Ufern des Ozeans reichende und daher vom Seewind berührte) Herrschaft", AV. 12,1,8 *yā́rṇavé 'dhi salilám ágra ā́sīt ... sā́ bhū́miḥ* „die Erde ...,

mit Hilfe der Tatsache, daß die Kelten einen ganz anderen Lachsnamen gebrauchen, dessen Ahnen man mit der Formel **esōks* zu bezeichnen pflegt: wenn ursprünglich z. B. auch der Rheinsalm die gleiche Benennung geführt hätte, ist es schwer einzusehen, warum die Kelten sie geändert haben sollten. Da aber die Lachse verschiedener Stromgebiete verschiedenen Rassen angehören, ist es wohl verständlich, daß der Lachs der Flüsse Westeuropas einen besonderen Namen erhielt.

Halle/Saale. P. Thieme.

Bemerkungen zur Aussprache des Bulgarischen.

Die Literatur über die Aussprache des Bulgarischen ist nicht gerade reichhaltig. Dabei war es die längste Zeit sehr schmerzlich, daß die Bulgaren selbst sehr wenig Zeit auf diese Frage wandten. Es versteht sich ja — Beobachtungen, die jemand an seiner Muttersprache anstellt, müssen durchaus nicht immer ebendeswegen die besten oder auch die zuverlässigsten sein — aber trotzdem ist eine Äußerung eines Muttersprachlers doch eben oft viel eher beruhigend als die eines fremden Gelehrten. Aber in den letzten 10 Jahren hat sich die Lage in der Phonetik des Bulgarischen geändert: die Bulgaren haben doch verschiedentlich das Wort ergriffen. Zuletzt Stojko Stojkov in seiner Abhandlung: *Български книжовенъ изговоръ. Опитно изследване.— София 1942.* 135 S. 4⁰ *(Сборникъ на Българската Академия на Наукитѣ и Изкуствата. Кн. 37,3)*, wo 5 Seiten Bibliographie geboten werden, allerdings mit sehr vielen Titeln, die mit dem Gegenstand nur einen ganz losen Zusammenhang aufweisen.

Stojkov macht der bisherigen Literatur ganz mit Recht den Vorwurf, daß sie nicht zwischen Lauten, Phonemen und Varianten zu unterscheiden verstehe. Wenn auch diese Einsicht erst durch

---

die im Anfang auf der Flut das Salzige war", d. h. die als Salzklumpen auf der Urflut (vgl. RV. 10,129,3b) schwamm. — Ist etwa gar *sarít* f. „Strom" aufzulösen als *sar-it* (vgl. *div-ít* „der vom Himmel kommende" = „Glanz", *dakṣiṇ-ít* „nach rechts gehend") „die zum Salz (= Meer : ἅλς) gehende"? — Höchst wahrscheinlich gehört auch *sáliga* (Hss. teilweise *sálīga*): MS. 1.7.1 (110.3), 5 (114.6); KS. 8.14 (98.12), 9.3 (106.16), Kap. S. 8.2.6 *saliláḥ sáligaḥ ságaraḥ* ... in unseren Zusammenhang. Ich weiß es aber nicht sicher zu analysieren. Bedeutung „salzgrau"? — Ob auch ἕλος „Sumpf", ai. *saras* n. „der See" in Beziehung steht zur idg. Benennung des Salzes? In Vispertherminen gibt es ein *sults* n. „Sülze, Sumpf, Schlamm": W. Schulze, Kl. Schriften 119.

die junge Wissenschaftslehre der Phonologie mit vollem Bewußtsein vorgetragen wird, die um Jahrzehnte jünger ist als z. B. die gewissenhaften Beobachtungen Brochs, Rozwadowskis oder Ekbloms, so ist das Fehlen dieser Einsicht in diesen Schriften natürlich eine gewisse Schwäche. Umgekehrt aber möchte man heute nach den bahnbrechenden Darlegungen Trubeckojs von jeder Darstellung einer Aussprache erwarten, daß sie nicht nur von Phonemen spreche, sondern ebenso von Varianten — nur soll sie bei jedem Laut ganz klar und deutlich die Rolle nennen, die er in der betreffenden Sprache spielt. Gerade darin besteht ja die neue Einsicht, die uns die Phonologie gebracht hat, und Trubeckoj hat das ganz scharf herausgestellt: Es ist notwendig, die Phoneme und ihre kombinatorischen, regionalen und individuellen Varianten aufzuzählen und zu beschreiben. Es kann ein Laut für eine Sprache außerordentlich charakteristisch sein — obwohl er „nur“ eine Variante eines selbständigen Phonems ist. So ist z. B. der stimmhafte Hinterzungenreibelaut [γ] für das Deutsche außerordentlich charakteristisch, obwohl er „nur“ eine Variante ist, und zwar in meiner Aussprache (Niederschlesien) eine regionale Variante des *r* z. B. *va : γən* — „waren“, im Norddeutschen vielfach kombinatorische Variante vor stimmhaften Lauten *væγdən* „werden“, ||*vaxtən* „warten“, *doxt* „dort“, und ebenfalls im Norddeutschen vielfach auch als regionale Variante des stimmhaften Hinterzungenverschlußlautes [*g*], z. B. *'va : γən* „Wagen“. Im Polnischen z. B. tritt dieser Laut als kombinatorische Variante des stimmlosen Hinterzungenreibelautes auf dem ganzen Sprachgebiet auf z. B. *'kleγda* „klechda“, *tyγzenbuf* „tych zębów“, im Weißruthenischen als regionale Variante des Phonems [*h*] z. B. *γará* „hara“ („*гapa*“) usw. Ebenso ist im Deutschen der Hinterzungenverschluß-Nasalkonsonant [ŋ] ein ganz charakteristischer Laut — obwohl er „nur“ eine kombinatorische Variante des Phonems [*n*] ist. Eine Aussprache *bank* anstatt *baŋk* „Bank“ ist absolut undeutsch, so daß man sie in der Aussprache eines Ausländers verbessert, ebenso *lange* anstatt *laŋə* „lange“ usw. — und ein Übergehen dieser Varianten in einer Aussprachelehre[1]) des Deutschen wäre ein schwerer Fehler.

Das hat leider Stojko Stojkov in seiner so verdienstvollen Arbeit über die Aussprache der bulgarischen Schriftsprache nicht

[1]) Ich schlage vor, diesen Ausdruck in Zukunft für die die Phonetik und die Phonologie umfassende Wissenschaft von der Aussprache zu gebrauchen.

genügend berücksichtigt. Ich sehe wohl ein, daß viele Varianten für einen „Experimentalphonetiker“ wenig Interesse bieten — aber die ganze „Experimentalphonetik“ hat ja doch nur den einen Zweck, der beschreibenden Aussprachelehre[1]) zu dienen, ebenso wie die keineswegs so veraltete „Ohrenphonetik“ und wie auch die Phonologie natürlich.

Das Messen darf nicht zum Selbstzweck werden, so daß darüber die Fragen in den Hintergrund treten. Man erfährt aber über manche quälende Fragen der bulgarischen Aussprache auch bei Stojkov nichts, wie man in den älteren Arbeiten nichts erfährt, — und darüber trösten einen die sorgfältigsten Messungen auch des Kieferwinkels bei *b p m*, u. a. nicht hinweg.

Eine solche Frage gibt es z. B. bei der Artikulation der „Zischlaute“ *š ž č ǯ*. Diese Frage ist von großer Wichtigkeit, weil bekanntlich in diesen für das Slavische so charakteristischen Lauten innerhalb der slavischen Sprachen große Unterschiede auftreten. Es handelt sich hier um ein Merkmal der bulgarischen Aussprache, das sie von anderen slavischen Sprachen scheidet. Auffallend ist, daß unsere Kenner in ihren Arbeiten über diese Laute recht verschieden urteilen, wie Stojkov das sehr schön auf S. 55 zusammengestellt hat. Der Grad der Palatalität, besonders bei *č*, wird doch recht ungleich beurteilt. Das liegt nun m. E. nicht, oder ganz bestimmt wenigstens nicht nur daran, daß die bisherigen Forscher zu ungenau beobachtet und gehört hätten [oder etwa, daß sie zu wenig mit dem Bulgarischen vertraut gewesen wären!]. Nein, die Diagnose hinsichtlich der Rolle, die ein Laut in der betreffenden Sprache spielt, war noch nicht so ausgebildet. Mir will es nach Beobachtungen, die ich an und mit bulgarischen Studenten der Universität München in den Jahren 1941—43 anstellen konnte, doch scheinen, als ob es zwischen einem dorsalen, „weichen“ Mittelzungen-Gaumen-Laut *č́* (wie im Poln. *ć* und im Serb. *ћ*) und dem „harten“, apikalen *č* (wie im Poln. *cz* und im Weißruth. *ч*) „schwankte“ (ob es dabei ganz die polnischen Extreme artikularisch erreicht, erscheint mir zweifelhaft). Ganz wesentlich aber dabei wäre, daß man den Charakter der „Schwankung“ eindeutig bestimmte —, und da will es mir scheinen, als seien *ć* (bzw. *č́*) und *č* im Bulgarischen individuelle Varianten etwa wie *r* und *ʀ* im Deutschen individuelle Varianten sind. Das aber wäre sehr wichtig für die Charakteristik des Bulgarischen, da ja bekanntlich *ć*/*č* in anderen slavischen Sprachen verschiedene Phoneme sind, so z. B. im Polnischen und Weiß-

ruthenischen oder Serbischen. Und diese Beurteilung scheint auch für die anderen „Zischlaute“ zu gelten. Ich hatte Studenten, die ganz eindeutig *će* (*че*), *žaba* (*жаба*) usw. aussprachen, gegenüber ebenso deutlichem *če, žaba* anderer Studenten. Ob hier regionale Varianten den Anstoß gegeben haben, daß die Literatursprache individuelle Varianten aufweist, wie das ja sonst so häufig vorkommt, oder welche Ursache sonst vorliegen mag, ich habe — nach dem allerdings nicht sehr umfangreichen Material, das mir zugänglich war —, den deutlichen Eindruck, daß es sich um individuelle Varianten handelt, denn weder die eine noch die andere Aussprache erweckte beim bulgarischen Hörer auch nur das geringste Befremden. Ich halte es dabei durchaus für möglich, daß ein in der Mitte zwischen *ć* und *č*, *ź* und *ž* usw. liegendes *č́*, *ž́* usw. dabei am meisten vertreten ist (dorsal gebildet aber mit größerem „Anblaseraum“ als das poln. *ć* oder gar das weißruth. *ć*), aber ich kann diese statististische Frage nicht beurteilen. Leider spricht auch Stojkov sich über diese Frage nicht ausführlich aus, und man gewinnt, trotz der Schwankungen der in den Palatogrammen (S. 53) aufgezeigten Verschlußstellen aus seiner Darstellung den Eindruck, daß die Artikulation des Phonems *č* in der bulgarischen Schriftsprache im großen und ganzen konstant sei — und gerade das scheint mir den Tatsachen nicht zu entsprechen.

Ein anderer wichtiger Fall ist die — soweit ich sehe — bisher überall völlig übersehene kombinatorische Variante *ǫ* (nasales *o*) von *-on-*, *ą* (nasales *a*) von *-an-*, *ę* (nasales *e*) von *-en-* usw. vor Reibelauten, — oder anders ausgedrückt, die bloße verschlußlose Nasalresonanz als kombinatorische Variante des dentalen Nasalkonsonanten *n* zwischen Vokal und Reibelaut. Die anderen Varianten des *n*, besonders die kombinatorisch vor Hinterzungenverschluß auftretende Hinterzungenvariante *ŋ* z. B. in *'baŋka* (*банка*), *słav'aŋka* (*славянка*) usw. wird überall mit mehr oder weniger Ausführlichkeit behandelt — sogar Stojkov, der ja prinzipiell nur von den Phonemen sprechen will, widmet ihr einigen Platz — aber die Nasalresonanz nirgends, obwohl sie außerordentlich für die Literatursprache charakteristisch ist. Ich habe das Wort *онзи* „dieser“ noch von keinem gebildeten Bulgaren anders aussprechen hören als eben *ǫzi*, niemals *onzi*, und diese Aussprache tritt bei meinen Gewährsleuten mit großer Konsequenz hinter jedem Vokal auf, sofern ein Reibelaut folgt (auch in Fremdworten); z. B. *sła'v'anin* (mit *an*) aber *sła'v'ąski* (mit *ą* vor *s*) und ebenso:

ą: *ąx'is* = *Анхизъ*, *ланшенъ*, *балансъ*, *бранжъ*.
ę: *słovęski* = *словенски*, *'męza* = *менза*, *cę'zura* = *цензура*, *bęxur* = *Бенъ Хуръ*.
į: *'f'įski* = *финзки*.
ǫ: *'ǫzi* = *онзи*, *'kǫski* = *конски*.
ų: *'xųski* = *хунски*.
ъ̨: *'vъ̨šen* = *вънщенъ*.

Tritt anstelle des Reibelautes ein Verschlußlaut, so tritt die Vorderzungen- oder Hinterzungen-Verschlußbildung sofort mit Deutlichkeit wieder in Erscheinung, z. B.

zwar: *sła'v'ąski*	aber *slav'av'ki* (N. Pl.) *славянка*;
zwar: *'ǫzi*	aber *onda* (dialektisch für *тогава*);
zwar: *cę'zura*	aber *centъr*;
zwar: *brąš*	aber *bandaš*;
zwar: *kǫski*	aber *koncert* usw.

Zu diesem Material gehört ohne Zweifel auch eine Beobachtung, die schon Broch[1]) und nach ihm auch Ekblom[2]) ganz richtig aufgezeichnet haben: in *октомври* wird ein „labiodentales“ *m* (*ɱ*) gesprochen: *oktoɱvri* ebenso in *един валъ*: *ediɱvał*. Nur ist der Laut, der hier vor *v* kombinatorisch entsteht, zwar mit labiodentalem Verschluß gebildet, aber wegen der Zahnzwischenräume eben kein „Verschlußlaut“, und so entsteht auch hier trotz des labiodentalen „Verschlusses“ kein *m*, sondern ein *ǫ*, bzw. ein *į*.

Der Fall ist interessant, weil er ein Analogon im Polnischen hat. Bekanntlich[3]) werden im Polnischen (Literatursprache) die Verbindungen von *n* mit vorangehendem Vokal und folgendem Reibelaut ganz ebenso behandelt, z. B.

ą: *kwadrąs* (*kwadrans*), *mezaliąs* (*mezaljans*);
ę: *sęs* (*sens*), *cęzus* (*cenzus*), *pęsja* (*pensja*);
į: *įstyɱkt* (*instynkt*), *vįšovac'* (*winszować*);
y̨: *ry̨štok* (*rynsztok*);
ǫ: *kǫsekfentny* (*konsekwentny*), *kǫsŭl* (*konsul*), *kǫflikt*;
ų: *mųštuk* (*munsztuk*), *kųštovny* (*kunsztowny*).

Sobald aber auf das *n* ein Verschlußlaut folgt, tritt die Variante ein, die die dentale, unter Umständen auch dieselbe Verschlußstelle aufweist, wie der folgende Konsonant, z. B.

---

[1]) Broch, C.: Slav. Phonetik S. 102.
[2]) Ekblom: Zur bulgarischen Aussprache S. 154.
[3]) Vgl. Benni: Fonetyka opisowa — in: Benni, Łoś, Nitsch, Rozwadowski. Ułaszyn: Gramatyka języka polskiego, S. 30ff. Krakau 1923.

an: *awantura, bandyta, fantazja* (kein *avą'tura* usw.);
en: *dentysta, element, tendencja*;
in: *interes, winda*;
yn: *syndykat*;
on: *horyzont, koncesja*;
un: *fundament*;
aŋ: *bank, ranga* usw. usw.

Diese Nasalisierung des Vokals vor den Reibelauten tritt dabei etwa keineswegs nur in Fremdwörtern auf, sondern ist auch dort, wo in polnischen Wörtern die gleichen Bedingungen dafür vorliegen, äußerst deutlich zu hören, z. B. *w ten sposób* = *f tę sposup, ten sam* = *tę sam* u. ä. Der Prozeß, der hier im Polnischen wie im Bulgarischen vorliegt, ist natürlich der gleiche. Die geringe Öffnung des Reibelautes teilt sich in regressiver Assimilation der *n*-Artikulation mit. Dadurch entsteht also anstatt des Vorderzungenverschlusses eine, wenn auch nur kleine Öffnung, d. h. Öffnung des Mundkanals bei gleichzeitiger Öffnung des Nasenkanals, wie sie bei *n* ja stets erforderlich ist, mit anderen Worten es entsteht die typische Stellung für die nasale Resonanz. Diese ergibt natürlich mit dem vorangehenden Vokal den Nasalvokal der entsprechenden oralen Färbung.

Die so entstandenen Nasalvokale sind natürlich, wenn sie auch sowohl für das Bulgarische als auch für das Polnische sehr charakteristisch sein mögen, — sogar in dem Maße, daß etwa der nach der Schrift aussprechende Ausländer vom Muttersprachler direkt verbessert wird, wenn er etwa anstatt *sęs* ausspricht *sens*, oder *'ǫzi* : *onzi*, — „nur" kombinatorische Varianten des Phonems *n* in Verbindung mit dem vorangehenden Vokal. Sie sind deswegen aber keineswegs weniger wichtig als andere Eigentümlichkeiten bei der Realisierung bestimmter Phoneme, z. B. etwa die mehr alveolare Artikulationsstelle von intervokalischem *n* im Bulgarischen, die sich von anderen slavischen Sprachen unterscheidet (z. B. vom Polnischen, vgl. die Palatogramme bei Stojkov, S. 309 Abb. 36 und Gaertner, Henryk: Gramatyka współczesnego języka polskiego; Lemberg 1938, S. 35 Abb. 28 und S. 44 Abb. 52) oder etwa die Hinterzungenvariante *ŋ* im poln. *baŋk* und bulgarischen *baŋka*, die bei Stojkov ausführlich dargestellt ist. Man hat diesen Nasalvokalen auch in den Darstellungen polnischer Phonetiker große Aufmerksamkeit gewidmet. Bis auf die etwas irreführenden Bemerkungen von Broch über einen „labiodentalen Verschlußlaut" *ɱ* in *октомври* und die Wiederholung bei Ek-

blom, der den Laut auch im Satzsandhi gehört hat (*edinval*), hat man dieser Erscheinung im Bulgarischen sonst noch keine Aufmerksamkeit geschenkt. Daß man im Polnischen in dieser Hinsicht empfindlicher reagiert hat, liegt offenbar daran, daß ja das Polnische zwei Nasalvokale als Phoneme besitzt: *ę* und *ǫ*, die historisch nach sehr komplizierter Entwicklung aus den urslavischen Nasalvokalen entstanden sind, so daß einem urslavischen *ę* heute abhängig von gewissen Bedingungen teils *'ę* teils *'ǫ*, einem urslavischen *ǫ* teils *ę* teils *ǫ* entspricht. Diese Nasalvokale sind in der heutigen Schriftsprache Phoneme, denn sie kommen in selbständiger Stellung in distinktiver Funktion vor z. B. im Auslaut *matkǫ* (Instr. Sg.) || *matko* (Vok. Sg.), (-*ę* im Auslaut allerdings nur auf der Kanzel, der Rednertribüne usw. in *rzekę, mogę* usw. sonst im Auslaut als -*e*). So etwas gibt es natürlich bei den sekundären Nasalen nicht. Auch diese primären Nasale treten in kombinatorischen Varianten auf, und zwar vor Verschlußlauten als *o* bzw. *e* + *N* (Nasalkonsonant) mit der Verschlußstelle des nachfolgenden Verschlußlautes, z. B. *domp* (*dąb* „Eiche"), *dembu* (*dębu* G. Sg. dasselbe), *užąt* (*urząd* „Amt"), *užendu* (*urzędu* dass. Gen. Sg.), *moṅka* (*mąka* „Mehl"), *meṅka* (*męka* „Qual") usw. — ferner als entnasalisiertes *o*, *e* vor nachfolgendem *ł*, *l* z. B. *vźoł* (*wziął* „er nahm"), *vźeli* (*wzięli* „sie nahmen") — und schließlich als Nasalvokale eben vor allen Reibelauten, z. B. *vǫvus* (*wąwóz* „Schlucht"), *vźǫfšy* (*wziąwszy*), *v́ǫzać* (*wiązać* „binden"), *vǫsy* (*wąsy* „Schnurrbart"), *vǫxać* (*wąchać* „riechen") — *kęs* (*kęs* „Stück"), *v́ęzy* (*więzy* „Fesseln"), *vęšyć* (*węszyć* „spüren"), *vęža* (*węża* „der Schlange" G. Sg.), *vęx* (*węch* „Geruch") usw. Dabei fallen also die Bedingungen, in denen diese Phoneme als Nasalvokale auftreten, mit denen zusammen, in welchen Vokale + *n* kombinatorisch zum Nasalvokal werden: nämlich vor Reibelauten. Trotzdem sind in der Schriftsprache[1]) diese Nasalvokale von den sekundären zu scheiden (aus *on* usw. + Reibelaut), denn sie unterscheiden sich einmal durch ihre Alternantenreihen, und zweitens sind die sekundären Nasalvokale kombinatorische Varianten der Phoneme *o* + *n*, *a* + *n* usw., während andererseits -*on*, -*en* kombinatorische Varianten der primären Nasale und selbständigen Phoneme *ǫ*, *ę* sind.

Im Bulgarischen sind also die Nasalvokale sekundär und zwar kombinatorische Varianten der Phoneme *o* + *n* usw. wie im Polni-

[1]) In den Dialekten ist das vielfach anders! Dabei kommt es regional mundartlich verschiedentlich zum Verschwimmen dieser Kategorien und schriftsprachlich zu interessanten Fehlbildungen wie *urządzić* || *urzandzać* (statt *urządzać* nach der Aussprache -*on*-).

schen. Für die Auswertung dieses Umstandes muß aber betont werden, daß hierin keine Möglichkeit zu suchen ist, die beiden Sprachen näher genetisch zusammenzustellen, wie man es trotz unverbindlicher Formulierung m. E. sehr unrichtig, z. B. hinsichtlich der Vertretung von ursl. *ě* durch *'a* versucht hat. Der Nasalisierungsprozeß in den Gruppen Vok. + *n* vor Reibelaut ist nämlich bestimmt nicht alt, sonst wären in derartigen Gruppen ja die Nasalvokale mit den primären zusammengefallen und hätten sich mit ihnen zusammen im Bulgarischen vor Reibelauten in ihrer Nasalität erhalten müssen, z. B. in *вѫси* (*'vъsi* [nicht etwa *'*vъ̨si*] „Schnurrbart“), *вѫхавъ* (*'vъxaf* [nicht etwa *'*vъ̨xaf*] „duftend“), *вѫже* (*vъ'že* [nicht **vъ̨'že*] „Seil, Tau“) — *везà* (*ve'za* [nicht etwa **vę'za*] „ich stricke“), *треска* (*'treska* [nicht etwa *'*tręska*] „Fieber“, zu *тресà*, „ich schüttele“) u. a. — im Gegensatz zu *ъ* + *n* + Reibelaut in *вънишенъ* (*'vъ̨šen*) = *vъnъ* und Suffix *šьnъ*.

Also die Nasalisierung vor Reibelauten kann im Bulgarischen erst eingesetzt haben, als die aus dem Urslavischen ererbten Nasalvokale schon entnasalisiert waren, und das kann erst in historischen Zeiten gewesen sein, als das Bulgarische sich längst von der gemeinsamen Unterlage der slavischen Sprachen weit entfernt hatte. Daran ändert natürlich auch der Umstand nichts, daß in einigen wenigen Gegenden Bulgariens sich die alten primären Nasalvokale in nasalen Reflexen bis heute erhalten haben! Gemeinsam ist dem Polnischen und dem Bulgarischen nur der Grund für die Erscheinung, die allen slavischen Sprachen eigene Neigung zur retrogressiven Assimilation. Sie hat in diesen beiden Sprachen zu den gleichen Ergebnissen geführt, ohne daß wir sie deshalb näher zusammenstellen könnten. Dieses Ergebnis einer gleichen Tendenz hätte aber natürlich nicht unbedingt das gleiche zu sein brauchen. Auch im Tschechischen herrscht bekanntlich die gleiche Tendenz zur retrogressiven Assimilation, und das Ergebnis ist ein ganz anderes: der Name *Dolensky* z. B. wird, wie Frinta anführt, *Dolencky* gesprochen, d. h. in der Gruppe *e*+*n*+*s* tritt auf Grund der retrogressiven Assimilation nicht die Öffnung des Mundes, sondern die Hebung des Gaumensegels und somit der Verschluß des Nasenkanals für *s* schon vorher, d. h. während der Artikulation des *n* ein, das dadurch zum *t* wird, da die Rille für *s* noch nicht geöffnet ist: *-e-nt-s-*. In beiden Fällen haben wir eine vorzeitige Artikulation: im Bulgarischen und Polnischen die vorzeitige Öffnung des Mundkanals, im Tschechischen die vorzeitige Schließung des Nasenkanals.

Es besteht kaum ein Zweifel, daß diese — wenn man so sagen darf — zweite Nasalisation für das Bulgarische außerordentlich charakteristisch ist. Umso mehr verwundert es, daß man in der Literatur gar so wenig darüber findet[1]).

München. E. Koschmieder.

Etymologisches.

Topf : lit. *dubuõ*.

Topf ist früher immer zu *tief* gestellt worden, u. a. auch von J. Grimm, Gr. 2, 48. Neuerdings wird dies vielfach bezweifelt. Grimms Wtb. Bd. 11 Sp. 814ff. will wohl die alte Verbindung bestehen lassen, hält aber die gebräuchliche Bedeutung nicht für ursprünglich, sondern die dialekt. „Deckel", aus der die andere sich über „Deckelgefäß" entwickelt haben soll (s. Sp. 826). Das ist nun aber nicht möglich bei der etymologischen Entsprechung[2]) lit. *dubuõ*, *-eñs*, weil es nicht „Deckel", sondern nur „Schüssel" (ohne Deckel) bedeutet und formell zu *dubùs* „tief" wie *ruduõ*, *-eñs* zu *rùdas* „rotbraun" gehört[3]). Der *n*-Stamm zeigt, wie die Gemination in *Dopp(e)*, das stark und schwach flektiert wird, in den schwachen Casus entstanden sein kann. Neben dem „tiefen" *dubuõ* steckt die „flache" *lė̃kštė* „Teller, Schale" : *lė̃kštas* „flach" wie bei uns neben Topf die Platte und älter der Tisch, vgl. Grimm, Wtb. 11 Sp. 505. Daß aus der ursprünglichen Bedeutung „der Tiefe, Vertiefung" sich verschiedene andere entwickelt haben, ist verständlich, daß aber davon „Deckel" älter und „Topf" erst daraus sekundär entstanden sein soll, halte ich für unerwiesen und unwahrscheinlich.

Breslau. O. Grünenthal.

---

1) Auch der inzwischen erschienene Versuch einer phonologischen Beschreibung der bulgarischen Sprache von Lekov (Godišnik na Sofijskija Univ. 37; 9), der mir aus zeitbedingten Gründen unzugänglich war, bringt nichts wesentliches darüber.

2) Vgl. Izvěst. otd. russk. jaz. 17, 1, 22.

3) Zur Bildung vgl. Brugmann, Grundriß II 1 S. 308 und die germ. schwachen Adj. (ib. S. 307.). Die *-men*-Stämme (vgl. lit. *ak-*, *aš-*, *dal-*, *lie-*, *lyg-*, *raš-*, *rau-*, *rie-*, *skie-*, *stuo-*, *teš-*, *waid-*, *žel-muo* : *mens*) zeigen Berührung mit den sekundären russ. Bildungen *gluchmen'*, *suchmen'* (Vondrák, Vgl. Slav. Gr.² I 661).

Gabe und Geber.

Unzweifelhaft muß es einen modernen Menschen, dessen ganzes Denken sich in der Welt der Subjekt-Objekt-Spaltung bewegt, wunder nehmen, daß ein und dasselbe Wort sowohl das Subjekt als auch das Objekt bezeichnen kann, wie es der Fall ist bei einigen vedischen Wörtern. Unsere Aufgabe besteht also darin, nach den geistigen Voraussetzungen zu forschen, die diese Eigentümlichkeit hervorriefen. Insofern die Sprache die Vorstellungswelt eines Menschen am getreuesten wiederspiegelt, kann man sowohl von dem gegebenen Material einer Sprache Rückschlüsse ziehen auf die geistigen Grundlagen eines Individuums, als auch umgekehrt von den Daten der menschlichen Psyche ausgehen und ihre Wirkungen auf die Ausgestaltung der Sprache verfolgen. Eine Betrachtungsweise, die ein in Frage stehendes Problem in seiner Ganzheit zu lösen versucht, muß notwendigerweise beide Behandlungsarten in Betracht ziehen. So soll im folgenden an einem gewissen von der Sprachwissenschaft noch ungelösten und umstrittenen Problem der Versuch gemacht werden, unter der besonderen Berücksichtigung der Psychologie eine entscheidende Antwort zu geben.

Den Ausgangspunkt zu unserer Untersuchung bildet das nur der vedischen Sprache angehörige Wort *rāti*, das im RV. an zwei Stellen nur „Geber“ bedeutet, an allen übrigen jedoch „Gabe“ [1]). Hingewiesen hierauf hat bereits F. Specht. Sehen wir uns den Bedeutungsansatz bei H. Graßmann, Wörterbuch zum Rigveda, an, so finden wir abgesehen von der Bestimmung „Geber“ folgendes: „1) Gabe, Geschenk, Gunsterweisung, Gunst der Götter, 3) Gabe, Geschenk dessen, der das Opfer veranstaltet, 5) Opfergabe, die den Göttern dargebracht wird.“ Die hier nicht aufgeführten Punkte 2 und 4 behandeln syntaktische Einzelheiten und lassen sich ohne weiteres unter die Rubriken 1 und 5 einordnen. Schon hier sehen wir, daß das Wort ausschließlich der sakralen Sprache und Sphäre angehört, was bedeutet, daß es sehr bedeutsam und von besonderem Werte ist. Betrachten wir zunächst die unter

[1]) Diese Abhandlung verdankt ihre Entstehung einer Bemerkung, die mir W. Havers einmal mündlich machte, als er die Druckbögen von Franz Spechts jetzt erschienenem Werk: Der Ursprung der indogermanischen Deklination, las. Auf S. 390 des genannten Werkes finden sich noch zahlreiche andere Beispiele aus der vedischen Sprache, wo nicht geschieden ist zwischen Nomen agentis und Abstraktum. W. Havers war auch so liebenswürdig, mir die lateinische Literatur namhaft zu machen, wofür ich ihm meinen aufrichtigen Dank ausspreche.

Punkt 3 genannten Stellen. RV. VIII 4,19 heißt es:

sthūrám rádhaḥ śatáśvaṁ Kuruṅgásya díviṣṭiṣu
rájñas tveṣásya subhágasya rātíṣu Turváśeṣv amanmahi

„Groß war das Geschenk, aus hundert Rossen bestehend, bei den Opferfeiern des Kuruṅga; bei den Gaben unter den Turvaśas gedachten wir des gewaltigen, glückhaften Königs". *rāti* steht hier als Synonym für *rádhas* und bezeichnet die Gaben des Königs oder Clanhäuptlings der Turvaśas, welche sich mit denen des Kuruṅga nicht messen können. Ebenso wird *rātí* gebraucht in RV. VIII 34,18:

Párāvatasya rātíṣu draváccakreṣu āśúṣu
tíṣṭhaṁ vánasya mádhya á

„Unter den Gaben des Pārāvata, [die bestanden aus Wagen] mit schnellen laufenden Rädern, stand ich inmitten eines Waldes". Auch hier ist also wieder an die Fülle der Gaben gedacht, die offenbar ein mächtiger Häuptling, der sich ein großes Opfer leisten kann, gespendet hat. Schließlich erklärt noch RV. II 1,16:

yé stotṛ́bhyo góagrām áśvapeśasaṁ
ágne rātím upasṛjánti sūráyaḥ

„Die Reichen (*sūráyaḥ*), die den Sängern ein Geschenk zutreiben, an dessen Spitze Kühe stehen und dessen Glanzpunkt Rosse bilden, o Agni". *sūri*, das auch als Epitheton der Götter vorkommt, bezeichnet in erster Linie den Schutzherrn eines Dichters. Ein solcher Schutzherr ist in den primitiveren Gesellschaften aber immer nur der König oder Häuptling. Nun ist gerade der König eine besondere Person, an der sich die Macht offenbart, und der daher auch wie ein Gott mit besonderer Rücksicht und Vorsicht zu behandeln ist. Eine häufige Anrede des Königs ist im Sanskrit *deva* „Gott". G. van der Leeuw sagt ganz richtig[1]): „Der König ist also Gott, ja, er ist einer der ersten und ältesten Götter. Die Macht ist in eine lebendige Gestalt gebannt. Denn der König ist kein starrer Gott, er ist eine lebendige, bewegliche, wandelbare Macht, ein Gott, der unter Menschen einhergeht". Und ebenso erklärt er dann noch[2]): „Aber sicher ist, daß ihre Macht, ob sie nun an ihrer Keule oder ihrer Weisheit haftete, als eine Macht „von woandersher" erlebt wurde". Der König oder Stammeshäuptling ist letzten Endes nur der Vertreter der Gottheit oder der Macht, und seine Gaben sind göttlicher Herkunft.

---

[1]) G. van der Leeuw, Phaenomenologie der Religion, S. 102.

[2]) G. van der Leeuw, a. a. O. S. 97.

Er ist ja nur das Instrument, dessen sich der Gott bedient. Somit stellen sich diese Zitate zu denen, wo von der *rātí* eines Gottes die Rede ist.

Ganz allgemein heißt es von der *rātí* der Götter RV. I 89,2: *devā́nāṁ rātír abhí no ní vartatām* „Der Götter Huld soll sich auf uns niedersenken", oder IV 5,2: *mā́ nindata yá imā́ṁ máhyaṁ rātíṁ / devó dadaú mártyāsya svadhā́vān* „Nicht tadelt den, der mir diese Huld erwies, der Gott dem Sterblichen, der Kluge". Auch heißt es, daß man in der *rātí* eines Gottes sein möchte oder sogar ist, wie RV. VI 50,9: *syā́m ahā́ṁ te sádam íd rātaú* „Möchte ich immer in deiner Huld sein [o Agni]", VII 1,20: *rātaú syāmobhā́yāsa* „möchten wir beiderseits [Opferer und Opferherr] in deiner Huld sein [o Agni]" und VII 25,4: *tvā́vato 'vitúḥ śūra rātaú* „Bin ich doch in der Huld eines solchen, wie du bist, o Held [Indra]". Zumeist wird nicht gesagt, worin die *rātí* besteht, und so ohne nähere Bestimmung wird das Wort gebraucht RV. I 122,7; 139,5; 169,4; 184,4. III 2,4; 62,11. IV 17,5. V 10,6. VI 63,8. VII 38,5. VIII 9,16; 19,29; 23,28; 71,8. X 133,3; 143,4; 178,2. Näher bestimmt wird die *rātí* in RV. X 140,5: *rātíṁ vāmásya subhágāṁ mahím íṣaṁ dádhāsi sānasíṁ rayíṁ* „Du setzest glückhafte, große Gabe an Gut und Labung und gewinnbringenden Reichtum [o Agni]", und X 180,1: *jyéṣṭhas te śúṣma ihá rātír astu* „Die größte Kraft soll hier als deine Huld sein [o Indra]". Also neben materiellem Reichtum und Nahrung besteht die *rātí* auch noch in „Kraft", in erster Linie wohl in physischem Sinne, dann auch in geistigem.

Sehen wir uns die Epitheta an, die das Wort führt, so finden wir oft *bhadrá* „segensreich", wie z.B. RV. I 132,2: *asmatrā́ te sadhryàk santu rātáyo bhadrā́ bhadrásya rātáyaḥ* „Bei uns sollen deine Gaben vereinigt sein; segensreich sind die Gaben des Segensreichen [Indra]", oder I 168,7: *bhadrā́ vo rātíḥ* „Segensreich ist eure Gabe [o Maruts]". Ferner steht dieses Epitheton noch RV. VI 45,32; 58,1. VIII 62,1—12; 99,4. An anderen Stellen wird wieder mehr auf die Fülle hingewiesen, wie denn der Primitive in erster Liuie auf die Quantität schaut, so RV. I 11,3: *pūrvír índrasya rātáyo* „Viel sind des Indra Gaben", I 11,8: *sahásraṁ yásya rātáya* „dessen Gaben tausendfach sind", VII 25,3: *sahásraṁ śáṁsā utá rātír astu* „tausend soll deine Huld und Hulderweisung sein", I 34,1: *vibhúr vāṁ yā́ma utá rātír aśvinā* „Ausgedehnt ist eure Fahrt und eure Huld, ihr Aśvins", V 38,1: *uróṣ ṭa indra rā́dhaso vibhví rātíḥ śatakrato* „Gewaltig ist die Segenswirkung deiner weiten Gabe, o Indra, o Hundertkräftiger".

Wichtig für die primitive Geistigkeit ist auch noch RV. VIII 24, 9: *ámṛktā rātíḥ puruhūta dāśúṣe* „unversehrt ist deine Huld-erweisung für den Frommen, o Vielgerufener [Indra]“, denn alles Mangelhafte, Schadhafte ist ja gefährlich. Und daß die *rāti* der Götter dem Menschen keinen Schaden zufügt, wird noch ausdrücklich hervorgehoben in VIII 101, 8: *rātíṁ yád vām arakṣásaṁ* „Eure Gabe, die ohne Schaden ist, [o Aśvins]“.

Während die Stellen, wo das Substantiv *rātí* gebraucht wird, nur in wenigen Fällen andeuten, was unter der *rātí* zu verstehen ist, läßt sich der Inhalt der *rāti* erkennen aus den Objekten der Wurzel *rā*, die ebenfalls in den meisten Fällen gebraucht wird, wenn von den Göttern etwas gewährt wird. Vor allem sind die Inhalte der *rātí* materieller Art, so gewähren die Götter *raí* „Reichtum“ RV. I 117, 23. II 11, 13. IV 36, 9. VI 65, 6. VIII 4, 16; 23, 12; 60, 11. IX 11, 9, oder *vásu* „Gut“ III 13, 7. VII 34, 22. *nidhí* „Schatz“ VII 67, 7. *díti* „Wohlstand“, „Besitz“ IV 2, 11. *rátna* „Edelstein“ III 62, 4. *rádhas* „Gabe“ VII 79, 4. *naú* „Schiff“ I 140, 12. *áśva* „Pferd“ II 1, 5. IX 9, 9. *gó* „Rind“ X 169, 3. 4. *kṣáya* „Grund und Boden“ II 11, 14. VIII 47, 4. *urugāyá* „weites, bewohnbares Land“ VII 35, 15. X 65, 15. Neben dem Reichtum rein materieller Art besteht die *rātí* auch in der Fülle von Helden und Männern, so *suvīrya* V 13, 5. VIII 98, 12. IX 43, 6, *nṛ́* VI 39, 5.

Zahlreich sind auch die Stellen, wo Nahrung gespendet wird, denn Essen und Trinken sind nicht einfach Sache des Beliebens, sondern ein sacramentale[1]). Demgemäß spenden die Götter *íṣ* „Labetrunk“ I 46, 6. *martabhójana* „Nahrung für Menschen“ I 114, 6. VII 16, 4; 45, 3; 81, 5. *śurúdh* „stärkender Trunk“ VI 49, 8. X 122, 1. *pitú* „Trank“ VIII 32, 8. *póṣa* „gedeihliche Nahrung“ I 166, 3. *sahasrapoṣá* „gedeihliche Nahrung für Tausende“ II 32, 5. *vája* „reiche Nahrung“ VI 50, 5. VII 95, 6. Ebenso wie die Nahrung Machtstoff ist, ist es auch die „Medizin“ *bheṣajá*, die vom Gotte kommt, II 33, 12.

Außerdem besteht die *rātí* in *áyu* „langes Leben“ I 96, 8. X 36, 14 oder „hundert Herbste“ *śatáṁ śarádo* II 26, 10, und in der mit der Lebenskraft Hand in Hand gehenden „Zeugungskraft“ *vṛ́ṣṇya* VI 46, 8.

Die *rātí* erstreckt sich aber nicht nur auf den materiellen Reichtum und auf die physische Seite des Menschen, sie erzeugt auch gewisse Gemütszustände, die durch Auslösung von Affekten

[1]) G. van der Leeuw, a. a. O. S. 338.

charakterisiert sind. RV. 11,2 heißt es: *tán no rāsva sumaho bhū́ri mánma* „Gib uns, o Herrlicher, den reichen Gedanken ein“, und VIII 60,6 ist von *máyas* „Freude“ die Rede. Andere Wirkungen der *rātí* sind wieder „Ansehen“ *śrutya* VI 72,5 und *yaśas* IX 61,26.

Des weiteren wird von den Göttern der fruchtbare Regen *vṛṣṭi* RV. V 83,6. X 98,7.10, das Sonnenlicht *sūrya* IX 91,6 verliehen. Ganz allgemein ist dann die *rātí* oder das Objekt zu der Wurzel *rā* die „Gnade“ des Gottes: *sumná* I 114,9. VI 4,8. *sumatí* III 4,1; 57,6, die sich dann in der „Förderung“ *ūtí* und dem „Schutze“ *śarman* VIII 47,7. (vgl. VII 59,4) offenbart. Schließlich ermöglicht die *rātí* auch noch die Darbringung der Opfer, die *havyadāti* RV. X 7,7.

Betrachten wir nun die Inhalte der *rātí* in ihrer Gesamtheit, soweit sie von den Göttern kommt, so sehen wir, daß sie alles das umfaßt, was der Amerikaner Lovejoy [1]) „primitive energetics“ genannt hat. Dieser Begriff entspricht nämlich unseren Vorstellungen von Gesundheit, Leibeskraft, Fruchtbarkeit, Ansehen, Einfluß, Heilmitteln, Nahrung, aber auch den genannten Gemütszuständen. Insofern der primitive Mensch magisch beeinflußt ist durch die Kraft seines Gottes oder des als Gott verehrten Objektes, so ist er umgekehrt auch der große Zauberer, der seinem Gotte oder seinem Fetisch die nötige Kraft zu seiner Segenswirkung zuführt, ihn sozusagen „ladet“ [2]). Denn wenn dem Gotte nicht die Kraft zugeführt wird, dann wird er alt und kraftlos. Das weiß auch der Gott und deshalb verlangt er nach der Gabe des Menschen, den Opfern. So erklärt RV. VI 38,1: *jánasya rātíṁ vanate sudā́nuḥ* „Des Menschen Gabe ersehnt der reichlich Spendende [Indra]“. Diese wechselseitige Beziehung zwischen Gott und Mensch dürfte erklären, weshalb *rātí* auch die Gabe des Menschen an den Gott, die „Ladung“ bezeichnet. In diesem Sinne wird das Wort gebraucht RV. I 117,1; 60,1; 162,2. III 19,2. IV 34,10. V 33,9. VI 63,4. VII 37,8; 56,18. VIII 13,4; 19,12.19; 49,5; 92,29. X 95,17.

Auch hier haben wir uns wieder die Frage vorzulegen, worin die *ratí* des Menschen besteht. RV. X 95,7 erklärt „Frömmigkeit“

---

[1]) The Monist, XVI, S. 363.

[2]) Das ist aber nicht der einzige Aspekt. Eine Gabe verpflichtet. Man opfert dem Gotte, daß er auch dem Menscken wiederum seine Gaben nicht vorenthält. Die sog. captatio benevolentiae spielt hier eine nicht zu unterschätzende Rolle. Man beachte auch die Stellen, wo der Gott dem Menschen seine „gute Gesinnung“, sein „Wohlwollen“ geben soll: *sumatí, sumná.* So RV. I 114,9. III 4,1; 57,6. VI 4,8.

sukṛtá, also die Äußerung eines seelischen Zustandes. RV. VIII 19,19 ist die *rātí* des Menschen ebenso wie die des Gottes *bhadrá* „segensreich" nnd VII 56,18 wird sie *satrā́cīm* „vollständig" genannt, was wiederum Licht wirft auf die magische Welt des Primitiven. Schließlich wird sie RV. VI 63,4 noch *jūrṇínī ghṛtā́cī* „von der Glut des Opferfeuers umgeben und mit Schmelzbutter versehen" genannt.

Diese Stelle weist uns hin auf die Objekte, die der Mensch dem Gotte darbringt, und die von der Wurzel *rā* abhängig sind. In den meisten Fällen besteht die *rātí* in „Speise und Trank": *havíṣ* „Opfertrank" RV. III 35,7. X 116,7. *havyá* dass. VII 39,6; 59,5. *sávana* „Somapressung" I 131,1. *sóma* „Soma" III 32,2. VIII 31,2. *ándhas* „Somasaft" III 35,1. VIII 2,1. *sutá* „der gepreßte [Soma]" VIII 32,21. *mádhu* „Honig" V 43,3. VIII 5,14. *pitú* „Trank" V 77,4. Man vergleiche damit auch noch RV. I 162,11, wo das vom gebratenen Opferroß herabträufelnde Fett den Göttern *rātám astu* „dargebracht sein soll". Wir sahen bereits oben, daß Speise und Trank eine besondere Rolle bei den Inhalten der *rātí* spielten, da sie es sind, die den Menschen stärken und an der Kraft des Gottes teilhaben lassen, wie jetzt auch umgekehrt, der Mensch als der Zauberer den Gott durch die dargebrachte Nahrung stärkt. Sehr richtig hat G. van der Leeuw gesehen, wenn er sagt[1]: „Speise und Trank ... sind daher nicht nur die beiden großen Symbole der Gottesgemeinschaft, sie sind auch die Mittel, mit deren Hilfe die menschliche Mächtigkeit sich betätigt".

Wir halten also fest, daß die Wurzel *rā*, die wir nur ungenau wiedergeben können mit „geben, spenden, gewähren" usw., nicht ein gewöhnliches Geben bedeutet, sondern ein machtvolles Geben, ein Überführen von Energie. Und die *rātí* ist daher keine beliebige Gabe, sondern die Summe oder die Menge dieser „Ladung".

Von hier aus verstehen wir auch die Konstruktion der Wurzel *rā* mit dem Dativ: „jemanden oder etwas einer Macht verfallen sein lassen". Die Handlung, die durch *rā* ausgedrückt wird, bringt den, dem die *rātí* geweiht wird, in den Bereich der Macht. Die besondere Hervorhebung, daß die *rātí* nicht „schadenbringend" (*arakṣas*) ist, besagt natürlich, daß es auch unheilvolle Gaben gibt, und häufig wird daher das Verlangen ausgesprochen, nicht in den Bereich der schädigenden Gewalt zu geraten. So heißt es RV. X 49,4 von Indra: *ná yó rara áryaṁ nā́ma dásyave* „der ich

[1]) G. van der Leeuw, a. a. O. S. 212.

das arische Geschlecht nicht dem Dasyu überantwortet habe". VII 32,18: *na pāpatvāya rāsīya* „nicht möchte ich ihn dem Übel überantworten". VIII 19,26: *ná tvā rāsīyābhíśastaye* „nicht möchte ich dich der Schande überantworten", VI 44,11: *mā́ jásvane vṛṣabha no rarīthā* „nicht mögest du uns, o Stier, dem Armen überantworten" [1]).

Die Vorstellung, daß die *rātí* in erster Linie von den Göttern kommt, zeigt sich auch wieder in den Kompositis mit *rātí*. Einzig und allein *vísṛṣṭarāti* „Gaben austeilend" in RV. I 122,10 und *svādurāti* „süße Gaben habend" in RV. VIII 68,14 beziehen sich auf den Menschen, während die übrigen Wörter *ánarśarāti* „keine schadenstiftenden Gaben besitzend" VIII 99,4, *citrárāti* „ausgezeichnete Gaben spendend" V 62,5.11, *piśaṅgarāti* „goldene Gaben spendend" V 31,2, *pūṣarāti* „den Pūṣan als Spender habend" I 23,8. II 41,15, *máṁhiṣṭharāti* „dessen Gaben sehr reichlich sind" I 52,3, *víbhūtarāti* „ausgezeichnete Gaben spendend" VIII 19,2, *śróturāti* „Gehör schenkend" I 122,6, *sárāti* „gleiche Gunst erweisend" VIII 27,14.17 und *surātí* „schöne Gaben darbringend" IX 81,4. X 65,4; 78,3 sich auf die Götter beziehen. In V 79,4 ist letzteres Epitheton des Opferpriesters, der dem Gotte die *rātí* zuführt.

Die besondere Bedeutung der *rātí* hat dazu geführt, daß sie auch persönlich als der „Geber", und zwar als der göttliche Geber, erscheint, sei es im Gegensatz zu den *árāti*, den Gottheiten oder Dämonen, die keine *rātí* gewähren, oder im Zusammenhang mit gabenreichen Göttern, wie Bhaga usw. RV. I 29,4 heißt es:

sasántu tyā́ árātayo bódhantu śūra rātáyaḥ

„Schlafen sollen jene bösen Feen, wachen sollen die guten Feen, du Held [2])". Und X 66,10:

---

[1]) Ich nenne hier noch die Stellen, wo die Wz. *rā* ohne Objekt gebraucht wird, der Inhalt der *rātí* also nicht näher bestimmbar ist. Ich hebe aber hervor, daß auch diese Stellen alle in sakraler Sphäre stehen. RV. I 117,24; 138,4; 166,12. III 1,22; 4,9. IV 1,5; 2,10; 55,8. V 25,1; 43,13. VI 23,7; 70,6. VII 40,6. VIII 1,22. X 61,15 (hier von den Göttern an die Menschen). Von den Menschen an die Götter: RV. V 41,8. X 15,8; 61,12. Im Ritual: RV. X 181,1. In weltlicher Sphäre, aber von einem Mächtigen: RV. V 33,8. Zu dieser Wurzel, idg. **rēi̯* gehört auch lat. *reus*. Vgl. Walde-Pokorny, Etym. Wb. II 343: „Hierher lat. *reus* „der Angeklagte", alter Gen. auf *-os* (**rēi̯os*); *rēi̯os est* bedeutete „er ist am Prozeß beteiligt" (Thurneysen IF. XIV 131). Das Recht ist von der Religion nicht zu trennen.

[2]) Übersetzung von Karl F. Geldner, Der Rigveda. Zur Bedeutung von *árāti* siehe auch P. Thieme, Der Fremdling in Ṛgveda, S. 43ff.



bhágo rātir vājíno yantu me hávaṁ

„Bhaga, Rāti, die göttlichen Rosse sollen zu meinem Opfer kommen".

Als Gottheit wird die *rātí* öfters auch im AV. angerufen, so AV. I 26, 2:

sákhāsāv asmábhyam astu rātiḥ
sákhéndro bhágaḥ savitā́ citrárādhāḥ

„Be you Rāti („liberality") a companion (*sákhi*) for us; a companion [be] Indra, Bhaga, Savitar of wondrous fovors".

AV. III 8, 2: *dhātā́ rātiḥ savitédáṁ juṣantāṁ* „Let Dhātar, Rāti, Savitar enjoy here (*idáṁ*)". Vgl. AV. VII 17, 4:

AV. XI 8, 21: *bhū́tiś ca vā́ ábhūtiś ca*
rātáyo 'rātáyaś ca yā́ḥ
kṣúdhaś ca sárvās tṛ́ṣṇāś ca
śárīram ánu právisan

„Both growth (*bhū́ti*) and diminuation, generosities and niggardlinesses, both hungerings and all thirstings, entered the body afterward [1])".

Hiermit stehen wir vor dem Problem der Personifikation. Die animistische Theorie versuchte dieses Phänomen zu erklären aus der uns geläufigen Überzeugung, daß die Folgen, die wir wahrnehmen, auch eine Ursache haben müßten, und die Geister oder Urheber sind nichts anderes als „personifizierte Ursachen" [2]). Dagegen ist nun manches einzuwenden. Einmal spielt das primitive Erklärungsbedürfnis nur eine ganz geringe Rolle [3]), der Primitive, der die Kategorie der Kausalität kennt, macht von ihr einen ganz absonderlichen Gebrauch, weshalb auch Fr. Kainz [4]) erklärt, „daß die auf solche Weise zustandekommenden Kausalerklärungen noch gar keine solchen sind" [5]). Bekanntlich ist der Primitive ja

[1]) Übersetzung von Whitney-Lanman, The Atharvaveda.

[2]) G. van der Leeuw, a. a. O. S. 67.

[3]) Abgelehnt wurde diese Art der Erklärung auch von G. van der Leeuw, a. a. O. S. 65: „Denn diese Theorie paßt ihrem ganzen Habitus nach weit mehr auf die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als auf die Welt des Primitiven". C. G. Jung, Psychologische Typen, S. 46, erklärt: „Die Geister sind das, was wir ganz einfach Gedanken nennen. Wenn der Primitive „denkt", so hat er eigentlich Visionen, deren Realität so groß ist, daß er das Psychische und das Reale beständig verwechselt.... Aus dieser Grundtatsache des psychischen Realismus der Selbständigkeit des Bildes gegenüber der Selbständigkeit der Sinnesempfindung stammt der Geisterglaube und nicht aus irgendeinem Erklärungsbedürfnis des Wilden, das ihm bloß von Europäern angedichtet wird".

[4]) Fr. Kainz, Psychologie der Sprache, II 102.

[5]) Fr. Kainz spricht dann an der genannten Stelle auf S. 103: „Während das Denken des Kulturmenschen mit höheren, konsequent fortgeführten logischen

mit jeder Erklärung zufrieden, und so bleibt es ganz unverständlich, wieso die Theorie des kausalen Weltzusammenhanges eine religiöse Bedeutung haben soll. Der Fehler liegt in der rationalistischen Auffassung, die freilich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gang und gäbe war, daß man glaubt, man könne sich einen Gott schaffen. Man hat darüber ganz vergessen, daß Gott keine Schlußfolgerung ist, die unter gewissen Bedingungen (von den „Folgen" aus geschlossen) entsteht, sondern ein Tatbestand ist, dem ein unbedingter Wert zukommt. „Der Tatbestand, der Gott genannt und als „höchstes Gut" formuliert wird, bedeutet, wie schon der Terminus zeigt, den höchsten seelischen Wert oder, mit andern Worten, die Vorstellung, welcher die höchste und allgemeinste Bedeutung hinsichtlich der Bestimmung unseres Handelns und unseres Denkens erteilt wird oder faktisch zukommt[1])." Die Götter hat es immer gegeben und wird es immer geben, ob wir sie nun Indra, Ares oder Wotan nennen, oder ob wir ihnen ganz modern die Endung -ismus anhängen. Man kann sich den Gott, wie gesagt, nicht schaffen, sondern nur wählen. Und was eben den höchsten Wert auf sich zieht, erscheint als Gott. „Gott ist nicht einmal ein in der Idee feststehendes Wesen, viel weniger noch in Wirklichkeit. Denn der höchste wirkende Wert einer menschlichen Seele ist, wie bekannt, sehr verschieden lokalisiert[2])." C. G. Jung verweist in diesem Zusammenhang auf Phil. 3,19, wo manchen Leuten der Bauch als Gott erscheint, und daß es auch in Indien Leute gab, denen die Sexualität der Gott war, beweist MBh. XIV 43,15:

bhagadevānuyātānāṁ sarvāsāṁ vāmalocanā
māheśvarī mahādevī procyate Pārvatī hi sā

„Unter allen [Frauen], die von denen begleitet sind, denen die Vulva Gott ist, wird die dunkeläugige, große Göttin, die Gemahlin des Śiva, Pārvatī genannt".

Wegen der Nichtbeachtung dieses Tatbestandes war von der vorgefaßten Theorie aus das Problem überhaupt nicht zu lösen. Daß ein Objekt göttliche Verehrung genießt, beruht, wie schon angedeutet wurde, darauf, daß es die höchste Summe der psychischen Energie auf sich vereinigt. Sie ist natürlich vom

---

Leistungen durchsetzt ist, erscheint das Denken der Naturvölker mehr als locker assoziativ, mosaikhaft nebenordnend, Vorstellung an Vorstellung reihend".

[1]) C. G. Jung, Psychologische Typen, S. 66f.

[2]) C. G. Jung, Psychologische Typen, S. 67. Vgl. auch C. G. Jung, Das Unbewußte im normalen und kranken Seelenleben, S. 105f.

Subjekt unbewußt auf das Objekt projiziert, und wegen ihrer Unbewußtheit übt sie auch einen unbedingten Einfluß auf das Subjekt aus. Alles Äußere geht also auf ein Inneres, wie auch umgekehrt, zurück. Bekanntlich ist das primitive Denken in weitest gehendem Maße gekennzeichnet durch die „participation mystique“, die an sich ein Überbleibsel ist aus der anfänglichen Ununterschiedenheit von Subjekt und Objekt. Dieser Zustand, der in gemilderter Form noch bei den heutigen Primitiven — auch der moderne Durchschnittsmensch ist nicht ausgenommen — vorhanden ist, bedeutet eine Art Allbewußtsein bei völliger Unbewußtheit des vorstellenden Subjektes, d. h. alle psychischen Inhalte sind projiziert und werden nicht als subjektive Inhalte verstanden. Dadurch erscheinen die Objekte belebt und betragen sich auch ganz wie ein Mensch. Da es sich hier um einen Zustand handelt, habe ich den Ausdruck „Dingbeseeltheit“ zur Kennzeichnung dieses Phänomens vorgeschlagen, denn Beseelung ist ein Vorgang, der vorwiegend bewußt vom Subjekt vorgenommen wird. Um die aber handelt es sich nicht. Selbstverständlich ist ein solcher Zustand für den Menschen nicht gerade vorteilhaft, denn einmal kann jedes Objekt einen übermäßig großen Wert erhalten und den Menschen durch seine Einwirkung in den Bann schlagen, als auch andererseits jeder Affekt das Objekt vergewaltigen kann. Im Augenblick nun, wo der Überwert des Objektes oder sein Einfluß als göttlich oder dämonisch erkannt wird, ist der Mensch von der unmittelbaren Bindung an das Objekt befreit und auf sich gestellt und bewegt sich unter Göttern und Menschen. Damit beginnt auch die Spaltung in Subjekt und Objekt. C. G. Jung spricht hier von einer Selbstregulierung der Psyche[1]), um sich vor Gleichgewichtsverlust zu schützen. Wenn wir bedenken, daß die rituellen Handlungen Projektionen seelischen Geschehens sind, die ihre Rückanwendung auf die eigene Person finden, um sich vor der Gefahr des Verlierens ans Objekt zu schützen, so dürfen wir diese Funktion als die „religiöse Funktion“ ansprechen, und so zeigt sich wieder, daß die Menschwerdung nur von der Religion her zu verstehen ist. Toni Wolff definiert die religiöse Funktion als „diejenige Funktion, welche das Selbstbewußtsein als das Bewußtsein vom Menschlichen in Beziehung bzw. Unterscheidung setzt zu transsubjektiven Faktoren, die psychisch erfahren werden[2]).“

[1]) C. G. Jung, Psychologische Typen, S. 318.

[2]) Toni Wolff, Die kulturelle Bedeutung der Komplexen Psychologie, S. 34 ff.

Die vorstehenden Überlegungen haben uns gezeigt, weshalb die Objekte im primitiven Denken belebt erscheinen und göttlicher Verehrung teilhaftig werden können. Die unbewußte Identität von Subjekt und Objekt ist aber auch die Wurzel der Personifikation, wobei die Scheidung in männlich und weiblich darauf beruht, ob unter den auf das Objekt projizierten Inhalten sich die Imago des Mannes oder der Frau befindet[1]). Sprachlich wirkt sich diese tiefste Stufe des Bewußtseins so aus, daß ein und dasselbe Wort sowohl das Subjekt als auch das Objekt bezeichnet. *rāti* „Gabe“ und „Geber“ ist also die Nachwirkung dieses primitiven Zustandes.

Ein sprachlicher Nachhall dieses primordialen Zustandes der Ununterschiedenheit zeigt sich ferner noch in dem ved. Worte *dā́*, das „Geber“ und „Gabe“ bedeutet. Es kommt nur zweimal im RV. vor. RV. VI 16,26 ist *dā́* eindeutig als „Geber“ gebraucht:

krátvā dā́ astu śréṣṭho
adyá tvā vanván surékṇāḥ
márta ānāśa suvṛktím

„Durch seine Einsicht soll der vorzüglichste Geber sein; indem er heute als reicher dir hold ist, hat der Mensch die schöne Zurichtung dargebracht.“

Schwierigkeiten hat die Interpretation von RV. V 41,1 ab gemacht, weil man nicht verstand, wie ein Wort zwei gänzlich verschiedene Begriffe beinhalten konnte. Die Stelle lautet:

kó nú vām mitrāvaruṇāv ṛtāyán
divó vā maháḥ pā́rthivasya vā dé

Nachdem H. Oldenberg[2]) in der Besprechung dieser Strophe die ganz unbefriedigende Lösung, daß *dé* ein Lokativ sei von *dám*, das irgendwie in die *a*-Deklination hinübergeführt worden sei,

---

[1]) Die Imago ist zunächst der Niederschlag und damit die typische Grundform eines gewissen immer wiederkehrenden seelischen Erlebens. Sie ist eine zwar durch die Wahrnehmung konstellierte, aber doch auch wieder neben der Wahrnehmung bestehende Größe. Wir nehmen ja die Dinge nicht so wahr, wie sie sind, sondern durch die Imago, die gewöhnlich mit der Selbständigkeit der Objekte verwechselt wird, weil sie unbewußt auf das Objekt projiziert ist. Ich scheide also zwischen der eigentlichen Dingbeseeltheit, d. h. der Lebendigkeit der Objekte, und der Personifikation, die ein Spezialfall innerhalb der Dingbeseeltheit ist. Ähnlich auch Franz Specht, Der Ursprung der indogermanischen Deklination, S. 301: „An die Stelle des Animismus, der sich die Dinge zwar belebt, aber nicht persönlich vorzustellen braucht, trat jedenfalls die persöhnlich gedachte Gottheit, ...“ Der Ausdruck „Animismus“ ist sehr unglücklich.

[2]) H. Oldenberg, Textkritische und Exegetische Noten, zu dieser Stelle.

abgelehnt hatte, erklärt er: „Das erste Hemistich erhält aber ein anderes Gesicht, wenn man *dé* als dat. Infinitiv (vgl. *śraddhé*) zu *dā* stellt (so Bartholomae, oben LXI 319). In der Tat findet sich *dāváne* häufig in der Verbindung „für den Gott dazu da sein, daß er (dem Betreffenden) gebe", vgl. II 11,1.12. IV 29,5. VI 71,2. VIII 45,10; 92,26. X 44,7; 50,7. Schwierigkeiten machen dann die Genetive; vermutlich wäre zu ihnen die Vorstellung von *sádasi* zu ergänzen (vgl. *divyáṃ sádaḥ, párthive sádane* etc.): „Welcher dem Recht Nachstrebende ist euch, Mitra und Varuṇa, dazu da, daß ihr ihm gebet, (am Sitz) des großen Himmels oder des Erdreichs?"

Man braucht gar nicht den Umweg mit Ergänzungen usw. zu machen, wenn man den dat. *dé* als Substantiv „Gabe" faßt, entsprechend *rātí* „Gabe" und „Geber". Die Übersetzung geht dann leicht ohne Konstruktionsschwierigkeit vor sich: „Wer ist euch, Mitra und Varuṇa, als dem ṛta gemäß lebend [würdig] für eine Gabe des großen Himmels oder der Erde?"

Ich habe das Wort *dá*, das ein Substantiv ist, ausdrücklich bezeichnet als einen Nachhall des urtümlichen Zustandes[1]). Das Wort ist in der vedischen Zeit schon in eine der grammatischen Kategorien eingeordnet gewesen, denn hier ist ja im wesentlichen die Subjekt-Objekt-Spaltung durchgeführt, wenngleich noch das vedische Denken von der „participation mystique" beherrscht ist.

Je mehr sich nun das Bewußtsein entfaltet, um so weniger verständlich werden natürlich diese einsilbigen Wörter wie *dá*, und da die Sprache nicht nur Kundgabe und Auslösung ist, sondern auch noch Bericht oder Darstellung[2]), so muß selbstverständlich auch sprachlich die Subjekt-Objekt-Spaltung zum Ausdruck kommen. Bezeichnend und unsere Überlegung rechtfertigend ist der Umstand, daß diese einsilbigen Wörter immer mehr schwinden und daß für sie mehrsilbige Wörter gebraucht werden, wo es leichter ist, die Bedeutungsverschiedenheit klar zu machen. Ein solches zweisilbiges Wort ist *dāmán*, das sowohl

[1]) Über die lautlichen Gebilde der Urzeit sagt Fr. Kainz, Psychologie der Sprache, I 288: „Bevor diese Urlautgebilde zu Wörtern mit genau umschriebenem Inhalt wurden, waren sie global-ganzheitliche Signale von komplexer und allgemeiner Bedeutung. Von vornherein ist daher auch die Frage abzulehnen, ob die „Urwörter" Verba waren (wie Herder glaubt), oder Nomina (nach Wundts Ansicht) oder Adjektiva (was Ribot annimmt). Denn bei ihnen handelt es sich um noch undifferenzierte Einheiten, auf welche die differenzierten morphologischen und syntaktischen Scheidungen unserer Grammatik nicht passen."

[2]) Siehe hierzu Fr. Kainz, Psychologie der Sprache, I 182ff.

„Gabe“ als auch „Geber“ bedeutet. In RV. VI 44,2 wird es in der Bedeutung „Geber“ verwendet: *rāyó dāmā́ matīnā́m* „Spender von Reichtum und Gebeten“. Ebenso wird Agni in RV. VIII 23,2 *dāmā́naṁ* „Spender“ genannt. Aber RV. IV 54,2 wird *dāmā́naṁ* in der Bedeutung „Gabe“ gebraucht. So auch an den folgenden Stellen: RV. V 52,14.15; 87,2. VIII 20,14; 21,16; 33,8. X 42,8.

Aber auch hier ist man noch nicht weit über das Anfangsstadium hinausgekommen, denn noch immer bedeutet ein und dasselbe Wort zwei verschiedene Begriffe. Jetzt ist aber die Möglichkeit gegeben, den Unterschied herauszuarbeiten, indem man eine Akzentuationsveränderung[1]) vornimmt. Das Wort *dā́man* bedeutet immer nur „Gabe“, „Geben“: RV. VIII 93,8: *índraḥ sá dā́mane kṛtá* „Er, Indra, ist zum Geben bereit gemacht worden“. RV. V 36,1: *sá ā́ gamad índro yó vásūnāṁ / cíketad dā́tuṁ dā́mano rayīṇā́ṁ* „Herbeikommen soll er, der Indra, der versteht zu geben von Gütern, Gaben und Reichstümern“.

Das Wort *dāmán*, das noch „Gabe“ und „Geber“ bedeutet, nimmt innerhalb der Wörter, die mit dem Suffix *-man* gebildet sind, eine Sonderstellung ein, denn alle anderen Wörter sind streng geschieden. So bedeutet *sádman* „Sitz“, aber *sadmán* „Sitzender“, *dhárman* „Stütze“, *dharmán* „Träger“ usw. Wir können aber die doppelte Bedeutung von *dāmán* nach dem Gesagten unschwer verstehen. Wir sehen hier, wie der Akzent funktionell wird. Auf der tiefsten Stufe des Bewußtseins gibt es keine handelnden Personen, sondern nur Ereignisse. Jetzt aber löst sich das Bewußtsein und das Handeln tritt in den Blickpunkt. Und damit beginnt auch die Sexualisierung; die Nomina mit betontem Suffix *-mán* sind Maskulina. Die Welt spaltet sich auf in Subjekt und Objekt.

Dasselbe, was hier von *dāmán*:*dā́man* gesagt wurde, gilt auch für das Wort *dānā́*. RV. VII 27,4 heißt es von Indra: *dānó vā́jaṁ ní yamate na ūtī́* „Als Spender verleiht er uns durch seine Hilfe Labung“, aber RV. VI 45,23 wird das Wort in der Bedeutung „Gabe“ verwendet: *ná ghā vásur ní yamate / dānā́ṁ vā́jasya gómataḥ / yát sīm úpa śrávad gíraḥ* „Nicht hält bei sich der Lichte die Gabe an rinderreicher Labung, sobald er nur die Lieder erhört“. Mit der Akzentverlagerung bedeutet *dā́na* dann nur „Gabe“, z. B. RV. V 33,6: *stuṣe tuvīmaghásya dā́naṁ* „ich preise die Gabe des gewaltig Spendenden“, und so RV. I 128,5. II 13,7. V 30,7. VI 53,3. VII 18,22. VIII 46,6; 61,6. IX 52,3. X 141,5.6. VIII 51,7.

[1]) Vgl. H. Hirt, Indogermanische Grammatik, V 220f.

Wenngleich der Akzent geeignet ist, die Bedeutungsverschiedenheit auszudrücken, so schleift er sich doch im Laufe der Zeit ab, und wieder steht der Mensch vor dem Dilemna, in welcher Bedeutung das betreffende Wort gebraucht ist. Hier hat nun die Sprache die Möglichkeit, die Bedeutungsverschiedenheit durch verschiedene Suffixe zu klären. Dieser Fall findet sich bei den vedischen Wörtern *dātṛ́* „Geber" und *dātrá* „Gabe". Einige Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß hier keine Unentschiedenheit mehr auftreten kann. RV. X 54, 5: *tvám ājñātá tvám indrāsi dātá* „Du bist der Anordner, du bist, o Indra, der Geber". VIII 46, 2: *tvā́ṁ hí satyám adrivo / vidmá dātā́ram iṣā́ṁ / vidmá dātā́raṁ rayīṇā́ṁ* „Denn dich erkennen wir als den wahren, o du mit Schleudersteinen Versehener, dich erkennen wir als den Spender von Labungen, dich erkennen wir als den Spender von Reichtümern". RV. III 54, 16: *dātrā́ṁ rakṣethe ákavair ádabdhā* „Ihr schützt die Gabe durch vollkommene (Gaben), wenn ihr nicht getäuscht werdet". Beide Wörter, *dātṛ́* und *dātrá*, werden RV. IX 97, 55 in ein und derselben Strophe gebraucht: *ási bhágo asi dātrásya dātá* „Du bist Bhaga, du bist der Geber der Gabe". Eine Verwechslung der Bedeutung kann nicht mehr stattfinden.

Die vorstehenden Ausführungen haben uns gezeigt, wie wir von den sprachlichen Tatsachen aus auf die Psychologie des Menschen schließen konnten und was die Grundlage der Dingbeseeltheit und der Personifikation war, nämlich die participation mystique, die besagt, daß der Mensch gleichsam dynamisch identisch ist mit seinem Objekt. Nun ist aber das psychische Geschehen eine Wirklichkeit und als solche wirkt sie auch auf die Äußerungen des menschlichen Lebens, sodaß wir sagen können, die kulturellen Güter sind Schöpfungen und Abbilder der Psyche. Zu diesen kulturellen Gütern gehört aber in erster Linie auch die Sprache. Wie wir sahen, ist gerade die religiöse Funktion eine der bedeutendsten und sie muß sich notwendigerweise auch in der Sprache auswirken. Dies nachzuweisen ist jetzt unsere Aufgabe.

Im Lateinischen und den altlateinischen Dialekten haben wir von der Wurzel *dō* „geben" eine Anzahl von Formen mit *-u-*, die Optative sind. Das Material ist bei Neue-Wagener, Formenlehre der lateinischen Sprache, 3. Aufl. Bd. III (1902—05), S. 311f. angeführt. Von diesen Formen, *duim, perduim, purdouitu* usw. erklärt Ferd. Sommer[1]), S. 540: „in der daktylischen Sprache

---

[1]) Ferd. S[illegible] Handb. der lat. Laut- u. Formenlehre, 2. Auflage.

unbekannt, prosaisch nur in der Gesetzessprache (Liv. XXII 10, 2) und vor allem in Gebets- und Verwünschungsformeln: *duīs* Cato agr. CXLI 3, *dī* ... *duint* Cic. Cat. I 22, Kaiser Tiberius b. Tac. ann. IV 38; *perduint* Cic. Dei 21; Apul. m. IX 21". Lindsay-Nohl[1]) erklärt S. 592: „Bei Plautus haben wir die Optativformen *duim, perduim* besonders in Gebeten und Verwünschungen". ... „Die Form *duim* war den altlateinischen Gebeten eigen." Wir beachten hier, daß diese Wörter wiederum nur in der sakralen Sphäre gebraucht werden, wozu auch das Recht gehört, das nie und nimmer von der Religion zu trennen ist. Zu diesen Formen sagt Ferd. Sommer[2]), S. 539: Sie gehen mit kypr. inf. *aor.* *δoϝ-εναι* (lit. *dov-anà* „Gabe"), umbr. *purdou-itu* „porricito", falisk. *douiad* „duit" auf eine *u*-Dublette der Wz. *dō* zurück, und die genannten Belege aus den andern ital. Dialekten empfehlen, lat. *-du-* als *-dou̯* zu fassen," ... Vgl. Herbig. IF. 32, S. 82. Bestritten wird dieser Zusammenhang nur durch v. Planta, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte, II S. 252 Anm. 1, allerdings ohne jede Begründung. Zu dieser Nebenform *dou̯* hatten schon Osthoff-Brugmann, Morphologische Untersuchungen, IV 370 altind. *dúvas* gestellt, und auch H. Hirt, IF. 21, S. 170 ist damit einverstanden. Von diesen beiden Wurzeln *dō* und *dou̯* sagt Stolz[3]): „Das Verhältnis von *dō* zu *dou̯* ist unklar". Das Verhältnis kann uns nicht länger unklar sein, wenn wir die grundlegenden Untersuchungen von F. Specht[4]) heranziehen, der eingehend über ein indogerm. *-u*-Suffix gehandelt hat. Er sagt: „Diese eigentümliche Stammbildung hängt, wie W. Schulze gezeigt hat, mit der sakralen und kultischen Verwendung solcher Wörter zusammen". Also, durch das *-u*-Suffix wird das Wort für den religiösen Gebrauch reserviert. Dieser Tatbestand gilt auch für das Verbum. F. Specht hat sich nur auf das Nomen beschränkt, und es ist das Verdienst von W. Havers. diese Betrachtungsweise in seinen Übungen auch auf die anderen grammatischen Kategorien ausgedehnt zu haben.

Das zu dieser Wurzel *dou̯* gehörige altind. Nomen *dúvas* wird nun bezeichnender Weise nur in der sakralen Sphäre gebraucht, und zwar ist es die Opfergabe, die der Mensch dem

---

[1]) Lindsay-Nohl, Lat. Grammatik.

[2]) Ferd. Sommer, a. a. O.

[3]) Stolz, Lat. Gram. 5. Auflage, S. 310.

[4]) Fr. Specht, Zur indogermanischen Sprache und Kultur [= o. LXIV 1—23], S. 4. Siehe auch S. 5 und 7.

Gotte darbringt, und da durch seine Spende das Wohlwollen des Gottes erreicht wird, so ist *dúvas* auch die Gabe des Gottes an den Menschen. Es hat also im wesentlichen denselben Inhalt wie *rātí*. Was allerdings unter *dúvas* im engeren Sinne verstanden worden ist, läßt sich aus den Belegstellen nicht erweisen. F. Geldners[1]) Bestimmung „*dúvas* ist Vertraulichkeit, Freundschaft" trifft nicht den Kern des Wortes, der Zusammenhang mit „geben" (*dō*, *dā*) ist ganz unberücksichtigt gelassen. Ich gebe nun die einschlägigen Stellen, wo *dúvas* die Gabe des Menschen an den Gott ist.

RV. I 4, 5: *dádhānā índra id dúvaḥ* „indem ihr nun dem Indra die Gaben spendet". I 14, 1: *aíbir agne dúvo gíro / víśvebhih sómapītaye / devébhir yāhi yákṣi ca* „Mit allen diesen Göttern komm herbei, o Agni, zu den Opfergaben, zu den Lobliedern, um Soma zu trinken, und vollziehe das Opfer". I 30, 15: *á yád dúvaḥ śatakratav* „Wenn du, o hundert Kräfte Besitzender, auf die Opfergaben eingehst". IV 2, 9: *yás túbhyam agne amṛ́tāya dáśad / dúvas tvé kṛṇávate yatásruk* „Wer dir, o Agni, dem Unsterblichen, spendet und dir Gaben darbringt mit bereitgehaltenem Opferlöffel". IV 8, 6: *yé agná dadhiré dúvaḥ* „Die dem Agni Gaben gespendet haben". VI 14, 1: *agná yó mártyo dúvo / dhíyaṁ jujóṣa dhītíbhiḥ* „Der Sterbliche, der dem Agni Gaben und ein Gebet in andächtiger Stimmung dargebracht hat". VI 15, 6: *devó devéṣu vánate hí no dúvaḥ* „Als Gott führt er zu den Göttern unsere Gaben". VI 29, 3: *śriyé te pádā dúva á mimikṣur* „Zum Glanz haben deine Füße die Gaben benetzt". VII 20, 6: *yajñaír yá índre dádhate dúvāṁsi* „Wer unter Opfern dem Indra Gaben spendet". VIII 31, 9: *devéṣū kṛṇuto dúvaḥ* „Zu den Göttern bringt ihr die Gabe". IX 65, 3: *á pavamāna suṣṭutíṁ vṛṣṭíṁ devébhyo dúvaḥ / iṣé pavasva saṁyátaṁ* „Zu den Göttern, o Läuternder, ströme das Loblied, den Regen, die Opfergabe, zum Labetrank, den ununterbrochenen [Regen]". X 20, 7: *yajñāsáhaṁ dúva iṣe* „Zum Opfergewaltigen treibe ich die Gabe".

Die „Gottesgabe" bezeichnet *dúvas* an folgenden Stellen: RV. I 36, 14: *vidá devéṣu no dúvaḥ* „Finde uns unter den Göttern Gabe". I 37, 14: *sánti káṇveṣu vo dúvaḥ* „Bei den Kaṇvas sind eure Gaben". III 2, 6: *ágne dúva ichámānāsa* „O Agni, deine Gaben suchend". III 16, 4: *cákrir devéṣv á dúvaḥ* „er erwirbt bei den Göttern Gaben". VI 16, 18: *áthā dúvo vanavase* „deshalb

---

[1]) Karl F. Geldner, Der Rigveda, zu dieser Stelle.

mögest du Gaben spenden". VII 22,4: *kr̥ṣvá dúvāṁsi ántamā* „Mache, daß deine Gaben die besten sind".

Das Verbum *duvasyáti* kommt an folgenden Stellen im Sinne des Gebens der Götter vor. RV. I 112,15: *yábhir vittájāniṁ dúvasyáthaḥ* „Mit welchen [Förderungen] ihr beiden den [Kali], der ein Weib genommen hat, begabt". I 112,21: *yábhiḥ kr̥śánam ásane duvasyátho* „Mit welchen [Hilfen] ihr beiden den Kr̥śānu beim Schießen begabt". III 51,3: *anehása stúbha índro duvasyati* „Die untadeligen Loblieder belohnt Indra", d. h. der Gott gibt eine Gabe für die ihm dargebrachte Spende. I 119,10: *yuvám pedáve puruvá̄ram aśvinā spr̥dhā́m śvetá́m terutā́ram duvasyatha* „Ihr Aśvins, ihr schenkt dem Padra den kostbaren Schimmel, den Überwinder der Feinde".

Von Göttern zu Göttern wird *duvasyáti* gebraucht RV. III 1,13: *pá́niṣṭhaṁ jātáṁ tavásaṁ duvasyan* „Den hochgeschätzten [Agni], als er geboren war, den starken, begabten die Götter". VII 82,5: *kṣémeṇa mitró váruṇaṁ duvasyáti* „Mit Sicherheit stattet Mitra den Varuṇa aus". RV. III 3,1 heißt es, daß Agni die Gaben, offenbar die der Menschen, zu den Göttern trägt: *agnír hí devā́n amŕ̥to duvasyáty* „Denn Agni, der Unsterbliche, bringt die Gaben zu den Göttern".

An allen anderen Stellen handelt es sich bei *duvasyati* um die Darbringung an die Götter. RV. I 62,10: *purú sahásrā jánayo ná pátnīr / duvasy yánti svásāro áhrayāṇaṁ* „Viele tausend Schwestern bringen ihm ihre Gaben, wie vermählte Frauen dem nicht schüchternen [Gatten ihre Liebesgunst]". I 78,2: *tám u tvā gótamo girá rāyáskāmo duvasyati* „Dir spendet Gotama mit einem Lied eine Gabe, nach Reichtum verlangend". I 167,6: *gāthā́ṁ sutásomo duvasyán* „Wann der Somabereiter das Lied darbringt". III 1,2: *samídbhir agním námasā duvasyan* „Mit Brennhölzern und Verehrung machen sie eine Spende dem Agni". III 2,8: *duvasyáta dámyaṁ jātávadasaṁ* „Spendet dem häuslichen Jātadvedas [d. h. dem Agni]". V 28,6: *duvasyátāgníṁ* „Bringt dem Agni eine Spende dar". V 42,11: *námobhir devám ásuraṁ duvasya* „Mit Verehrungen spende dem Gotte, dem Asura". V 49,2: *sūktaír deváṁ savitáraṁ duvasya* „Mit Liedern spende dem Gott Savitar". VI 15,6: *agním-agniṁ vaḥ samídhā duvasyata* „Spendet mit eurem Brennholz dem Agni". VI 16,46: *vītí yó deváṁ márto duvasyéd* „Der Sterbliche, der dem Gott mit einem Opfermahl eine Spende darbringt". VIII 44,1: *samídhāgníṁ duvasyata* „Spendet dem Agni mit Brennholz". X 14,1: *yamáṁ rájānaṁ havíṣā duvasya* „Spende dem König Yama mit Opfertrank".

Betrachten wir nun noch die übrigen Ableitungen von *dúvas*, so sehen wir wieder, daß es sich hierbei um die Gaben des Menschen an die Götter handelt. RV. VIII 102, 2: *devā́n agne duvasyúvā* „Mit dem, o Agni, der den Göttern spenden will". X 100, 12: *rā́jiṣṭhayā rā́jyā paśvá ā́ gós tū́tūrṣati váry ágram̐ duvasyúḥ* „Der Opferwillige erlangt das Beste an Vieh und Rind auf der geradesten Linie". Auch *duvoyā́*, das nur im Instrumental vorkommt, bezeichnet die Darbringung der Gabe durch den Menschen. So RV. V 36, 6: *yū́ne sám asmai kṣitáyo namantām̐ / śrutárathāya maruto duvoyā́* „Diesem Jungen sollen die Menschen gehorchen, ihm, der einen berühmten Wagen hat, ihr Maruts, mit einer Spende". Hierher gehört auch das *duvasyā́d* in RV. I 165, 14, für das schon R. Roth ein *duvasyā́* = *duvoyā́* vorschlug: *ā́ yád duvasyā́ duvā́se ná kārúr* „Weil wie ein Dichter mit der Gabe [uns] als Spender [eingeladen hat]" [1]).

Adjektivisch wird *duvoyú* gebraucht RV. VI 36, 5 als Attribut eines Gottes: *yó duvoyúr* „Der willig ist Gaben zu spenden". Sonst wird es adverbiell gebraucht im Sinne von „als eine Gegengabe, um eine Gegengabe": RV. VII 18, 14. 25 und VI 51, 4: *ādityā́n yāmy áditim duvoyú* „Zu den Ādityas gehe ich, zur Aditi, um eine Gegengabe".

Der häufige Gebrauch dieses Wortes und seiner Ableitungen im Sinne von „Gabe des Menschen an die Götter", denen nur wenige im Sinne von „Gabe des Gottes an die Menschen" gegenüberstehen, worin sich wieder die primitive Vorstellung zeigt, daß der Mensch der Zauberer ist, unterscheidet es von der Wurzel *rā* und dem Substantiv *rātí*, das in erster Linie, wie wir sahen, die „Gabe des Gottes an die Menschen" bedeutet. Somit ist göttliche und menschliche Sphäre gesondert, aber durch das *u*-Suffix ist das wesentlich der menschlichen Sphäre angehörige *dúvas* für den sakralen Gebrauch reserviert.

Wir hatten oben darauf hingewiesen, daß die Gabe eines Gottes nicht schadenstiftend (*arakṣás, ánarśarāti*) sei, was besagt,

---

[1]) H. Oldenberg, Textkritische und Exegetische Noten, zu dieser Stelle erklärt „*duvā́se* wohl 'zum Zwecke des Lobes'", und verweist auf RV. I 168,3. Der verlagerte Akzent ist nicht berücksichtigt. Ebenso falsch ist H. Graßmann, Wb. zum Rig-Veda, „duvás, a., *vordringend* [von 2. dū]. duvā́se 165,14 (wol = dúvase)". *duvás* ist von *dúvas* nicht zu trennen. I 168,3 lautet in der Übersetzung von Karl F. Geldner, a. a. O.: „Die wie die ausgepreßten Somatränke von gesättigten Ranken, wenn sie getrunken sind, im Herzen weilen wie vertraute Freunde." Ich bin damit einverstanden, wenn man unter den „vertrauten Freunden" die „durch ihre Gaben liebenswerten Götter" versteht (hier die Maruts).

daß es auch für den Menschen schädigende Gaben gibt, die vielleicht von den Dämonen stammen. Und da die Gabe nun von Gott stammt, so haftet ihr auch immer etwas Göttlich-Dämonisches an. Aber der Mensch ist dem Gotte nicht gewachsen, und die ungeheure Scheu vor allem Eindrucksvollen, die dem Primitiven innewohnt und das er sofort als zauberisch, magisch geladen empfindet, führt ihn dazu, mannigfache Handlungen zu begehen, um sich vor dieser überwältigenden Macht wenigstens etwas zu schützen. Diese Grundeinstellung des Primitiven erklärt auch den Gebrauch des „Schenkungswassers", des *dakkhiṇodaka*, das so oft in den Jātakas, die das Leben des Volkes, weniger das der anmaßenden Oberschicht, so eindrucksvoll schildern, erwähnt werden, z. B. Jāt. I 118,13; 348,22. III 407,9. IV 368,17; 370,19f.; 391,24. VI 570,5. Sehr genau wird diese Zeremonie der Ausgießung des Schenkungswassers geschildert in Jāt IV 370,19, wo es heißt: *tāpaso paccekabuddhassa santikaṁ gantvā vāmahatthena bhattapātiṁ dakkhiṇahatthena kamaṇḍaluṁ gahetvā dakkhiṇodakaṁ datvā patte bhattaṁ pakkhipi* „Nachdem er Asket in die Nähe des Paccekabuddha gegangen war, mit der linken Hand seine Almosenschale, mit der rechten Hand den Wasserkrug genommen hatte und ihm das Schenkungswasser dargebracht hatte, legte er die Mahlzeit in die Schale". Über diese Zeremonie schreibt J. Dutoit[1]: „Wenn eine Stiftung gemacht werden sollte, bot der Stifter Buddha oder der Gemeinde eine Schale mit Wasser an, die das Geschenk selbst symbolisch darstellte" und „Als Symbol für eine Schenkung wurde Wasser dem Empfänger in die rechte Hand geschüttet". Damit hat nun J. Dutoit das Wesen dieser Zeremonie gründlich mißverstanden. Er hat nämlich auch noch Zeichen und Symbol miteinander verwechselt. Das Symbol setzt voraus, daß der gewählte Ausdruck die bestmögliche Bezeichnung ist für einen noch unbekannten, „metaphysischen" Tatbestand, der entweder als vorhanden erkannt oder gefordert ist. Die Mahlzeit ist aber kein annoch unbekannter und nicht besser als durch das Wasser ausdrückbarer Gegenstand. Nein, das Wasser wird gegeben, um einen möglichen Schaden, den die Gabe dem Empfänger bringen könnte, abzuwehren, denn das Wasser ist nicht nur heilbringend und heilend, es ist auch ein großer Dämonenverscheucher. Diese apotropäische Handlung hat also ihre Wurzel in der primitiven Anschauung, wo die Gabe

[1]) Julius Dutoit, Jatakam, vol. I 32 und 340.

von der Macht stammt, vor deren Einfluß der Mensch sich zu schützen sucht, ja, wo Gabe und Geber noch eins sind. Und wenn wir heute noch sagen: „es war eine Gabe Gottes“, so drücken wir damit aus, daß wir die göttliche Macht, das göttliche Wirken empfunden haben, daß wir den Gott erlebt haben.

Wien. Herbert Günther.

Etymologische Miszellen.

1. In den bekannten etymologischen Wörterbüchern von Fick, Walde-Pokorny, Boisacq, Prellwitz, Uhlenbeck, Leumann usw. fehlt ein Wort, das sich, soweit ich sehe, nur auf friesischem Sprachgebiet findet, aber sicher als altererbt zu gelten hat, nämlich altfries. *åndul* „Marschgras“ [1]); ostfries. *andel* „eine feine salzhaltige Graspflanze (Glyceria maritima), auf den Hellern wachsend“ [2]); ostfries. *andel* „Gras oder Heu von Glyceria maritima, Queller, Quelder“ [3]); schlesw.-holst. *andel* (*anl̥*) „das zarte grüne Gras, das nach der Queller auf dem frischen Marschschlick wächst, Poa maritima“ [4]), dazu der Dorfname *Andel* [5]). Das Wort fehlt in Richthofens Altfriesischem Wörterbuch (1840), ist deswegen der idg. Etymologie unbekannt geblieben. Holthausen a. a. O. hat *åndul* aus einem altfriesischen Text in sein Wörterbuch aufgenommen und stellt es richtig zu griech. *ἄνθος* „Blüte, Blume“, dem sich ai. *ándhas-* „Kraut, Somakraut, Grünes“ < idg. **ándhos* „Blume, Kraut“ (Fick I⁴, 3, Walde-Pokorny I 67) anschließt. Lexikalisch ist *andel* zuerst im Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs I (1767) 17: „*andel*, Gras, so auf einem hohen Groden [6]) am salzigen Wasser wächst“, gebucht, aber hier wie bei Holthausen („nd. *andel*“) darf man unter „niederdeutsch“ nur das nd. Gebiet, das auf ursprünglich friesischem Sprachgebiet liegt, verstehen, denn in dem übrigen niederdeutschen Sprachgebiet ist das Wort nicht bekannt. In Grimms DWB. ist *andel* nicht aufgenommen.

---

[1]) Holthausen, Altfriesisches Wörterbuch (1925) 3.

[2]) Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache I (1879) 35.

[3]) Stürenburg, Ostfriesisches Wörterbuch (1857) 4.

[4]) Mensing, Schleswig-holsteinisches Wörterbuch I (1925) 119.

[5]) Molema, Wörterbuch der Groningenschen Mundart (1888) 7.

[6]) Gröde = angeschwemmter und dann angewachsener Boden im frisch eingedeichten Neulande, altfries. *grōde* „angeschwemmtes Neuland“; Holthausen, Altfries. Wb. 36, mnd. *grōde* Lübben-Walther, Mnd. Handwörterb. (1888) 129; Lasch-Borchling, Mnd. Handwörterb. I 164.

2. Altfrz. *isanbrun*, prov. *izanbrun* „ein Stoff von schwärzlicher Farbe" hatte schon Diez, Etym. Wb.[4] (1878) 619 als germanisch erkannt, er verweist auf *eisenbraun*, das sonst nirgends belegt ist[1]), wohl aber *eisengrau*, mhd. *īsengrā*, ags. *īsengræg*, altn. *järngrār* (*jarn* entlehnt aus altir. *iarn*) und *eisenfarb*, mhd. *īsenvar*. Körting, Lat.-roman. Wb. (1891) 421 Nr. 4436 setzt richtig die genauere Grundform, nämlich ahd. **īsenbrūn*, an, aber bei Meyer-Lübke, Rom. etym. Wb.[2] (1924) 328 Nr. 4550 findet sich fälschlich ahd. **isenbrun*, das von Holthausen[2]), Zs. f. rom. Phil. XXXIX (1919) 493 in **īsanbrūn* verbessert war, danach bei Meyer-Lübke im Wortverzeichnis S. 1066 als ahd. **īsenbrūn* angesetzt. In der dritten Auflage (1935) S. 371 Nr. 4550 steht wieder ahd. **isenbrūn*, dagegen im Wortverzeichnis S. 1167 ahd. **īsenbrūn*. Ahd. **īsanbrūn* (nicht **īsenbrūn*) dürfte doch wohl die genaueste Grundform der beiden romanischen Wörter sein, wie sie von Holthausen angesetzt ist.

3. Für altfrz. *rangier* setzt Meyer-Lübke, REW.[2] (1924) 541 Nr. 7206a = REW.[3] (1935) 596 Nr. 7206a ein dän. *rendyr* „Renntier" an. Ich kenne nur dän. *rensdyr*, dem schwed. *rendjur* (neben *ren*), altn. *hreindȳri* (neben *hreinn*), engl. *reindeer* (neben ags. *hrān*), mndl. *rendier*, nndl. *rendier* (neben älterem *reen, reyn, reyner*), älternhd. *ran(i)ger, rainger, rainsthier, rein(er), reen(er)* entsprechen. Ist das dänische Wort wirklich die unmittelbare Quelle des altfranzösischen Wortes? Wie steht es mit dem Ansatz *rendyr* statt *rensdyr*? Es müßte doch älter als das altfrz. *rangier* sein, wenn es dessen Ausgangspunkt sein soll. Bei Littré, Dict. de la lang. franç. II, 2 (1869) 1471 finde ich *ranger, rangier* „terme de blason[3]); nom de renne" mit Belegen aus dem 14. und 15. Jahrh. und der Etymologie: laponais[4]) *rainga*[5]), norvégien *hreingyr* [lies *hreindýr*??] und S. 1618: *renne* „quadrupède du nord", étym. all. *Renn*, lapon. *raingo*[6]). Godefroy, Dict. de l'ancienne langue française

[1]) *eisenbraun*, die braune Malerfarbe (ohne Belege), Grimm, DWB. III (1862) 368, ist ganz jung.

[2]) Bei Meyer-Lübke, REW.[2] 1062 fälschlich zweimal hintereinander Holzhausen statt Holthausen.

[3]) Wappenkunde. [4]) lappländisch, lappisch.

[5]) Lappisch *raingo* „Renntier", das sich auch in den Wörterbüchern von Diez, Schmeller, Grimm, Heyne u. a. findet, existiert aber gar nicht, vgl. W. Thomsen, Einfluß der german. Sprachen auf die finnisch-lappischen (Halle 1870) 46. Heute heißt es lappisch *påtso*.

[6]) So auch Körting, Etym. Wb. der französischen Sprache (1908) 339: *renne* „Renntier", dtsch. *Renn-*, altn. *hreinn*. Seine Deutung von *rang(i)er* „Renntier" (S. 331): gleichsam lat. **ramigārius*, umgeb. aus **ramiger* „Astträger, d. h. Tier mit astähnlichem Geweih" ist ganz abwegig.

VI (1889) 593a gibt ebenfalls Belege aus dem 14. Jahrh. und späterer Zeit, die in der Form *rangier, ranger, rancher, ranglier* auftreten. Seit dem 14. Jahrh. ist das franz. Wort also sicher nachzuweisen. Im Holländischen und Deutschen ist das Wort aber erst um 1600 urkundlich bezeugt, so daß eine Vermittlung (*rendier, rainger*) dieser beiden Sprachen für das Französische wohl kaum in Frage kommt. Ich kann leider mit meinen Hilfsmitteln nicht feststellen, wie das dänische Wort im 14. Jahrh. gelautet hat, und wieweit der Ansatz von Meyer-Lübke richtig ist. Wartburgs und Gamillschegs Etymol. Wörterbücher des Französischen konnte ich leider nicht einsehen.

4. Ai. *kiki-* „blauer Holzhäher“, *kikidīvi-* (neben *kikidiva-, kikidivi-*) „blauer Holzhäher“, stellt man gewöhnlich zusammen mit griech. *κίσσα* „Häher“ < **κικι̯α*, att. *κίττα*, ags. *higora, higore*, mnd. *heger*, ahd. *hehara* „Häher“, mhd. *heher*, nhd. *Häher* aus **hihurō*, **higuran* < **kik-ro-* (Walde-Pokorny I 451; Boisacq 459; Uhlenbeck 53 u. a.). Daß hier ein onomatopoetisches Gebilde *kik-* oder *kiki-* zugrundeliegt, zeigt das Sanskrit, denn *kiki-* hätte nach dem Palatalgesetz zu **cici-* werden müssen (Brugmann, Grundr. I[2] 576), ist aber zur Festhaltung der Schallnachahmung erhalten geblieben (Walde-Pokorny I 451). Das Schallgebilde **κικκι* (*ćiććì*) mit verschärftem *k* in der Mitte des Wortes liegt nun auch dem Namen der „Meise“ in einigen unteritalienischen Mundarten, die auf altem griechischen Kolonialgebiet heimisch sind, zugrunde, nämlich: otrant. *ćićivẹ̀ḍḍa, ćićárra*, salent. *ćićárra, ćinćárra*, G. Rohlfs, Etym. Wörterbuch d. unteritalien. Gräzität (Halle 1930) 120 Nr. 1000. Man denkt auch unwillkürlich an die onomatopoetischen Bezeichnungen des Haushahnes nach seinem Ruf *kikerikí, kikriki, kikri* im Deutschen, der auch in einigen romanischen Mundarten als *kikirriki* vorliegt, vgl. Meyer-Lübke, Rom. etym. Wb.[3] (1935) 382 Nr. 4699a. In den verwandten Sprachen liegen aber auch vokalisch abweichende Formen vor, wie z. B. lit. *kakarýkū*, klr. *kukuríku* usw. Aber griech. *κίκιρρος· ἀλεκτρυών* Hesych, *κικκός· ἀλεκτρυών* Hesych, *κίκκα· ἀλεκτορίς* Hesych, lat. *cicirrus* (wohl aus griech. *κίκιρρος* entlehnt) zeigen wieder das Schallgebilde *κικ, κικι* mit *i*-Vokalismus. Wenn es nun auch nicht gut möglich ist, einem onomatopoetischen Gebilde mit Sicherheit eine geschichtliche Entwicklung und Verbreitung nachzuweisen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß auch in der idg. Ursprache bereits gewisse Tiernamen aus der Nachahmung der Naturlaute dieser Tiere gebildet sind, z. B. der Name des Kuckucks, vgl. H. Hirt, Idg. Gramm. III (1927) 9, wobei die Reduplikation eine wichtige Rolle gespielt hat, wie das auch bei den lautmalenden Interjektionen (z. B. d. *ha ha*, russ. *cha cha*, ai. *ha ha*, griech. *ἆ ἆ* usw., ursprünglich wohl ein Ausdruck des Lachens) der Fall ist. So möchte ich auch

annehmen, daß bereits in der idg. Ursprache zur Bezeichnung gewisser Vögel das Schallgebilde *kik, kiki, kikki* gedient hat. Daß im Laufe der Zeit auch wieder Neubildungen nach dem Naturlaut der Tiere geschaffen sind, ist nicht ausgeschlossen. Zu einem ganz sicheren Resultat kommen wir eben bei diesen Wortkategorien nicht.

Schwerin i. M. Ernst Schwentner.

Sachregister.

Wortregister.

Zugesandte Druckschriften.

Beythan, Hermann, Praktische Grammatik und Übungsbuch der Tamil-Sprache. I. Teil: Grammatik, Leipzig, Otto Harrassowitz (Sprachkundliche Lehr- und Wörterbücher des deutschen auslandwissenschaftlichen Instituts, Band 42). XI + 226 S. 8°. 18.— DM. [Sehr klargeschriebene Einführung in die heutige tamilische Umgangssprache in Umschrift, und zugleich in den dravidischen Sprachtypus. Die Aussprache der Laute ist auf 20 Seiten sehr übersichtlich behandelt. Auch für den Sprachforscher finden sich manche wertvolle Ausblicke, z. B. was § 213 über die Vermeidung des mit vielen Zusätzen beschwerten *payareccam* und seinen Ersatz durch kurze Hauptsätze gesagt wird. H. O.]

Dumézil, George, Le troisième souverain. Essai sur le dieu indoiranien Aryaman et sur la formation de l'histoire mythique de l'Irlande. (Les dieux et les hommes. Collection publiée sous la direction de G. Dumézil III.) Maisonneuve, Paris 1949. [Eingehende exegetische und religionswissenschaftliche Untersuchung der Rolle des Gottes Aryaman im Veda und Avesta, Auseinandersetzung mit der von mir in „Fremdling im RV." vorgetragenen Auffassung über die Bedeutung von *ari*, *arya* und *aryaman*, die in wesentlichen Punkten abgelehnt wird, Gegenüberstellung der „bemerkenswerten Übereinstimmungen in der mythischen Funktion und Tätigkeit" zwischen dem Heros Eremon irischer völkischer

Ursprungslegenden und dem arischen Aryaman. Alles im Zusammenhang mit den bekannten Versuchen des Verf.s einer Rekonstruktion einer von ihm vorausgesetzten idg. politisch-religiösen Mythologie. Interessant und anregend, aber gründlicher Überprüfung ebenso bedürftig wie würdig. Th.]

Herbig, Reinhard, Zur Bedeutung von etruskisch *fler-*. Heidelberg, Winter. 1950. 31 S. 5 Tafeln. (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1950, 1. Abh.) [Mit Hilfe der Denkmäler als Inschriftträger werden drei Bedeutungen miteinander verbunden: *flere* „Brunnen", *flereś* „(Guß-)Statue", *fleres* „Schmied". E. H.]

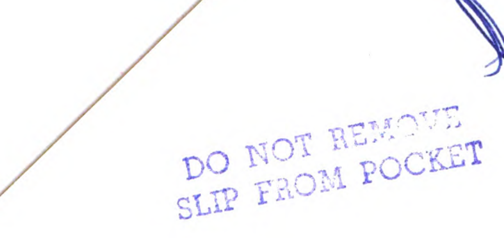
Language. Journal of the linguistic society of America. Baltimore. Vol. 26, No. 1. January-March 1950. 197 S. Dazu 2 Supplementhefte: Index to Language 21—25 (1945—1949). 46 S. und: Bulletin No 23. 64 S. [Für unsere Leser sind wichtig: Sturtevant: The pronunciation of written a-i und a-u in Hittite, Hall: The reconstruction of Proto-Romance und Bolinger: The comparison in Inequality in Spanish. Die weiteren Aufsätze betreffen Chinesisch, Japanisch und Senufo. Umfangreicher Besprechungsteil. — Das Bulletin berichtet über zwei Kongresse und enthält die Liste der Mitglieder. E. H.]

Niedermann, Max, Senn, Alfred, Brender, Franz, Wörterbuch der litauischen Schriftsprache. 15. Lieferung. Heidelberg, Winter. 1943. S. 385—448. (Indogermanische Bibliothek, 5. Abteilung, 3. Band.) [Die 7. Lieferung des 2. Bandes enthält die Wörter *pãgirios* bis *palaikýti*, darunter etwa ein Drittel der mit *pa-* komponierten Verben. Reichhaltig und zuverlässig wie immer. Hoffentlich kommt das Werk trotz der Ungunst der Zeiten bald zum Abschluß. E. H.]

Schwarz, Ernst, Deutsche Namenforschung. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. I. Band: Ruf- und Familiennamen 1949. 228 S. — II. Band: Orts- und Flurnamen. 1950. 322 S. [Eine Fülle des Materials wird systematisch geboten, besonders wichtig das sudetendeutsche. Alle Probleme werden erörtert: Vor- und Siedlungsgeschichte, Einfluß von Kirche und Sitte usw., Kartenskizzen und Literaturangaben unterstützen die fesselnde Darstellung. Zu I 80f. (Metronymika) verweise ich auf Lechanteur, Onomastica I 53ff., der solche Namen unehelicher Kinder in der Normandie behandelt. Das wohlgelungene Werk wird der Namenforschung neue Kräfte zuführen. E. H.]

Schwarz, Ernst, Die deutschen Mundarten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1950. 202 S., 2 Karten, 20 Kartenskizzen im Text. [Ehe die deutsche Mundartgliederung (S. 160ff.) dargestellt wird, sind alle methodischen Vorbereitungen dazu getroffen, z. B. Laut- und Wortgeographie in ihrer Arbeitsweise geschildert. Die Siedlungsmundarten werden stark herausgearbeitet. Die beiden Schwerpunkte der Darstellung sind Rheinland und Sudetenland. Die Bedeutung der Mundartenforschung für die Geschichte der Ostsiedlung tritt stark hervor. Neben dem bekannten Werk von A. Bach wird Schwarz' Buch sicher seinen Platz behaupten. E. H.]

Whatmough, Joshua, The Dialects of Ancient Gaul. This work collects all the evidence pertinent to the linguistic situation in pre-Roman Gaul, together with such comment and interpretation as is necessary and justified. The work falls into two divisions, I The Records of the Dialects and II Commentary, Grammar, Glossary, and Indexes. — Erschienen ist als Mikrofilm (Ann Arbor, Michigan: University Microfilms, 1950): Part I, 1 Alpine Records, 2 Gallia Narbonensis, 3 Aquitania, 4 Lugdunensis. Demnächst kommt heraus: 5 Belgica, 6 Germania Inferior.


DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET


ALF Collections Vault
3 0000 103 742 056